



Zehn Jahre in Deutschland

留德十年

(1935－1945)



季羡林 (Ji Xianlin)

FOREIGN LANGUAGE TEACHING AND RESEARCH PRESS

Zehn Jahre in Deutschland
1935 – 1945

Ji Xianlin

Übersetzt von

Li Kuiliu　李逵六
Roswitha Brinkmann　秉玫瑰
Liu Daoqian　刘道前

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Mehr als siebzig Jahre sind vergangen wie ein Frühlingstraum. Nicht immer schwang in diesem Traum nur die schöne Leichtigkeit herrlicher Frühlingsnächte mit. Es schlugen auch hohe Wellen zu tobender Flut, es musste Wirrnis tanzen. Dennoch schwebte mein Leben wie ein Traum dahin.

Sehne ich mich zurück nach diesem Traum? Ja, das muss ich wohl zugeben. Gern erinnert man sich im Alter an die Vergangenheit, an die ferne wie an die nahe, mag sie in der Heimat oder im Ausland spielen, man schiebt sie nicht so einfach beiseite. Natürlich bin ich da keine Ausnahme. Die Engländer sprechen gern von der „guten alten Zeit", und genau nach dieser verlangt es mich. Die alten Zeiten! Erinnerungen kommen auf und beglücken. Was damals alltäglich war, verklärt sich im Rückblick zu einer wundervollen Einmaligkeit, von der man lange zehrt. Oft finde ich mich jetzt in Erinnerungen versunken.

Eigentlich habe ich nie daran gedacht, jene zarten und gleichzeitig erdrückenden Träume aufs Papier zu bannen. Das hielt ich für gänzlich unnötig. Doch ruhe ich allein in der Stille der Nacht auf meinem Kissen, lasse ich so manches Mal Szene für Szene meines vergangenen Lebens vor meinem geistigen Auge auferstehen. Ich selbst bin dabei nur ein vergnügter Beobachter. Das vergangene Leben kann nie mehr zurückkehren, das ist unmöglich, aber das ist auch gar nicht notwendig. Ich habe überlebt, das mache ich mir stets bewusst. Gewählt hatte ich den breiten Weg, bin aber auch schmale Holzstege gegangen und habe allen Widrigkeiten getrotzt. Und bis zum heutigen Tage weile ich noch in dieser Welt und kann an Vergangenes zurückdenken. Ist das nicht ein großes

Glück?

In den letzten Jahren haben mir jüngere Freunde immer wieder vorgeschlagen, doch manche Episoden meiner Erinnerungen niederzuschreiben. Sie vertreten die Ansicht, Intellektuelle wie ich, die die Siebzig bereits hinter sich gelassen und die Achtzig fest im Blick haben, gehörten in der chinesischen Geschichte zu einer seltenen Spezies. Vieles hätten wir schon erlebt und so manche Epoche durchgestanden, und was ich erlebt habe, hätten nur ganz wenige am eigenen Leibe erfahren. Meine Eindrücke, meine Empfindungen und meine Lebenserfahrungen sollten auch anderen als Beispiel dienen. Vielen jüngeren Intellektuellen und sogar Intellektuellen mittleren Alters seien die vergangenen Zeiten kaum verständlich. Sprächen wir mit ihnen über das Vergangene, machten sie so große Augen, als hörten sie von fernen Mythen und Legenden. Deshalb raten mir meine Freunde, all diese Erlebnisse aufzuschreiben, ich dürfe nicht so „eigennützig" sein, sie nur zum eigenen Vergnügen in meinem Gedächtnis aufzubewahren. Erfahrungen weiterzugeben sollte doch die unausweichliche Pflicht unserer Generation sein.

Ich habe den Vorschlag meiner Freunde gut überdacht und muss ihnen Recht geben. Geboren wurde ich während der Xinhai-Revolution[1], zu einer Zeit, als der Sommer sich zum Herbst neigte, einen Monat etwa vor dem 10. Oktober 1911. Zu dieser Zeit war ich Untertan des Kaisers der großen Qing-Dynastie und gehörte zu ihren jungen Anhängern. Schon in frühesten Kindertagen hörte ich vom Qing-Kaiser. In meiner kindlichen Gedankenwelt war der Kaiser weder Mensch noch Gott, weder Drache noch Schlange, vielmehr vereinte er alle Gestalten in einer einzigen. Nach dem Sturz des letzten Kaisers folgten bald Yuan Shikai[2] und ihm

[1] Bürgerlich-demokratische Revolution von 1911.

[2] Yuan Shikai 袁世凯 (1859 – 1916), Militärführer und Politiker während der späten Qing-Dynastie und der Republik China.

wiederum heftig sich bekämpfende Militärmachthaber. Land auf, Land ab traten Schurken jedweder Art auf den Plan. Als ich drei Jahre alt war, brach der Erste Weltkrieg aus. Davon hatte ich allerdings keine Ahnung, auch von der Bewegung des 4. Mai[3] nahm ich als heranwachsendes Kind kaum Notiz. Nur der Wechsel vom klassischen zum modernen Chinesisch erregte in bescheidenem Umfang meine Neugier. Als Grund- und Mittelschüler nahm ich mit älteren Kindern an den Protestdemonstrationen teil. Wir verbrannten japanische und englische Waren und waren von Aufregung und Begeisterung erfüllt. Während meiner Zeit als Oberschüler begann die Herrschaft der Guomindang-Regierung[4]. Aufs Neue trieb allerlei Gesindel innerhalb der Guomindang sein Unwesen. Zu Beginn meiner Studienzeit tat sich der japanische Imperialismus hervor. Nach dem „Zwischenfall des 18. September 1931“[5] beteiligte ich mich mit zahlreichen Kommilitonen der Qinghua-Universität am Hungerstreik und legte mich mit ihnen auf die Schienen der Eisenbahn. Wir fuhren zur Protestdemonstration nach Nanjing. Dort traf ich zum ersten und auch zum letzten Mal Chiang Kai-shek[6]. Der „Zwischenfall vom 7. Juli 1937“[7] ereignete sich während meines Studiums im Ausland. Die Hälfte des Vaterlandes geriet in die Klauen der ausländischen Aggressoren, die es schließlich auch besetzten. Ich konnte nicht in die Heimat zurückkehren. „Ich warte und warte auf eine Möglichkeit heimzukehren. Kuckuck, Kuckuck, sing mir nicht ins Ohr.“[8]

[3] Politische und kulturelle Erneuerungsbewegung mit antiimperialistischer und antifeudalistischer Stoßrichtung im Jahre 1919.

[4] Die Hauptstadt der Guomindang-Regierung war Nanjing.

[5] Am 18.09.1931 sprengten die sich in Manzhou befindenden japanischen Soldaten die Eisenbahnstrecke am Liutiao-See in Shenyang und behaupteten, die chinesischen Soldaten hätten sie gesprengt.

[6] Chiang Kai-shek 蒋介石 (1887 – 1975), damaliger Präsident der Republik China.

[7] Am 7. Juli 1937 griff das japanische Militär China offiziell an.

[8] Bai Juyi 白居易 (772 – 846), Tang-Dynastie, berühmter Dichter.

Im fremden Land konnte ich den Ruf des Kuckucks nicht vernehmen, zu hören bekam ich hingegen das Dröhnen der Bomber hoch über uns, das mit dem Knurren meines Magens zusammenging. Hin und wieder gesellte sich das Bellen Hitlers aus dem Radioempfänger hinzu. Auf diese Weise verbrachte ich acht lange Jahre. „Acht Jahre loderten die Flammen des Krieges – ein Brief von zu Hause war nur in Goldbarren aufzuwiegen."[9] Nie hatte ich einen goldenen Brief von daheim erhalten. Schließlich ging der Weltkrieg zu Ende. Ich hielt mich noch ein halbes Jahr in der Schweiz auf, und unter großen Mühen gelangte ich über Frankreich und Vietnam zurück in die Heimat. Die erste Begeisterung hatte sich gerade erst gelegt, da schlug das Unglück erneut zu: drei Jahre lang heftige Inflation. Endlich 1949 die Befreiung. Nach der noch größeren Begeisterung wurde mir klar, dass nicht alle Wege eben und geradlinig sind. Wie oft musste ich starkem Sturm oder heftigem Gewitter trotzen. So war mein ganzes Leben.

Solche reichen und vielfältig verzweigten Erlebnisse hat sicherlich nicht jeder vorzuweisen, und in mancherlei Hinsicht sind sie von großem Wert. Erfahrungen, die man gemacht hat, nebst den Lehren, die man vielleicht daraus gezogen hat, können für einen selbst oder für andere nützlich sein. Falls ich dieses alles verheimlichen wollte, wirkte es in der Tat ein wenig zu egoistisch. Deshalb bin ich entschlossen, dem Rat der anderen zu folgen und meine Lebenserfahrungen wahrheitsgetreu niederzuschreiben. Ich betone hier vor allem „wahrheitsgetreu", denn Erinnerungen schreibt man in einem anderen Stil als beispielsweise literarische Werke, bei denen man ruhig seiner Phantasie freien Lauf lassen kann. Nach meinen Erinnerungen schreibe ich nur die reine Wahrheit. Ob diese Erinnerungen der Literatur zugerechnet werden können, will ich jetzt nicht diskutieren.

[9] Anspielung auf „Frühlingshoffnungen"（《春望》）von Du Fu 杜甫 (712 – 770), Tang-Dynastie, berühmter Dichter.

In der alten wie in der neuen Zeit, im In- wie im Ausland gab es tatsächlich große Dichter, die Erinnerungen als Literatur geschaffen haben. Der größte deutsche Dichter Johann Wolfgang von Goethe war einer von ihnen. Seine „Dichtung und Wahrheit" beweist das fraglos. Ich glaube, andere können das, aber ich kann das nicht. Bei mir findet sich nur Wahrheit, keine Dichtung.

Leider kann ich mich der schwierigen Aufgabe, über mein Leben zu schreiben, zurzeit nicht voll widmen, denn im Augenblick bin ich noch allzu beschäftigt und habe wenig Muße. Ich kann also vorerst nur Abschnitt für Abschnitt daran arbeiten. Ich teile mein Leben von mehr als 70 Jahren in acht Zeitabschnitte ein:

1. In der Heimat
2. Schulzeit in Ji´nan
3. Studienzeit an der Qinghua-Universität, Zeit als Mittelschullehrer
4. Zehn Jahre in Deutschland
5. Kurz vor der Gründung der VR China
6. In den 50er und 60er Jahren
7. Vermischte Erinnerungen im Kuhstall
8. Nach 1978

Im Jahre 1988 habe ich mit Unterbrechungen den vierten und siebten Abschnitt beschrieben. Aus meinem großen Schatz an Erinnerungen aus den verschiedenen Abschnitten meines mehr als siebzigjährigen Lebens lege ich nun das Kapitel „Zehn Jahre in Deutschland" vor, verbunden mit meinen besten Wünschen für die Welt.

Hierzu möchte ich einen Vers von Cao Xueqin zitieren:[10]

Darin keine Spur von grotesken Worten,

alles mit bitteren Tränen geschrieben.

Der Verfasser ist kein Irrer,

er wird verstanden von den Menschen.

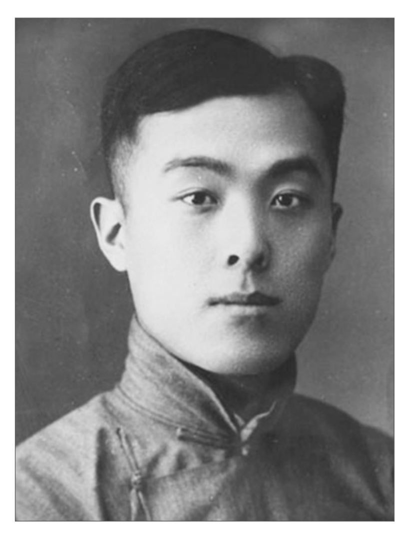
Das wäre der Prolog.

[10] Cao Xueqin 曹雪芹 (1715 – 1763/64), Qing-Dynastie, Schriftsteller, Autor des Romans „Traum der Roten Kammer“ (《红楼梦》).

1. Schwärmerei vom Auslandsstudium

Vor etwa fünfzig bis sechzig Jahren träumten viele Studenten in ganz China davon, im Ausland zu studieren. Ein Studium im Ausland ließ tausende und abertausende Herzen höher schlagen. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein Kommilitone am ganzen Körper zitterte, wie sein Blick erstarrte und Tränen über seine Wangen rollten, als er vernahm, dass die anderen ins Ausland gehen sollten, er jedoch daheim bleiben musste.

Wie war es zu dieser Situation gekommen? Ein wesentlicher Grund lag in der sozialen Situation. Damals gab es zwei Redensarten: „Absolvieren bedeutet ohne Arbeit zu sein" und „nach einer Reisschüssel streben". Ein Hochschulabsolvent, ohne eine so genannte Hintertür, fand weder Arbeit noch seine „Reisschüssel". Reiste der Absolvent hingegen ins Ausland, so hieß das „vergolden" und verschaffte ihm einen hundertfachen Mehrwert. Er glänzte, um ihn scharten sich die Menschen, da er sich schlicht zu einer „gefragten Ware" gewandelt hatte.



Ji Xianlin vor seiner Reise nach Deutschland

Wer damals ins Ausland wollte, hatte zwei Möglichkeiten, seinen Wunsch zu realisieren: als Selbstzahler oder mit staatlichem Stipendium. Selbstzahler waren vor allem die Kinder von reichen Geschäftsleuten, großen Händlern, hohen Beamten oder Würdenträgern. Stipendien wurden auf zwei Arten vergeben: Zum einen von der Zentralregierung im Rahmen der so genannten „Gengzi-Reparationen“[11] für England oder für Amerika und zum anderen von den Provinzregierungen. Für beide Stipendienarten mussten abgelegt werden. Nur sehr, sehr wenige erhielten überhaupt ein Stipendium, in der Regel lediglich ein bis zwei Kandidaten. Eher ging ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass es einem Normalsterblichen gelang, diesen Weg zu beschreiten. Gab es Studenten, die ihr Ziel durch die Hintertür erreichten? Das will ich nicht gänzlich verneinen, aber nach meiner Beobachtung waren die Auserwählten schon auf rechtem Wege zu ihrem Glück gelangt, und unter den Stipendiaten fehlte es keineswegs an qualifizierten Kandidaten. Das Stipendium war sehr hoch dotiert, davon ließ es sich beneidenswert unbeschwert leben.

Auch ich wurde von dieser Schwärmerei für das Auslandsstudium angesteckt. Nur war ich leider in der Wahl meiner Eltern sehr unvorsichtig

[11] Das Jahr 1900 bezeichnet man im chinesischen Kalender als „Gengzi“. In diesem Jahr unterlag die Qing-Regierung den acht ausländischen Siegermächten, denen sie jährlich Entschädigung zahlen musste. Dieses Abkommen trägt den Namen Gengzi-Reparationen.

gewesen, denn geboren wurde ich als Kind einer Bauernfamilie. Mein Onkel arbeitete in der Stadt als Angestellter, aber leider zählte er nicht zu den leitenden Beamten, und so konnten wir nur ein kümmerliches Dasein fristen. Als ich 1934 mein Studium abschloss, hatte mein Onkel seine Arbeit verloren. Unsere Familie war mittellos, Jammer und unvorstellbare Armut hatten bei uns Einzug gehalten. Nie habe ich auch nur zu denken gewagt, ein Auslandsstudium aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Mich, die Kröte, gelüstete es nie nach Schwanenfleisch, wie dumm ich auch sein mochte. Die staatlichen Stipendien wurden nur an Studenten der Naturwissenschaften und des Ingenieurwesens vergeben. Sozialwissenschaftler wurden missachtet. Wenn auch heutzutage die Sozialwissenschaften gering geschätzt werden, so hat das demnach eine lange Geschichte. Wir sind die ewigen Pechvögel, das ist unser Los!

Kurz gesagt, gleich nach dem Abschluss befand ich mich in einer unglücklichen Situation: Keine Hoffnung auf ein Studium im Ausland, und eine Arbeitsstelle war kaum zu ergattern. Ich konnte nur im tiefen Wasser nach Fischen gieren, ein Netz aber vermochte ich nicht zu knüpfen. Angesichts solcher Ausweglosigkeit war ich niedergeschlagen und hätte am liebsten geweint. Vor der Schande konnte ich mich aber nirgendwo verbergen. In dieser verzweifelten Lage bot mir Herr Song Huanwu, der Schuldirektor meiner früheren Oberschule in Ji´nan in der Provinz Shandong, eine Stelle als Chinesischlehrer an. Offenbar sollte ich aus meiner hoffnungslos scheinenden Lage doch noch gerettet werden! Ich hatte jedoch westliche Literatur studiert, und mein Kopf war voll von den Gestalten Goethes und Shakespeares. Nun aber sollte ich zu

Qu Yuan[12] und Du Fu[13] hinüberwechseln – war ich dazu in der Lage? Zu allem Übel herrschte unter den Schülern damals eine Neigung, die Lehrer „auszuhöhlen“, was soviel wie „vertreiben“ bedeutete. Zwar war ich kein unbeschriebenes Blatt, wenn es darum ging, andere auszuhöhlen, doch war mir bislang die Erfahrung erspart geblieben, selbst Opfer der Aushöhlbestrebungen zu werden. Ich überlegte hin und her, und kurz vor dem Verlassen der Qinghua-Universität entschloss ich mich mit zusammengebissenen Zähnen: „Wenn du es wagst, wage ich es auch!“ Ich schien einen Rubikon zu überschreiten.

Die Ji´nan-Oberschule galt als einzigartig in der Provinz. Die Arbeit als Chinesischlehrer wurde mit monatlich 160 Silbermünzen überaus gut bezahlt. Das war immerhin doppelt so viel wie das Gehalt eines Universitäts-Assistenten. In die heutige Volkswährung umgerechnet, entsprach diese Summe etwa 3200 Yuan. Es war also eine durchaus verlockende Stelle. Warum aber fiel diese „fette Reisschüssel“ ausgerechnet mir zu? Es lag wohl daran, dass ich, obschon ich Auslandsliteratur studiert und überdies Gefallen am Verfassen leerer Phrasen gefunden hatte, auch einige Prosatexte hatte veröffentlichen können, was mir den Ruf eines Schriftstellers eingebracht hatte. Und ein Schriftsteller war nach herkömmlicher Ansicht in der Lage, seine Muttersprache zu unterrichten. Damit hatte ich mich in einen Chinesischlehrer verwandelt. Freilich wusste ich selbst ganz genau, wer ich war. Mit schlechtem Gewissen, das sich einfach nicht verdrängen ließ, trat ich ans Pult, als beträte ich eine ziemlich dünne Eisschicht.

Der Grund, für meine Angestellung durch Direktor Song war nicht

[12] Qu Yuan 屈原, berühmter Lyriker.

[13] Siehe Anm.9.

einfach zu durchschauen. Der Kampf um die Reisschüssel verschärfte sich alsbald an unserer Oberschule. Ein Direktor wurde abgesetzt, was unmittelbare Auswirkungen auf eine große Zahl von Lehrern hatte. Dem Direktor zugeordnet waren noch eine Verwaltungsgruppe mit einem Leiter für den Unterricht, einem Leiter für die alltäglichen Angelegenheiten, einem Leiter für disziplinarische Angelegenheiten, einem Buchhalter sowie weiteren Funktionsträgern. Alle Stellen waren besetzt, all diese Leute bildeten einen engen Zirkel gleich einem Kabinett. Des Weiteren gab es noch einen äußeren Kreis von Lehrern. Diese folgten dem Direktor, egal ob er vorwärts oder zurück ging. Im Bereich der Oberschule rivalisierten zwei Gruppen miteinander und kämpften um Einflusssphären: Auf der einen Seite stand die Gruppe „Beida" der Peking-Universität, ihr gegenüber die Gruppe „Shida" der Pädagogischen Hochschule. Direktor Song war der Anführer der Beida-Gruppe. He Siyuan, der damalige Leiter des Erziehungsamtes, war Songs Kommilitone an der Heze-Oberschule und an der Peking-Universität gewesen. Beide waren also gute Freunde. Und man erzählte sich, hätte Direktor Song auch noch gemeinsam mit He an der amerikanischen University of Columbia studiert, so wäre er noch weiter empor geklettert, wäre nicht nur Schuldirektor, sondern gar Abteilungsleiter im Erziehungsamt geworden.

Direktor Song führte also die Beida-Armee in eine Schlacht gegen die Armee der Shida. Dazu brauchte er jedoch Unterstützung. Er hatte mich gleich entdeckt, der vollkommen unbeteiligt außerhalb von beiden Parteien stand, ein Absolvent der Qinghua-Universität und zugleich des 1. Jahrgangs der Oberschule war. Als er mich einlud, Chinesischlehrer zu werden, gab er mir sogleich auch den Hinweis, einen Alumni-Verband der Oberschule zu gründen, zweifellos mit dem Ziel, seine Machtbasis zu

stärken. Zwar konnte ich kaum Lebenserfahrungen aufweisen, aber seine Absichten konnte ich wohl durchschauen. Unglücklicherweise mangelte es mir seit jeher an den Charaktereigenschaften, die erforderlich sind, wenn man Verbände und dergleichen gründen und am Leben erhalten will. Ich war weder großsprecherisch noch schmeichlerisch veranlagt, auch wollte ich nicht mit den Ehefrauen irgendwelcher Herren Ma-Jiang spielen. Kurzum, der Verband war ein Schlag ins Wasser. Es tat mir außerordentlich leid, aber ich schaffte es nicht. Der Direktor sagte zu den anderen: „Xianlin ist eben sehr ruhig." Song war wirklich ein würdiger Beida-Absolvent, beschlagen in der chinesischen Kultur und in der klassischen Literatur. Er verwendete in seiner knappen Bemerkung das Wort „ruhig". Dieses Wort alleine war beredter als tausend Wörter, wie Wang Guowei einmal gesagt hat. Das bedeutet, ein oder zwei Wörter zeigten bereits das Ganze. Zu allem Unglück war ich kein Idiot und besaß zudem eine Portion gesunden Menschenverstand. Intuitiv verstand ich sofort, worauf es hinaus lief: Die Reisschüssel drohte meiner Hand zu entgleiten.

Ich musste fortgehen.

Aber wohin? „Hebt man den Blick, sieht man bis ans Ende der Welt."[14] Ich befand mich in einer Menschenmenge, und nirgendwo war mein Zuhause. Im Grunde genommen waren mein Leben und meine Lage nicht so schlecht. Mit meinen Schülern kam ich gut aus, ich war erst 23 Jahre alt und trat sehr bescheiden auf. Viele meiner Schüler waren fast im gleichen Alter, einige sogar etwas älter als ich. Ich zählte sie zu meinen Freunden. Für eine große Zeitung gab ich eine Literaturbeilage heraus. Auch Artikel der Schüler wurden darin veröffentlicht, was für diese sehr

[14] Yan Shu 晏殊 (991 – 1055), Song – Dynastie, Dichter; aus: „Schmetterlingen lieben Blumen" (《蝶恋花》).

attraktiv war. Zu den Kollegen pflegte ich ein ebenso gutes Verhältnis. Fast jede Woche suchten wir einmal gemeinsam ein Wirtshaus auf. Unser Gehalt war hoch, die Preise niedrig und unsere Freundschaft erlaubte keine Knausrigkeit. Von außen betrachtet führte ich augenscheinlich ein göttliches Leben.

Im Innern aber war ich tief bedrückt. Ich musste fort.

Fort von hier! Meine heiligen Träume aus dieser Zeit kreisten um das „sich im Ausland vergolden lassen". Oft hing ich im Gartenpavillon mit seinen künstlichen Felsen und blühenden Rosenstöcken meinen Auslands-Träumereien nach. Im Neonlicht und bei einem Glas Wein hatte ich zudem das Gefühl, dass meine Reisschüssel wackelte. In meinem noch jugendlichen Alter wuchsen mir vor lauter Sorgen bereits graue Haare. Ich konnte mich beim besten Willen nicht zusammenreißen. So manches Mal dachte ich: Du solltest einfach in den Tag hineinleben, denn du bist ratlos, und Illusionen helfen dir gar nichts. Ein Sprichwort lautet: „Der Wagen findet schon seinen Weg über den Berg, wenn er erst einmal dort angekommen ist." Also warten wir einfach ab, bis mein Wagen sein Ziel gefunden hat.

Doch so einfach ging das leider nicht. Die Nachrichten über das Auslandsstudium anderer drangen immer häufiger an mein Ohr. Auch ich zitterte am ganzen Körper, wenn ich diese Nachrichten hörte. Weit entfernt sah ich die erhabenen Berge und die mächtigen Ströme Europas und stellte mir das göttliche Leben der anderen vor. Ich, ein Normalsterblicher, getrennt bin ich durch tausend Berge.

So verbrachte ich ein ganzes Jahr.

2. Ein vom Himmel beschertes Glück

Während ich vor Unruhe wie auf heißen Kohlen saß, unterzeichnete meine Alma Mater, die Qinghua-Universität, mit dem Deutschen Akademischen Austauschdienst einen Vertrag. Das war für mich wie eine vom Himmel gefallene Chance. Beide Seiten beschlossen, Magisterstudierende auszutauschen. Die Reisekosten musste jeder selbst tragen, die Aufenthaltskosten übernahmen beide Regierungen. China zahlte den deutschen Studenten monatlich 30 Silbermünzen, Deutschland den chinesischen Studenten 120 Reichsmark. Ideal war das nicht. Mit 120 Mark konnte ich nur Unterkunft und Verpflegung finanzieren. Im Vergleich zum staatlichen Stipendium von 800 Mark war das ein Unterschied wie Tag und Nacht.

Doch für mich war das ein rettender Strohhalm, den ich festhalten musste. An der Qinghua-Universität hatte ich vier Jahre lang mit der Note „ausgezeichnet" Deutsch als Hauptfach studiert, obwohl das nicht wirklich meiner Leistung entsprach. Meine Bewerbung für das Stipendium

wurde sofort genehmigt, aber meine Schwierigkeiten lagen auf der Hand. In der Familie war die Finanzlage schlecht, die Alten zu alt, die Jungen zu jung. Wer würde die ganze Familie während meiner Abwesenheit ernähren? Mit diesen konkreten Problemen konfrontiert wusste ich im Freudentaumel weder ein noch aus.

Ich stand praktisch am Scheideweg: der eine Weg voller Pfirsichblüten, der andere voller Schnee. Der Pfirsichweg voller Blütenträume führte in eine schöne Zukunft. Der Schneeweg schien dunkel, als müsste ich mein ganzes Leben zerlumpt in der Schule fristen und jeden Tag um die Reisschüssel kämpfen, wobei das Wort „ruhig" mich stets als Warnung verfolgte. Wofür sollte ich mich entscheiden? Zum ersten Mal hatte ich die Qual der Wahl.

Mich überraschte, dass mein Onkel und meine Familie mich unterstützen wollten. Sie wollten gern die Zähne zusammenbeißen und für zwei Jahre den Gürtel noch enger schnallen. Danach würde die Aurora des Sieges grüßen und den Vorfahren zur Ehre gereichen. Ich kannte die Wurzeln dieser Ideen sehr gut. Sie lagen tief im verbreiteten feudalistischen Prüfungssystem. Man betrachtete den Grundschulabschluss als Xiucai, den Mittelschulabschluss als Juren und den Hochschulabschluss als Jinshi.[15] Wer sich im Ausland vergoldete, galt als Hanlin (Mitglied der Kaiserlichen Akademie im feudalen China). Ich hatte nach Meinung der anderen bereits die Jinshi-Staatsprüfung bestanden. Die Altvorderen sagen: Es gibt kein Juren ohne Prüfung. Jetzt sollte es heißen: kein Jinshi. Ich stand kurz vor dem Rand des Kreises. Sollte ich im letzten Augenblick noch kehrt machen?

[15] Xiucai: Grad der staatlichen Prüfungen auf Kreisebene während der Kaiserzeit; Juren: akademischer Grad und Titel der staatlichen Prüfungen auf Provinzebene während der Ming- und Qing-Zeit; Jinshi: Akademischer Grad und Titel der früheren zentralen kaiserlichen Staatsprüfung.

Direktor Song, der mich als zu ruhig beurteilt hatte, sah mich auf einmal mit ganz anderen Augen. Er kam mir sehr freundlich entgegen und begleitete mich persönlich zum Leiter des Erziehungsamtes, in der Hoffnung, etwas Unterstützung zu erhalten. Aber ich versagte wieder: Mein Ruhigsein hatte mich erneut in eine missliche Situation gebracht und Direktor Song nochmals enttäuscht. Mit leeren Händen kam ich zurück. Er strahlte immer noch vor Begeisterung, ermunterte mich, gab für mich ein Abschiedsessen und versprach, nach meiner Rückkehr mit mir zusammenzuarbeiten. Das alles bewegte mich sehr.

Unter den Kollegen der Oberschule sah ich einige ehemalige Lehrer von mir. Manche gehörten noch meiner Generation an, aber alle waren älter als ich. Auch sie betrachteten mich plötzlich mit ganz anderen Augen. Die jüngeren Kollegen litten ohne Ausnahme am „Auslands-Fieber". Sie sehnten sich danach, fanden aber keinen Weg. Und jetzt hatte ich mir plötzlich eine Gelegenheit zur „Vergoldung im Ausland" geangelt, ein ausländischer Hanlin-Titel war zum Greifen nahe. Ich fühlte mich wie im siebten Himmel. Sicher würde ich nach meiner Rückkehr aus Deutschland nicht mehr in der Oberschule in Ji'nan bleiben. Die anderen beneideten mich übermäßig um mein Glück. Und plötzlich dachte ich an Fan Jin, eine Figur aus dem alten chinesischen Roman „Geschichten konfuzianischer Gelehrter".[16] Mir fehlten zwar noch dessen Schwiegervater, der Fleischer Hu, und der Landedelmann Zhang, aber in fremden Augen schien ich wohl ein besonderer Mann zu sein. Lächerlich! Ich geriet vor Freude zwar nicht aus dem Häuschen, innerlich aber war sehr froh.

Natürlich kannte ich meine Schwierigkeiten: Die finanziellen Probleme in der Familie, dazu kamen die Kosten für Kleidung und für die Reise,

[16] Wu Jingzi 吴敬梓 (1710 – 1754), Qing-Dynastie, schrieb in seinem Werk „Geschichten konfuzianischer Gelehrter" Episoden über Beamtenkreise und das Prüfungssystem.

die mir weitere Sorgen bereiteten. Ich wusste, in Deutschland würde vom Stipendium nichts für Kleidung übrig bleiben, deshalb würde ich mich vorher ausstatten müssen. Das war teuer. Im letzten Jahr hatte ich vom Gehalt etwas gespart, außerdem lieh ich von Freunden Geld. Ich raffte alles zusammen, ließ Anzüge und Hemden schneidern und in zwei Lederkoffer packen. So war für die lange Reise schließlich alles gut vorbereitet. Dennoch blieb ein mulmiges Gefühl, aber ich konnte nicht genau sagen, wie es schmeckte. Eines stand fest, es schmeckte nicht so gut wie ein Cocktail. Ich war voller Hoffnung, und zugleich voller Sorgen. Manchmal empfand ich meine Perspektive als schön, manchmal als quälend. Mit diesen gemischten Gefühlen stand ich vor der ersten großen Herausforderung und dem ersten großen Abenteuer meines Lebens.

3. Reisevorbereitung in Beiping[17]

Am 1. August 1935 hatte ich Abschied von meiner Familie genommen, von einer Familie, die in Extreme gespalten war mit alten Eltern, meiner jungen Frau und unseren Kindern. Welches Schicksal wohl meine Familie und meine Nächsten erwartete? Ich hatte selbst keine Vorstellung gehabt, wie traurig diese Trennung war! Der Dichter Jiang Wentong[18] schreibt: „Nichts ist trübsinniger als eine Trennung, die einen überwältigt. Mein Herz will bluten. Wir müssen heute scheiden. Ich verlasse Euch alle, Ihr Lieben, unfassbar die Qual.“ Vor langer Zeit hatte ich Jiangs „Abschiedslied“ gelesen und seine literarische Brillianz bewundert. Heute sprach ich selbst dieses „Abschiedslied“. Das Gefühl und die damalige Stimmung waren so bedrückend, dass ich sie nicht beschreiben kann.

Mit dieser inneren Unruhe verließ ich meine Familie: den Onkel, die

[17] Name für Peking vor 1949.

[18] Jiang Wentong 江文通 (444 – 505), Südliche und Nördliche Dynastien, Schriftsteller.

Tante, meine Frau Dehua, die meine Tochter Wanru an der Hand hielt, und meinen kleinen erst vor ein paar Monaten geborenen Sohn, der im Schoß der Mutter schlief. Zum Abschied begleiteten mich alle zum Haustor. Meine Tochter und mein Sohn hatten keine Ahnung, was der Abschied bedeutete, sie fanden ihn vielleicht sehr lustig. Mir standen Tränen in den Augen, die ich zu unterdrücken versuchte. Es fiel mir schwer, meine Lieben noch einmal anzusehen. Ich glaube, auch ihnen traten die Tränen in die Augen. Ich drehte mich zu einer Rikscha um, und bald huschten die Schatten von Torbögen mit beschädigten Dachziegeln an mir vorbei.

Ich fuhr mit dem Zug nach Beiping, denn die Formalitäten für die Auslandsreise konnten nicht in Ji´nan, sondern nur dort erledigt werden. In Beiping mietete ich in einer Pension am Shatanplatz ein Zimmer und deponierte dort meine zwei großen Lederkoffer. Dann ging ich zur Qinghua-Universität und bekam ein Bett in der Herberge im I-Form-Gebäude. In meinem Zimmer wohnte auch ein ehemaliger Qinghua-Absolvent. Er war Direktor einer Versicherung. Wir plauderten die ganze Nacht lang. Er riet mir, in Deutschland Versicherungswesen zu studieren, um nach meiner Rückkehr seiner Meinung nach sehr leicht eine Stelle finden zu können. Höchstwahrscheinlich wäre das eine goldene Reisschüssel. Das war vielleicht sehr attraktiv, entsprach aber nicht meinem Wunsch. Ich wollte keine große Karriere machen und der Beruf eines Beamten oder Kaufmanns interessierte ich überhaupt nicht. Ich sehnte mich auch nicht nach Reichtum. Sein guter Rat freute und ehrte mich, doch konnte ich ihn unmöglich befolgen.

In den Sommerferien verliessen fast alle Studenten die Universität und fuhren nach Hause. Sie ließen ein ruhiges Universitätsgelände zurück. Die Landschaft hier war sanft und bezaubernd. Bäume wuchsen wetteifernd

in die Höhe und warfen ihre Schatten auf die Erde, Blumen gediehen in grünen Büschen, Zikaden sangen auf den Zweigen und Lotospflanzen wiegten sich im Wind hin und her. In den Westbergen musste es jetzt auch wunderschön sein. Überall bot sich ein herrlicher Anblick, aber ich war im Innern traurig und einsam. Vor einem Jahr waren wir jungen Studenten hier zusammengekommen, manchmal hatten wir im Wind Verse vorgetragen, manchmal im Mondlicht geplaudert. In der Abenddämmerung waren wir in der Wildnis spazieren gegangen, ab und zu vergnügt um den Lotosteich gewandelt und hatten den Lotos im Mondschein bewundert. Wie schön diese Zeit gewesen war! Wie schnell war sie vergangen! An jenem Abend aber blieb ich allein hier in diesem Hof mit seinem sauberen Wasser und den üppigen Bäumen. Dabei dachte ich seufzend im Angesicht des Mondes an meine Lieben. Die Menschen waren gegangen, die Häuser standen leer. Das ganze Weltall schien ausgestorben zu sein, unerträglich die Leere.

Das I-förmige Gebäude, in dem ich jetzt wohnte, lag im Zentrum des Qinghua-Geländes. Das Haus meines Lehrers Wu Mi stand hier und trug den Namen „Weinrebenschatten und Lotosstimme". Auch er hatte die Universität verlassen. So konnte ich nur durchs Fenster hineinschauen. Die Erinnerungen an vergangene Zeiten betrübten mich. Nicht weit von hier befand sich der Pavillon am See, und auch die Spruchtafel mit den vier Wörtern „Wasser-Holz-Qing-Hua" hing noch immer dort. In diesem großen Pavillon gab es viele Möbelstücke aus Rotholz. Das Gebäude wirkte edel und vornehm, jetzt auch ruhig, weil es nur wenige Besucher gab. Vor einigen Jahren hatte ich mich hier mit meinen Freunden Wu Zuxiang, Lin Geng und Li Changzhi unterhalten. Wir, allesamt leicht aufbrausende junge Leute, schwatzten endlos daher. Wir zeigten zwar nicht mit Fingern auf die schmutzigen Feudalherren, aber wir kritisierten

in anmaßender Weise die Literaten. Ich erinnere mich, als Mao Duns[19] Roman „Mitternacht“ erschien, trafen wir uns hier und diskutierten sehr kontrovers über das Buch. Die einen bejahten es absolut, die anderen lehnten es grundsätzlich ab. Wir stritten und stritten, kamen aber zu keinem Ergebnis, was auch nicht nötig war. Jeder stellte seine extremen Auffassungen dar, und dann ging es weiter zu anderen Themen. Alle waren damals freudig erregt gewesen. Heute war ich einsam in diesem Pavillon, dachte an meine Freunde und wusste nicht recht, warum ich so traurig war.

In diesen Tagen der Muße suchte ich einige Lehrer auf. Zuerst Herrn Feng Youlan, der den Vertrag mit Deutschland vermittelt haben soll, dann Herrn Jiang Tingfu. Auch er soll sich darum bemüht haben. Er erklärte mir offen und ehrlich, Deutschland sei ein faschistisches Land, und ich müsse dort sehr vorsichtig mit Worten und Taten sein, sonst würden sich Konsequenzen ergeben. Ich war ihm sehr dankbar. Ferner besuchte ich Herrn Wen Yiduo[20]. Es war unsere erste, leider aber auch die letzte Begegnung. Elf Jahre später, als ich aus Deutschland zurückkehrte, war er längst von den Guomingdang-Reaktionären ermordet worden. Ich hatte diesen Lyriker und Gelehrten sehr verehrt. Worüber wir sprachen, habe ich vergessen, aber er wird mir immer in Erinnerung bleiben.

Eines Abends, kurz nach dem Abendessen, verließ ich allein das I-förmige Gebäude und schlenderte um den Lotosteich herum, in einer Stimmung, wie sie Zhu Ziqing in seiner Erzählung „Lotosteich im Mondlicht“ beschrieben hat. Der Mond hing hoch am Himmel, alles ruhte. Der Mond im Wasser schien noch klarer und heller als der am Himmel zu

[19] Mao Dun 茅盾 (1896 – 1981), berühmter Schriftsteller.

[20] Wen Yiduo 闻一多 (1899 – 1946), berühmter Dichter.

sein. Im Mondlicht verloren die Lotosblätter und -blüten ihre Farben, alles wurde dunkelgrau. Ihr Duft drang in meine Nase, so dass ich frische grüne Blätter und hellrote Blüten vor Augen hatte. Zwischen den Blättern hüpften hier und da Lichter von Glühwürmchen. Kleine Lichtpünktchen flimmerten, als wetteiferten sie mit den großen Lichtern im Wasser oder am Himmel. In diesem Moment war ich allein im Universum. Vor mir lagen meine Zukunft und mein Auslandsstudium in der Fremde, hinter mir ließ ich meine alten Verwandten und meine Kinder im Stich. Sie würden alle weit von mir entfernt sein. Ein leichter Nebel wie aus Penglai, dem legendären Wohnort der Götter, umhüllte mich.

Aber ich war nach Beiping gekommen, um Formalitäten zu erledigen, nicht um zu träumen. Damals gab es in Beiping keine ausländischen Konsulate. Für Visaanträge musste man nach Tianjin fahren. Ich reiste also mit Qiao Guanhua[21] nach Tianjin zum deutschen und russischen Konsulat. Die Formalitäten waren längst nicht so kompliziert wie heute. Die Mitarbeiter stellten uns einige einfache Fragen, schüttelten uns dann die Hand und wünschten eine gute Reise. Damit waren alle Formalitäten erledigt, und wir warteten einfach auf die Abreise.

In Beiping feierten einige Freunde im Beihai-Park Abschied von mir: Lin Geng, Li Changzhi, Wang Jindi, Zhang Luwei und andere. Wir mieteten zwei Ruderboote und fuhren über den See durch den Lotos. Wo man auch hinschaute, sah man Lotosblüten und -blätter, die fast zum Himmel reichten. In der Sonne glänzten sie wunderschön in Rot und Grün. Es herrschte eine ganz andere Stimmung als ein paar Tage zuvor im Mondlicht beim Lotosteich an der Qinghua. Alle waren aufgeregt, diskutierten kritisch über die Politik, ungestüm und vorwärts drängend,

[21] Qiao Guanhua 乔冠华 (1913 – 1983), späterer Außenminister der VR China.

ganz nach dem Motto „Wer redet, darf übertreiben.“ Es klang nach Helden, die jedes Auf und Ab meisterten. Nachdem wir den ganzen Tag zusammen verbracht hatten, trennten wir uns.

Es gab keine endlose Abschiedszeremonie. Die Zeit der Abreise war endlich da. Am 31. August begleiteten mich meine Freunde zum Qianmen-Bahnhof. Wieder gute Wünsche, wieder Ratschläge. In dem Augenblick, als ich in den Zug einstieg, fiel mir plötzlich die klassische Strophe ein: „Über zehntausend Meilen in die Wildnis, wenn nicht du, wer könnte das!“

4 Im „Manzhou"-Zug

Wer damals die lange Reise von China nach Europa antrat, fuhr mit der Transsibirischen Eisenbahn durch die Sowjetunion. Das war der einfachste Weg, wenn auch umständlich und voller Probleme und Gefahren. Eine Luftverbindung existierte noch nicht, und der Seeweg war weit und kompliziert. Die Eisenbahnstrecke führte durch drei Provinzen im Nordosten Chinas. Die japanischen Imperialisten hatten diese drei Nord-Provinzen besetzt und einen sogenannten „Manzhou-Staat" gegründet. Es war sehr gefährlich hier. An den „Manzhou-Staat" grenzte die Sowjetunion, auch dort gab es etliche Probleme. Aber wir Reisende waren entschlossen, ins Ausland zu fahren, also mussten wir mit Gefahren und Problemen rechnen. Wir wollten ja nicht auf halbem Wege stehen bleiben und fühlten uns beinahe wie Helden nach dem chinesischen Sprichwort: Tief ins Bergland vordringen, genau wissend, dass dort der Tiger haust.

Der Zug fuhr über den Shanhai-Pass und erreichte bald den „Manzhou-Staat". Als er hielt, stiegen wir aus, um die Einreise-Formalitäten für den „Staat" zu erledigen. Das hieß nichts anderes, als einige Formulare

auszufüllen, was uns nicht schwerfiel. Jeder musste drei Silbermünzen als Kommissionsgebühr bezahlen. Das taten wir nur ungern, denn drei Silbermünzen bedeuteten einen halben Monat Verpflegung. Aber wer einreisen wollte, musste zahlen. Diese „Maut" konnten wir uns nicht ersparen. Wir hatten keine andere Alternative, als tief in die Tasche zu greifen. Also wechselten drei Silbermünzen den Besitzer. Unzufriedenheit durfte man sich nicht anmerken lassen. Man musste seine Zunge hüten. Wir wussten, dass vor uns eine Hölle mit Disteln und Dornen lauerte.
Also hiess es umsichtig und achtsam zu sein, und wir sprachen sehr leise. Aber in der Nacht kam unbemerkt ein junger Mann in Stiefeln in unser Abteil. Er sah hübsch und aufgeweckt aus und wirkte gutmütig. Er mochte fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt sein, also etwas älter als wir. Der Unbekannte nickte uns lächelnd zu, und wir erwiderten sein Lächeln. Er schlief genau über mir. Ihm gegenüber waren wir nicht besonders wachsam, denn wir hielten ihn für einen normalen Reisenden.
Wir lagen schon im Bett. Ringsum war alles ruhig, nur das Rattern des Zuges war zu hören. Die große Ebene von Manzhou lag im Dunkeln. Man konnte nichts sehen, und wir wollten auch nichts sehen. Der Zug fuhr in der Nacht auf seinen Schienen, über Berge und Flüsse und an Gräbern vorbei. Gerade wollte ich einschlummern, da kam unerwartet eine Stimme von oben. Sie gehörte dem fremden Mann.

„Was ist dein Beruf?"

„Student."

„Woher kommst du?"

„Aus Beiping."

„Und wohin geht die Reise?"

„Nach Deutschland."

„Zu welchem Zweck?"

„Zum Studium."

Schweigen. Ich glaubte, jetzt hätte ich endlich Ruhe, da tönte die Stimme wieder, und ein schwarzhaariger Kopf hing vom oberen Bett herunter.

„Was hältst du vom Manzhou-Staat?"

„Ich bin ganz neu hier, deshalb kann ich nichts dazu sagen."

Wieder Schweigen.

„Rate mal, aus welchem Land ich komme?"

„Keine Ahnung."

„Nach meiner Aussprache, rate mal?"

„Du sprichst sehr gut Chinesisch und bist sicher Chinese."

„Erkennst du nicht meinen Akzent?"

„Nein."

„Klingt es vielleicht Koreanisch?"

„Das habe ich nicht bemerkt."

„Meine Staatsangehörigkeit kann ich dir hier und heute nicht sagen."

„Das macht nichts."

„Du kommst vielleicht noch darauf und weißt dann, in welchem Verhältnis ich zu dem Manzhou-Staat und den Japanern stehe."

Plötzlich wurde ich hellwach.

„Nein, ich habe nichts bemerkt."

„Was hältst du von dem Manzhou-Staat?"

„Ich bin zum ersten Mal hier, ich kann dazu nichts sagen."

Wieder längeres Schweigen. Ich hörte nur das ohrenbetäubende Rattern des Zuges. Mit einem leichten Seufzer zog der Unbekannte seinen jungen Kopf ein. Dann herrschte Frieden und bald schlief ich ein.

Am folgenden Tag, dem 2. September, endete der Zug in Haerbin. Alle stiegen aus, der junge Mann auch. Beim Abschied nickte er mir noch einmal lächelnd zu. Wir hatten gerade die Formalitäten erledigt und wollten den

Bahnhof verlassen, da sah ich, wie ein Mann in gebügelter Polizeiuniform vom Revier heran kam. Er trug die gleichen Stiefel, die ich in der Nacht gesehen hatte. Ich dachte an die vergangene Nacht im Abteil zurück und mir brach der Schweiß aus. Mir graute es und ich bekam im Nachhinein Angst. Wäre ich nicht so wachsam gewesen und hätte gedankenlos irgendeine Meinung geäußert, was wäre dann aus mir geworden? Nein, ich wollte mir das nicht weiter ausmalen.

Oh, der „Manzhou-Staat"! Das war der „Manzhou-Staat"!

5. In Haerbin

Wir mussten uns in Haerbin einige Tage aufhalten und Proviant für die lange Zugreise besorgen. Fast jeder tat das.

Haerbin – mein erster Eindruck: sehr interessant. Hohe Gebäude, breite Straßen, überall Russen, sogenannte Weißrussen, die nach der Oktoberrevolution aus der Sowjetunion hierher geflüchtet waren. Darunter gab es Adlige und einfache Leute, ihnen schien es teils gut, teils schlecht zu gehen. Die Unterschiede waren groß. Von den Weißrussen hatte ich schon gehört, aber jetzt in Haerbin sah ich sie zum ersten Mal.

Wir wohnten in einem kleinen Gasthaus und wollten uns ein bisschen entspannen. Etwas Abwechslung im Bahnhof bot mir neben dem „Koreaner“ mit den Stiefeln auch der mit uns reisende Herr Dun Futang. Er hatte zwar Psychologie studiert, aber seine Psyche war sehr schwer zu verstehen. Eben hatten wir unsere Gepäckstücke abgeholt und wollten den Bahnhof verlassen, da entdeckte er, dass sein Gepäckschein verloren gegangen war. Ohne Gepäckschein konnte er das aufgegebene Gepäck nicht abholen. Äußerst beunruhigt wandten wir uns an den Verwalter und Vorsteher des Bahnhofs. Wir zeigten sechs Ausweise, um zu beweisen,

dass Herr Dun nicht unter falschem Namen ein Reisegepäck an sich nehmen würde. Erst damit war dann das Problem erledigt. Hinterher in dem kleinen Gasthaus - wir waren immer noch beunruhigt und aufgeregt - griff Herr Dun in seine Tasche und fand den Gepäckschein! Sollten wir jetzt lachen oder weinen? Er war froh und zufrieden. Das gleiche Theater wiederholte sich auf der langen Reise von über einem halben Monat mehrmals. Deshalb kam ich zu der Überzeugung: Alles was zu verlieren war, würde er sicher mindestens einmal verlieren, und jedes Mal würde er der Gefahr entkommen und das Missgeschick eine glückliche Wendung nehmen.

Bei der Anmeldung in dem kleinen Gasthaus saß neben der Theke ein junger weißrussischer Kutscher, ungefähr fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Ich hatte Lust, ihn anzusprechen. Er zwinkerte mir zu und zeigte auf den älteren Mann an der Theke, der eine Lesebrille trug und Shandong-Dialekt sprach: „Ich verstehe ihn, Sie nicht."

Ich wusste, was er meinte, und lachte.

In Haerbin lebten viele Shandonger, von großen Geschäftsinhabern bis zu kleinen Straßenhändlern, überall begegnete man ihnen. Sie sprachen fast alle etwas Pidgin-Russisch und konnten sich mit den Weißrussen verständigen. Russisch war sehr populär, daraus waren einige russisch klingende Wörter entstanden, zum Beispiel hieß Brot „Xleb". Die Chinesen sprachen ein grammatisch nicht sehr korrektes, aber phonetisch sehr sauberes Russisch. Die Gesprächspartner konnten sich miteinander verständigen, das war die Hauptsache. Ich dachte in diesem Augenblick: In der zwischenmenschlichen Kommunikation und im internationalen Austausch sind Fremdsprachenkenntnisse nötig. Aber mit Fremdsprachen ist das so eine Sache. Um sie neben der Muttersprache zu beherrschen, bedarf es grosser Anstrengung. Manchmal kann man auch mit viel

Mühe ein Leben lang dieses Ziel nicht erreichen. Wenn es aber bloß um Verständigung geht, ist die Sache sehr einfach. Abgesehen von einer Verständigung auf Pidgin-Ebene reichen manchmal ein oder zwei Wörter aus, um durchzukommen. Ein Botschafter der Guomindang-Regierung kannte zum Beispiel nur ein einziges italienisches Wort, nämlich das Wort für „das". Mit diesem Wort kommandierte er seinen italienischen Diener. Wenn zum Beispiel ein Fenster geöffnet war, sagte der Botschafter „Das!" und zeigte auf das Fenster. Der Diener verstand sofort, dass er es schließen sollte. War das Fenster geschlossen, reichte dieses „das" des Botschafters aus, und der Diener öffnete es. Auf- oder zumachen, es gab nur diese zwei Möglichkeiten und absolut keine dritte. Ein „das" war einfach und wirksam, es wirkte wie ein buddhistisches Zauberwort.

Doch ich schweife zu weit ab: Zurück zu Haerbin!

Nachdem wir uns in dem kleinen Gasthaus ausgeruht hatten, kauften wir Proviant für die Zugreise. Das war nicht schwierig, denn in den Straßen lagen die Läden der Weißrussen dicht nebeneinander. Wir brauchten nur unsere Wünsche zu äußern, dann bekamen wir schon einen großen Korb voller Waren, gefüllt mit einem großen „Xleb", das sieben oder acht Pfund wog, und ein paar dicken Würsten, Käse, Butter und Konservendosen. Zusammen mochten es etwa vierzig bis fünfzig Pfund sein. Das alles genügte für die acht- bis neuntägige Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn. An den Zug war auch ein Speisewagen angekoppelt, aber wir wussten, dass es im Speisewagen sehr teuer war und die Bedienung nur US-Dollar annahm. Warum war klar. Die Sowjetunion war das Land der proletarischen Diktatur. Man durfte den Klassenkampf nie vergessen. Ausländer wurden im Allgemeinen als Kapitalisten angesehen, als Gegner des Proletariats. Deshalb mussten sie „bekämpft" werden – und ein überteuerter Speisewagen war ein Kampfmittel. Leider

hatten wir „Kapitalisten“ keinen Cent in der Tasche, wir konnten nicht mit US-Dollar zahlen. Die Lebensmittelläden der Weißrussen in Haerbin dagegen waren für uns erschwinglich.

Außer diesen Läden gehörten den Weißrussen verschiedene Restaurants in den Kellern der Hochhäuse. Die Inhaberinnen waren groß und dick, trugen weiße Kittel und sahen wie weiße Riesen aus. Ihre Bedienung war sehr freundlich und aufmerksam, das Essen köstlich und billig. In Beiping hatte ich schon früher von der russischen Küche gehört, aber noch keine Gelegenheit gehabt, sie zu probieren. Hier in Haerbin gab es überall russische Speisen, sogar im primitivsten Keller konnte man sie bekommen. Was für eine Freude! Wir aßen Russensuppe, Ochsenschwanz, Ochsenzunge, Schweinekotellet und Beefsteak. Die Portionen waren nicht unbedingt groß, mussten aber echt russisch sein, denn der Inhaber war Russe und der Koch auch. Fast jeden Tag aßen wir diese Speisen.

Gegen Abend bummelten wir durch die meistens sehr breiten, langen und mit Schotter bedeckten Straßen. Die Laternen leuchteten nicht sonderlich hell, und menschliche Schatten hüpften hin und her. Der weißrussische Junge, den ich im kleinen Gasthaus getroffen hatte, transportierte in einer westlichen Kutsche Gäste und Waren auf den langen Straßen. Die hohe Kutsche wurde von großen Pferden gezogen, und der Junge wirkte dagegen sehr winzig. Er saß auf dem Bock wie auf einem Hochhaus, blickte achtungsgebietend von oben herunter und knallte mit seiner Peitsche. Die Pferde rasten davon, die Hufeisen rammten in den Strassenschotter, und die Funken sprühten nach allen Seiten wie umherfliegende Leuchtkäfer. Dazu wieherten die Tiere und ratterte die Kutsche. Alles vermischte sich zu einer Komposition von Getöse und Licht. Wir Fremden hatten so etwas nie gehört oder gesehen und erfreuten uns an diesem Geschehen.

Das war also Haerbin.
Wer sich hier aufhielt, unternahm gewöhlich eine Bootsfahrt auf dem Songhua-Fluss zu machen. Auch wir wollten uns das nicht entgehen lassen. Es war die Zeit zwischen Sommer und Herbst, die Tagestemperatur gemäßigt. Wir mieteten ein Boot und fuhren den Strom entlang. Leichter Nebel lag über dem Wasser, und das Boot glich einem Blatt. Weit in der Ferne spannte sich eine Eisenbrücke wie ein farbloser Regenbogen über den Fluss mit reiner glatten Wasseroberfläche, und der Fluss wimmelte von Reisenden. Wir waren begeistert und unterhielten uns heiter und amüsiert. Das Boot wurde von zwei weißrussischen Jungen gefahren. Der mit den Rudern in den Händen war zu unserer Überraschung blind, der andere steuerte das Boot. Erstaunlich. Der Songhua-Fluss existierte für uns plötzlich nicht mehr. Vor unseren Augen stand allein der blinde weißrussische Junge. Wir hatten Fragen, konnten uns aber nicht verständigen. Es war klar, dass der Blinde aus einer armen Familie stammte. Seine Eltern – wenn sie noch lebten – hatten wohl keine andere Wahl, als den Sohn diese gefährliche Arbeit machen zu lassen. Der breite Fluss, das tiefe Wasser, überall lauerten Gefahren. Ein Mann mit guten Augen musste schon jederzeit vorsichtig sein, geschweige denn ein blinder Knabe! Aber er ruderte froh und zufrieden. Ich wusste nicht, warum. Weil er nichts sehen konnte? Ich blickte nach allen Seiten, die Landschaft blieb unverändert, ich dachte jedoch nur an, diesen blinden Jungen. Die Ausflügler, die Wellen, die Eisenbrücke und die Natur, alles war verschwunden. Ich malte mir aus, dass seine Eltern und Geschwister wahrscheinlich auf seine Rückkehr warteten. Mit seinem selbst verdienten Geld kaufte er der Familie ein „Xleb", damit sie nicht verhungerte. Wann aber war die Familie nach Haerbin geflüchtet? Das wusste ich natürlich nicht. Gehörte seine Familie in der Zarenzeit zum Adel? War er vielleicht

der Sohn eines Fürsten oder Grafen? Nach seinem Alter zu urteilen, hatte er das Luxusleben der Familie – wenn sie denn eines geführt hatte – sicher nicht miterleben können. Wurde er in Haerbin geboren? Wenn ja, dann dachte er bestimmt nicht im hellen Mondlicht an das Vaterland zurück. Ich entschloss mich, nicht weiter darüber nachzudenken und lieber die Landschaft zu bewundern. Ich hob den Blick. Auf dem Songhua-Fluss tummelten sich immer noch viele Reisende. Die Brücke hing am Himmel – eine schöne Sommerlandschaft.

Die Sonne wanderte nach Westen, und es war Zeit, aufzubrechen. Wir stiegen aus dem Boot und gaben den beiden weißrussischen Jungen ein gutes Trinkgeld. Sie zeigten sich zufrieden. Wir waren es auch, denn wir hatten sicher eine gute Tat vollbracht.

Im Gasthaus dachte ich immer noch an den weißrussischen Knaben, auch heute denke ich manchmal an ihn. Wie mag sein Schicksal gewesen sein? Die vergangenen Jahrzehnte hatten große Veränderungen mit sich gebracht. Es ist fast unmöglich, dass er noch lebt. Ich wünsche ihm, dass der weißrussisch-orthodoxe Gott ihm ein glückliches Leben geschenkt hat!

6. Über Sibirien

Nach einigen Tagen in Haerbin stiegen wir am 4. September 1935 in die Transsibirische Eisenbahn der Sowjetunion ein.
Der Zug hatte Schlafwagen und jedes Abteil vier Betten. Wir sechs chinesischen Studenten wohnten in zwei Abteilen, zwei der Betten wurden im häufigen Wechsel von anderen Fahrgästen benutzt, meistens von sowjetischen. Die ganze Reise hindurch lebten wir aus unserem Esskorb, den wir aus Haerbin mitgebracht hatten, da der Speisewagen, wie gesagt, zu teuer war. Außerdem musste man mit US-Dollar bezahlen.
Die Eisenbahn raste auf der großen Song-Nen-Ebene dahin. Eine grenzenlose Steppe breitete sich aus. In der Abenddämmerung ging die Sonne wirklich unter und versteckte sich nicht hinter einem Berg, denn hier gab es keine Berge. In meiner Vorstellung verwandelte sich die Steppe plötzlich in ein Meer und der Zug in ein Schiff. Nur war dieses „Meer" ruhig und wellenlos, aber gewaltig, tatsächlich wie ein richtiges Meer.
Am zweiten Tag passierte der Zug Manzhouli, die Grenze zwischen der Sowjetunion und dem „Manzhou-Staat". Er hielt und es hieß, bis zur Weiterfahrt würde eine Weile vergehen. Wir stiegen aus, die

sowjetischen Zollbeamten kontrollierten uns. Sie kontrollierten so genau, so gewissenhaft und langsam, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Alle unsere Gepäckstücke, große oder kleine, Koffer oder Körbe, alles wurde geöffnet und bis ins Detail untersucht. Nicht einmal eine einfache Blechthermosflasche, die wir im Zug benutzen wollten, um gekochtes Wasser zu holen, blieb verschont und wurde besonders beäugt. Es war offensichtlich, was das für ein Ding war, doch die sowjetischen Zollbeamten hielten sie offenbar für ein Wunder. Sie klopften, prüften und betasteten sie einige Male und wollten wissen, ob es in der Flasche noch eine Zwischenwand gebe. Eigentlich fehlte nur noch ein Mikroskop, und sie hätten sie damit geprüft. Ich war wütend und konnte mich kaum beherrschen. Ein mitreisender Ausländer mittleren Alters klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Patience is the great virtue." Ich wusste, dass er es gut meinte. Unsere Blicke begegneten sich freundlich. Ich unterdrückte meinen Zorn und wartete respektvoll die weitere Kontrolle ab. Vielleicht betrachtete die Sowjetunion alle Ausländer als „Verdächtige", die die böse Absicht hatten, die sowjetische Macht zu stürzen. Daher das Misstrauen.

Nach der Kontrolle verraucht meine Wut schnell. Wir verließen den Bahnhof und gingen auf der Straße spazieren. Manzhouli war nur eine kleine Grenzgemeinde und konnte sicher nicht als Stadt gelten. Einige schmale Straßen führten durch den Ort. Die Häuser bestanden aus Holzbrettern, wie man sie in Sibirien häufig sehen konnte. Die Bewohner benutzten das Material, das in der Gegend reichlich vorhanden war: Holz, keine Ziegelsteine. Wir kauften für die weitere Zugreise in einem Bretterladen ein paar in Japan hergestellte Zuckerrüben-Konserven.

Wieder in den Zug eingestiegen, kamen wir zur Ruhe. Wir glaubten, es würde keine Störung mehr geben. Unter dem Schlafwagen lagen die Schienen der riesigen Transsibirischen Eisenbahn, die sich quer durch

Asien nach Europa erstreckten. Von jetzt an würden wir noch sieben oder acht Tage im Zug verbringen. Die Erde dreht sich, und ohne dass der Mensch sich bewegt, legt er jeden Tag tausend Li zurück. Wir fuhren jeden Tag bestimmt nicht weniger als tausend Li, und die Zeit im Zug würde wie im Flug vergehen.

Das Leben während der Fahrt war eintönig. Essen, trinken, Toilette, schlafen, für alles war gesorgt, wobei es allerdings angenehme und unangenehme Aspekte gab. Vorteilhaft war, dass wir nicht zu kochen brauchten. Streckte man die Hand nach dem Korb aus, fand man etwas zu essen. Kompliziert war dagegen die Wasserversorgung. Im Zug wurde weder warmes noch kaltes Wasser ausgeschenkt. An jeder Haltestation liefen wir abwechselnd schnell hinaus zur Wasserversorgungsstelle, drehten die Wasserleitung auf, füllten die Thermosflaschen und stiegen wieder ein. Dann verteilten wir das Wasser unter uns. Eine ältere weißhaarige Frau aus Europa hatte Schwierigkeiten beim Gehen und keine Thermosflasche dabei. Selbst wenn sie eine gehabt hätte, sie hätte sie nicht füllen können. Jedes Mal kam sie zitternd zu uns, zeigte ihre Tasse und sagte auf Chinesisch: „Wasser, Wasser!" Wir begriffen und füllten ihre Tasse. Lächelnd ging sie dann davon. Das geschah jeden Tag mindestens drei Mal, vor jeder Mahlzeit. Diese Ausländerin, diese Vertreterin der Bourgeoisie, schien nicht viel reicher zu sein als wir. Auch sie ging nicht in den Speisewagen, um Beefsteak oder Russensuppe zu essen. Auch sie wollte nicht mit US-Dollar um sich werfen.

Was das Beefsteak im Speisewagen betraf – wir konnten es zwar nicht essen, aber wir konnten es sehen und riechen. Einmal kam eine russische Kellnerin aus dem Speisewagen. Sie war von großer, stattlicher Statur, vielleicht ein bisschen zu vollschlank, trug einen weißen Kittel und eine weiße hohe Mütze, deren Spitze beinahe die Zugdecke berührte. Die Frau

hatte ein Paar Schuhe mit hohen Absätzen an und stolzierte strahlend und würdevoll wie ein großer General an uns vorbei. In der rechten Hand trug sie einen Teller mit frisch gebratenen Beefsteaks. Sie dufteten nach allen Seiten und sahen so einladend aus, dass uns das Wasser im Munde zusammenlief. Der Preis indessen war erschreckend: Jedes Stück kostete drei US-Dollar. Das wollte in unserem Abteil niemand dafür ausgeben. Der weibliche „General" kam mit dem Teller zurück. Ob sie uns als ausländische Bourgeois verachtete? Oder dachte sie: „Ihr alle seid geiziger als Shylock in Shakespeares Drama ‚Der Kaufmann von Venedig' "? Keine Ahnung. Der Beefsteakduft war verschwunden, aber wir hatten jetzt Hunger. Wir holten unseren Korb und bissen in unser Brot.
So sah unsere Verpflegung im Zug aus. Wie war es aber für die Russen? Ganz anders als in unserer Vorstellung. Sie hatten von Haerbin aus keinen Korb mitgebracht, nein. Sie besorgten sich die Nahrung vor Ort. Ich hatte vorher erwähnt, dass zwei Betten in unseren beiden Abteilen nicht von uns benutzt und abwechselnd von anderen Reisenden belegt wurden. Eines Tages kam ein sowjetischer Offizier herein. Wir kannten die sowjetischen Epauletten nicht und wussten deshalb nicht, welchen Rang er hatte. Der Offizier war sehr freundlich, schaute sich im Abteil um und nickte uns lächelnd zu. Wir erwiderten sein Lächeln, konnten ihn aber leider nicht verstehen und nur miteinander gestikulieren. Er holte aus seiner inneren Tasche ein Heftchen mit einem Foto, das wie ein Ausweis aussah. Dann versuchte er uns mit Gesten dessen Bedeutung verständlich zu machen. Dabei deutete er mit der rechten Hand auf seinen Hals, um zu zeigen, dass er enthauptet würde, wenn das Heftchen verloren ginge. Dieses Heftchen war allmächtig. An jeder großen Station bekam er damit Brot, Butter, Käse und Wurst. So also funktionierte das Versorgungssystem der Roten Armee.

Im Zug hatten wir die Essens- und Getränkefrage gut gelöst. Mit den Toilettengängen gab es allerdings große Schwierigkeiten. In jedem Wagen befanden sich vierzig bis fünfzig Fahrgäste. Es standen aber nur zwei Toiletten zur Verfügung, die oft belagert waren. Jeden Tag stand ich sehr früh auf. Ich dachte, dass es eigentlich zeitig genug sein müsste, aber vor der Toilette stand dann schon eine lange Schlange. Schnell stellte ich mich an und wartete sehnsüchtig. Wie viel Zeit brauchte man? Man putzte sich die Zähne, wusch sich das Gesicht und leerte noch Darm und Blase. Wenn einer Verstopfung hatte, war das für die anderen schlimm. Der Darm drehte sich im Bauch, und die Schlange wurde nicht kürzer. Was für ein Gefühl!

Natürlich gab es nicht nur Schwierigkeiten. Manchmal kam auch Freude auf. Wir sechs chinesischen Studenten trafen uns oft in einem Abteil. Wir waren zwar Kommilitonen an der Qinghua-Universität gewesen, hatten früher jedoch miteinander wenig Kontakt gehabt. Jetzt im Zug wurden wir vertraute Freunde, saßen zusammen und plauderten locker und ungezwungen, junge Männer von dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahren. Wir kannten die Welt noch nicht, die voller Rosen, farbig und glänzend vor uns lag. Wir hatten klare Augen, durchsichtige Herzen und sprachen ohne Hemmungen. Nie ging uns der Gesprächsstoff aus. In dem kleinen Abteil herrschte eine fröhliche Stimmung. Manchmal ermüdete uns das Reden, dann spielten wir Schach. Der Physiker Wang Zhuxi war darin ein Meister. Wir fünf spielten einzeln gegen ihn und hatten die erste, zweite und dritte Partie verloren. Auch zu fünft hatten wir gegen ihn keine Chance. Dem Philosophen Qiao Guanhua half seine Philosophie da auch nicht viel. In den acht oder neun Tagen sah ich ihn nicht einmal gewinnen.

Wenn wir keine Lust mehr zum Plaudern oder Schachspielen hatten,

blickten wir aus dem Fenster. Die Landschaft änderte sich kaum. Vermutlich waren die üppigen, grenzenlosen Wälder voll mit Früchten. Einmal stieg ich an einer Station im Wald aus und spazierte den Bahnsteig entlang. Ein sowjetischer Bauer trug einen großen Korb mit erstaunlich großen Piniennüssen. In meinem Leben hatte ich noch nie so große und gute Nüsse gesehen. Ich konnte nicht widerstehen und kaufte für 50 US-Cent eine große. Das war mein einziger Einkauf in Sibirien. Unvergesslich! Außer dem Urwald gab es hier und da Steppen. Tief beeindruckt hat mich der Baikalsee. Unser Zug fuhr etwa einen halben Tag am See entlang und oft durch einen Tunnel. Wie oft, haben wir nicht gezählt. Grüne Wälder türmten sich auf den Bergen. Die Bahnstrecke führte am Ufer entlang, so dass man vom Zug aus auf das Wasser blickte. Es war klar, am Ufer hellgrün, in der Seemitte dunkelgrün oder schwärzlich und von unermesslicher Tiefe. Wirklich eine wunderbare Landschaft, die ich heute noch sehr deutlich vor mir sehe.

Die acht Tage im Zug vergingen im Nu, und am Abend des 11. September 1935 erreichten wir Moskau.

7. In der roten Hauptstadt

Moskau war damals weltweit die einzige Hauptstadt eines sozialistischen Landes. Viele Menschen wollten sie sehen. Ich auch.

Auf keinem Fahrplan stand, dass der Zug hier zwei Tage Aufenthalt hatte. Fahrgäste, die diese Reise bereits unternommen hatten, erzählten jedoch, dass jeder Zug aus irgendeinem Grund einen Tag in Moskau bleiben würde. Der Grund lag auf der Hand. Die sowjetische Behörde versuchte, den Menschen aus kapitalistischen Ländern einmal den Charme der Sowjetunion zu zeigen und uns mit sozialistisch erquickendem Tau zu benetzen. Wir sollten eine Gehirnwäsche erhalten, unsere Weltanschauung ändern und unserem grauen Leben etwas Rot geben.

Auf uns junge Menschen übte die Rote Hauptstadt eine Anziehungskraft aus. Mein Gefühl war widersprüchlich. Die Unabhängigkeit der Äußeren Mongolei konnte ich nicht verstehen. Jetzt waren wir in der Hauptstadt der Sowjetunion. Die Erlebnisse während der Reise hatten keine guten Eindrücke hinterlassen. Der Zug hielt.

Das Eisenbahnamt verkündete, die Waggons müssten repariert

werden. Da erschien eine Reisebegleiterin, jung und hübsch, weiß und schlank, sehr elegant, modern gekleidet, mit Lippenstift und lackierten Fingernägeln, Perlen und Schmuck. Ich war überrascht. Damals verwendete man das Wort „ultralink“ noch nicht, meine Ideologie aber war anscheinend ultralink. Eine „proletarische“ junge Frau jedenfalls hatte ich mir ganz anders vorgestellt. Was unterschied die „proletarische“ von der „bürgerlichen Frau“? Ihre Seele mochte rot sein, aber die sah ich ja nicht. Ich verstand es nicht. Vor mir sah ich diese kokette Frau.

Wir ausländischen Fahrgäste wurden in einen Bus verfrachtet, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besichtigen. Die Reisebegleiterin sprach Englisch. Der Bus hielt irgendwo, und vor uns lag eine Reihe baufälliger Hochhäuser. Sie erzählte, in welchem Fünfjahresplan alte abgerissen und neue aufgebaut würden. Gut, warum nicht. Der Bus hielt dann an einem anderen Ort, wo die Begleiterin kühl erklärte: „Diese Häuser werden im nächsten Fünfjahresplan abgerissen und neue gebaut.“ Sehr gut, warum nicht. Dann weiter. An jeder Station sagte sie immer dasselbe, gefühllos und mit marmorkalter Miene. So hatte wir Gelegenheit, den sowjetischen Fünfjahresplan tüchtig zu studieren, bekamen aber kein einziges neues Haus zu sehen. Ich fragte mich, warum wohl nicht. War das der Sozialismus?

Schließlich führte uns die junge Reiseführerin zu einem prunkvollen Gebäude. Vor der Oktoberrevolution war es die Residenz eines zaristischen Ministers gewesen, jetzt diente es als Gästehaus des staatlichen Reisebüros. Der Fußboden war mit Marmor ausgelegt, Wände und Säulen bestanden auch aus Marmor, es leuchtete in allen Farben voller Glanz und Pracht. Von der Decke hing ein großer Kristallleuchter, mindestens zehn Meter lang. Ich fühlte mich wie in einer Märchenwelt. Die Mitarbeiter hier waren meistens junge und hübsche Frauen. Alle hatten rote Lippen

und weiße Zähne, schöne rot leuchtende Fingernägel und Perlen. Welche Pracht! Ich kam gerade aus dem wüsten und kalten Sibirien und trug die Schatten der endlosen Urwälder noch in meiner Erinnerung. Jetzt befand ich mich hier, in einer Märchenwelt, in einer fast irrealen Welt.

Andere Gäste blieben hier und aßen zu Mittag. Natürlich wurden US-Dollar verlangt. Ein Qinghua-Kommilitone, der in der Botschaft in Moskau arbeitete, lud uns in ein Restaurant ein. Das Restaurant erstrahlte vor Pracht. Hier probierte ich zum ersten Mal in meinem Leben kostbaren Kaviar. Auch andere Speisen schmeckten lecker, gerade für uns junge Männer, die acht Tage im Zug „Xleb" gekaut hatten. Wir langten zu wie hungrige Wölfe. Wie viele Gänge wir aßen, zählte niemand. Eines stand jedenfalls fest: Das war die feinste, unvergesslichste Mahlzeit meines Lebens. Sie würde in die Geschichte eingehen. Sie kostete aber auch 300 Rubel, das entsprach etwa 200 US-Dollar. Wir waren unserem Kommilitonen Xie Zidun sehr zu Dank verpflichtet. Wegen der nachfolgenden großen Veränderungen habe ich leider den Kontakt zu ihm verloren. Ob er wohl noch am Leben ist? Mittlerweile ist ja ein halbes Jahrhundert vergangen. Ich wünsche ihm Glück!

An jenem Abend stiegen wir wieder in den Zug und trafen die anderen ausländischen Mitreisenden, darunter die ältere Frau, die im Zug immer Wasser von uns erbeten hatte, und der Herr mittleren Alters, der in Manzhouli bei der Zollkontrolle zur Geduld riet. Der Herr zwinkerte mir listig zu und sagte, sie hätten fein und preisgünstig gegessen. Ich verstand ihn nicht. Leise erzählte er weiter, sie hätten in Haerbin auf dem Schwarzmarkt US-Dollar gegen Rubel getauscht, zehnmal besser als zum offiziellen Wechselkurs. Auch in Moskau kannten sie sich beim Dollar-Rubel-Tausch gut aus. Es hieß, für ein sehr gutes Essen brauchten sie nur sieben bis acht US-Dollar zu bezahlen. Mir fiel es wie Schuppen von

den Augen. Solche cleveren Menschen waren stets Herr der Lage und verstanden jede Gelegenheit auszunutzen. Und auch jetzt nach einem halben Jahrhundert wuchert dort immer noch der Schwarzmarkt, was mich nachdenklich stimmt.
Die ganze Nacht war es ruhig im Abteil. Man spürte die Bewegungen des Zuges nicht. Am folgenden Tag passierte der Zug die Grenzstation Stolpce zwischen der Sowjetunion und Polen. Hier stiegen wir in den polnischen Zug um, und abends erreichten wir Warschau. Deutschen Boden sollten wir erst am 14. September 1935 morgens um vier Uhr betreten.
Während der Fahrt dorthin stiegen polnische Fahrgäste ein und aus. Sie sahen ganz anders aus als die Russen, waren gut gekleidet, sehr lebhaft und sprachen mehrere Fremdsprachen, neben der Muttersprache noch Russisch, Deutsch und etwas Englisch. Wir konnten uns nun gut verständigen, nicht mehr nur durch Gesten wie in der Sowjetunion. In den Abteilen herrschte plötzlich reger Betrieb. Die Polen schienen an uns Chinesen sehr interessiert zu sein. Wir unterhielten uns mal auf Deutsch, mal auf Englisch. Unbemerkt und leise kam ein polnisches Mädchen zu uns ins Abteil. Sie hatte ein rundes Gesicht, runde Augen, kristallklar, kindlich und unschuldig. Sie schaute sich um, fand einen Platz und setzte sich natürlich und ungezwungen zu uns. Wir sprachen sie versuchsweise auf Englisch an und sie erwiderte höflich unsere Fragen auf Englisch. Wir fragten nach ihrem Namen. Sie hieß Wala. Auf Chinesisch klingt das wie die chinesische Interjektion „wa la“. Der Mitreisende Xie Jiaze lachte deshalb und plapperte ununterbrochen: „Wa la, Wa la“. Das Mädchen verstand nicht, was das sollte, und starrte ihn irritiert mit großen Augen an. Wir unterhielten uns immer lebhafter und in dem kleinen Abteil herrschte eine fröhliche Stimmung. Ein nicht mehr ganz junger Mann,

der neben mir saß, verzog den Mund und zeigte einen verächtlichen Gesichtsausdruck. Ich war verwirrt und fand nichts, was an dem Mädchen zu verachten gewesen wäre. Ich wurde nicht klug daraus. Das Mädchen und die chinesischen Studenten aber kümmerten sich nicht darum und plauderten pausenlos munter und lebhaft weiter, genau so, wie es in der klassischen chinesischen Literatur beschrieben ist: „Männer und Frauen unterhalten sich ausgelassen miteinander.“[22] Ich kann mich nicht erinnern, wann das Mädchen das Abteil verließ. Wir hatten uns kurz und zufällig kennengelernt und sahen uns danach nicht mehr wieder. In meinem Leben habe ich solchen Begegnungen sonst keine besondere Bedeutung beigemessen, aber dieses kurze Zusammentreffen mit dem Mädchen konnte ich nicht vergessen. Zehn Jahre später schrieb ich darüber die kleine Geschichte „Wala“.

Um acht Uhr morgens fuhr unser Zug dann in Berlin ein, der Hauptstadt Deutschlands. Die zehn Tage dauernde Fahrt war zu Ende.

[22] aus: „Aufzeichnungen der Geschichte“ （《史记》）von Sima Qian 司马迁 (ca. 145v.Chr.–86 v.Chr.), Historiker.

8. Ankunft in Berlin

Berlin war das Ziel meiner langen Reise, die Erfüllung meiner Träume vom Auslandsstudium. Berlin war das Ende meines alten und der Anfang meines neuen Lebens. Berlin, eine wunderschöne Stadt in meiner Vorstellung – jetzt war ich endlich hier, nach langer Reise über Berge und Flüsse, bewegt von gemischten Gefühlen: begeistert und neugierig, glücklich und beunruhigt zugleich. Aus einem damals noch wenig entwickelten China kommend, befand ich mich nun zwischen Hochhäusern und ging auf langen Boulevards spazieren. Ich fühlte mich wie ein Wassertropfen im Meer.

Zhao Jiuzhang und andere frühere Kommilitonen von der Qinghua-Universität hatten uns vom Bahnhof abgeholt. Sie hatten für uns alle notwendigen Formalitäten erledigt. Weit entfernt von der Heimat spürten wir vertraute, warme Geborgenheit. Es gab aber auch unangenehme Zwischenfälle. Dun Futang habe ich bereits erwähnt. Auf dem Berliner Bahnhof hatte er wieder einmal seine Sachen verloren! Dieses Mal war es der Reisepass. Obwohl wir alle überzeugt waren, dass er ihn wiederfinden würde, machten wir uns Sorgen. Dun starrte ins Leere und Schweiß trat

auf seine Stirn. Er durchwühlte seine Taschen und machte die Unordnung darin noch größer. Nachdem Herr Dun mächtig ins Schwitzen geraten war, steckte er die Hand in seine Hosentasche, fand darin seinen Pass und strahlte. Wir wussten nicht, ob wir lachen oder weinen sollten, erledigten alle weiteren Formalitäten und verließen den Bahnhof.

Die alten Kommilitonen hatten uns zunächst zum Apartmenthaus Peter in die Kantstraße begleitet und unsere Gepäckstücke dort abgestellt. Dann besuchten wir zusammen ein China-Restaurant. Es sollte nur drei davon in ganz Berlin geben. Das Essen schmeckte einigermaßen, war aber sehr teuer. Neben den großen Restaurants gab es noch ein kleines mit Buffet. Der Wirt kam aus dem Norden Chinas, die Wirtin aus Italien. Beide sprachen ein miserables Deutsch, bedienten aber sehr freundlich und zuvorkommend. Sie konnten große und weiche Mantou[23] und andere köstliche Speisen zubereiten, die vor allem nicht so furchtbar teuer waren. Deshalb stürzten sich die chinesischen Studenten darauf, und das Geschäft lief ausgezeichnet. Uns Neuankömmlinge in Berlin beschäftigte folgende Frage brennend: Wie konnte das Ehepaar kommunizieren? Er kannte nicht ihre Muttersprache und sie nicht seine! Waren die beiden Anhänger des Botschafters der Guomingdang-Regierung in Italien, der nur das Wort „das" kannte?

Aber natürlich ging uns das eigentlich nichts an, wir ließen deshalb diese Überlegungen auch bald wieder sein. Für uns stand jetzt die Wohnungssuche im Vordergrund. Die Deutschen zeigten sich damals als sehr praktisch und bescheiden. Viele hatten, egal welcher Arbeit sie nachgingen, in ihrer geräumigen Wohnung mit Schlaf- und Wohnzimmer, Küche und Toilette auch noch ein Gästezimmer. Dieses freie Zimmer

[23] Gedämpfte, faustgroße Brötchen.

vermieteten sie an Studenten, die von außerhalb kamen, oder an ausländische Studenten. Sogar gut dotierte Professoren machten da keine Ausnahme. Besonders interessant war, dass die Vermieter keine leeren Räume, sondern möblierte Zimmer mit Tischen, Stühlen und einem Sofa einschließlich der Bettwäsche anboten. Die Mieter brauchten weder Hausrat noch Hand- und Badetücher mitzubringen. Auch alle Hausarbeiten – wie zum Beispiel Betten machen, die Bettdecke zusammenlegen, putzen und bohnern – übernahm die Vermieterin. Sogar die Schuhe, die die Mieter vor dem Schlafengehen vor die Tür gestellt hatten, putzte sie blank und glänzend. Auch die Frauen der Professoren taten das höchst persönlich. Sie fanden solche Arbeiten keineswegs erniedrigend. Die Deutschen sind wegen ihrer Sauberkeit in aller Welt bekannt. So putzten auch die Hausherrinnen jeden Vormittag, sie reinigten nicht nur die Zimmer und bohnerten die Flure, nein, sie feudelten sogar die Gehsteige mit Putzmitteln. Kein Staubkörnchen war innerhalb und außerhalb des Hauses zu finden.

Mein alter Kommilitone von der Qinghua-Universität, Wang Dianhua, und seine deutsche Frau hatten für uns in der Weimarer Straße in Charlottenburg eine Unterkunft gefunden. Der Hausherr hieß Rosenau. Er sah aus wie ein Jude. Bei der Wohnungssuche musste ich an die Chinesen in den frühen Romanen von Lao She denken, die in London auf Wohnungssuche waren. Das war dort ein schweres Vorhaben! Denn wenn in den Zeitungsanzeigen nicht klar vermerkt war „auch an Chinesen", brauchte man gar nicht erst nachzufragen. Man wurde ganz sicher abgewiesen. In Deutschland war das ganz anders. In Berlin gab es kein Problem ein Zimmer zu mieten – mit Ausnahme von solchen Häusern, in denen früher schon chinesische Studenten gewohnt hatten. Hier wurde man übersehen und stand vor verschlossener Tür. Wir wussten warum!

Von den Juden, ihrer Situation in Deutschland und vom faschistischen Regime muss ich erzählen. Der faschistische Anführer Hitler errang 1933 die Macht. Ich kam 1935 nach Deutschland und erlebte, wie in den folgenden Jahren das Maß seiner Schuld voll wurde und er am Ende Selbstmord beging. Ich beobachtete das Hitler-Regime fast von seinem Anfang bis zum Schluss. Als Augenzeuge kann ich darüber berichten.

Während meiner Zeit in Berlin war die Herrschaftsposition des Nazi-Diktators noch nicht so stark, aber dennoch war sie schon deutlich zu spüren. Überall hingen Hitler-Bilder und Hakenkreuzfahnen. Zur Begrüssung hiess es nicht mehr wie früher „Guten Morgen", „Guten Tag" und „Guten Abend" oder zum Abschied „Auf Wiedersehen". Nun schnellte der rechte Arm zum Gruß in die Höhe und laut ertönte „Heil Hitler!" Wir chinesischen Studenten hatten die Angewohnheit, in Restaurants oder Geschäften immer „Guten Morgen" oder „Auf Wiedersehen" zu sagen. Manche Deutsche erwiderten uns Ausländern gegenüber den Gruß in der alten Art und Weise, die meisten aber schrien ihr „Heil". Dass wir uns so verhielten, wie es uns gefiel, nahm uns aber niemand übel. Wir machten jedenfalls keine unangenehmen Erfahrungen.

Nach Hitlers faschistischer Bibel „Mein Kampf" gehörten Juden und Chinesen zu den minderwertigen Rassen. Sie galten als Saboteure der Kulturen der Menschheit. Arier mit ihren goldblonden Haaren waren in den Augen der Faschisten dagegen eine besonders gute Rasse – die Schöpfer der menschlichen Kultur. Heimlich erzählte man mir, es sei doch eine Ironie, dass Hitler mit seinen schwarz-braun melierten Haaren ganz und gar nicht dem nordischen Idealbild entspreche. Festzuhalten ist jedenfalls: Die Chinesen waren in den Augen der Faschisten ebenso minderwertig wie die Juden.

In diesem Zusammenhang möchte ich einen kleinen Exkurs über den

Antisemitimus in der europäischen Geschichte einfügen. Schon lange wurden die Juden in vielen europäischen Ländern mit Hass verfolgt. Das berühmte Drama „Der Kaufmann von Venedig“ von Shakespeare belegt dies. Im Mittelalter ereigneten sich in verschiedenen Ländern Massaker an Juden. In dieser Hinsicht übernahm Hitler das Erbe der Vergangenheit und schuf nichts Neues, außer dass er die Juden „wissenschaftlich“ analysierte und 1935 in seinen Rassegesetzen genetisch klassifizierte. Dabei differenzierte er nach politischem und genetischem Maß: Volljude war, wer von drei jüdischen Großelternteilen oder von zwei jüdischen Elternteilen abstammte. Halbjuden hatten entweder einen jüdischen Elternteil oder zwei jüdische Großelternteile. Und Vierteljuden besaßen einen jüdischen Großelternteil. Es gab auch Achteljuden und so weiter. Das war die theoretische Basis der „völkischen Politik“ der Nazis. Volljuden wurden zuerst verfolgt. Dann kamen die Halbjuden an die Reihe. Die Vierteljuden standen am Rand des politischen Interesses und wurden vorläufig nicht belästigt. Wer zu einem Achtel oder weniger jüdisch war, gehörte zum Volk. Während meiner Zeit in Berlin befand sich diese Politik erst in der Anfangsphase, die Verfolgung war auf Menschen mit hundertprozentiger und fünfzigprozentiger jüdischer Herkunft beschränkt, dann verschärfte sie sich aber immer mehr. Mein Vermieter zählte vielleicht zu den halben Juden und hatte zunächst noch seinen Frieden. Wie präzise der Maßstab von Hitler war, wusste ich als Außenseiter nicht. Aber die Deutschen sind auf der Welt für ihre Wissenschaft und Technik bekannt, also musste der Maßstab wohl sehr genau sein.

Wie die einfachen Leute in Deutschland zur Judenverfolgung standen, wagte ich als Neuling nicht zu beurteilen. Die Deutschen waren im Allgemeinen sehr nett und bescheiden, aufrichtig, überhaupt nicht

hinterlistig. Manchmal wirkten sie sogar ein bisschen schwerfällig. Wer zum Beispiel in einem Laden etwas für fünfundsiebzig Pfennig gekauft und mit einer Mark bezahlt hatte, erlebte ein kurioses Rechenkunststück. In China rechnet in diesem Fall der Verkäufer mit dem Abakus oder im Kopf die Differenz aus und gibt fünfundzwanzig Pfennig zurück. Die deutsche Verkäuferin aber sagte zuerst: „Fünfundsiebzig Pfennig", legte fünf Pfennig auf den Tisch und sagte: „Achtzig Pfennig", dann legte sie nochmals zehn Pfennig auf den Tisch und sagte: „Neunzig Pfennig". Zum Schluss legte sie weitere zehn Pfennig auf den Tisch und sagte: „Eine Mark. Das wär's." Und beide Seiten waren zufrieden.
Eine weitere kleine Episode beweist, wie ehrlich und aufrichtig die Deutschen waren. Meinem Tagebuch zufolge ereignete sie sich am 17. September. Meine Uhr lief nicht richtig. Ich ging also zu einem Uhrmacher. Am folgenden Tag wollte ich die Uhr wie vereinbart abholen. Ich war neu in Berlin und fühlte mich zwischen den Hochhäusern wie in einem Urwald. Hinzu kam der Straßenlärm. Mir wurde schwindlig und ich verlor die Orientierung. So betrat ich ein Uhrengeschäft, das so ähnlich aussah wie das vom Vortag. Der alte Angestellte war wohlbeleibt, trug eine starke Lesebrille und sah so aus wie der Mann von gestern. Ich reichte ihm den Beleg. Er suchte im Glasschrank nach meiner Uhr und fand sie nicht. Der alte Herr wurde etwas aufgeregt und hatte Schweißperlen auf der Stirn. Er blickte durch seine Brille auf mich und bat: „Kommen Sie bitte morgen noch einmal vorbei!" Zu Hause dachte ich weiter darüber nach. Am folgenden Tag schaute ich erneut vorbei, aber die Uhr wurde wieder nicht gefunden. Der alte Herr wurde ganz nervös, auf seiner Stirn erschienen noch mehr Schweißperlen, und seine Hände zitterten. Nachdem er lange Zeit den Schrank durchwühlt hatte, ging ihm plötzlich ein Licht auf. Er betrachtete den Beleg und sagte wie

von göttlicher Gnade erleuchtet: „Nein, das ist ja gar nicht mein Beleg!" Mir wurde klar, dass ich in einem falschen Geschäft gelandet war. Über diese kleine Anekdote habe ich in meiner Prosasammlung „Die Komödie mit der Uhr" geschrieben.

In Deutschland habe ich mich mehrmals blamiert. Dazu möchte ich die folgende Geschichte erzählen. Die Deutschen essen am Tag nur einmal warm – zum Mittagessen. Zum Abendessen gibt es Brot, Wurst oder Käse, manchmal auch Tee. Eines Tages hatte ich in einem Metzgerladen etwas Aufschnitt für das Abendessen gekauft. Ich kochte schwarzen Tee und war mit Freude dabei, meinen Schinken zu essen. Da stellte ich einen merkwürdigen Beigeschmack fest, weil der Schinken roh war. Ich ärgerte mich sehr darüber. Die Deutschen machen sich lustig über die Ausländer, so dachte ich, unerhört! Sogar im Traum konnte ich meinen Zorn nicht unterdrücken. Früh am Morgen des folgenden Tages suchte ich den Metzger auf und versuchte, ihn öffentlich dieser Missetat zu beschuldigen. Die Verkäuferin hörte meine Beschwerde an und begutachtete den Schinken in meinen Händen. Sie staunte zunächst, dann lachte sie: „In Deutschland isst man Schinken roh, auch Fleisch kann roh gegessen werden, es muss nur ganz frisch sein." Was sollte ich dazu sagen? Ich war ein Idiot.

Aber natürlich war ich nicht wegen des Schinkens nach Deutschland gekommen, sondern zum Studium. Dafür waren gute Deutschkenntnisse erforderlich. An der Qinghua-Universität hatte ich zwar Deutsch gelernt und in vier Jahren acht „ausgezeichnet" bekommen. Tatsächlich konnte ich aber noch nicht richtig Deutsch sprechen. Ich wollte aber nicht weiter stumm bleiben. Deswegen wollte ich in Berlin nachträglich Alltagsdeutsch lernen. Dr. Linde und Dr. Rochall von der Fernost-Gesellschaft unterstützen mich sehr freundlich und begleiteten mich zum Direktor

des Fremdspracheninstituts der Universität Berlin. Der ließ mich einige deutsche Sätze lesen und war zufrieden. Ich wurde danach dem obersten Deutschkurs für ausländische Studenten der Universität zugewiesen. Dann wurde ich immatrikuliert und ging jeden Tag zum Unterricht. Mein Professor hieß Höhm. Einen so guten Lehrer hatte ich bisher noch nicht getroffen. Er hatte eine saubere, schöne Aussprache und erklärte alles sehr genau und gründlich. Wunderbar! In mein Tagebuch schrieb ich am 20. September: *Der Professor heißt Höhm, sein Unterricht ist ausgezeichnet, so gut, dass mir die Worte fehlen. Zum ersten Mal höre ich eine Vorlesung auf Deutsch und kann alles verstehen. Das bedeutet nicht, dass mein Hörverständnis so gut ist, sondern dass er alles sehr deutlich erklärt.* Das war mein Eindruck. Beim Unterricht saß ich immer mit Qiao Guanhua zusammen. Wir fuhren jeden Tag mit der S-Bahn zum Unterricht und hatten viel Freude daran.

Von Qiao Guanhua möchte ich auch gern erzählen, von den Bekannten unter den chinesischen Studenten und von den chinesischen Studenten überhaupt. Qiao Guanhua war mein Kommilitone an der Qinghua-Universität. Er studierte Philosophie, zwei Klassen über mir. Auf dem Uni-Gelände schritt er, einen Band der deutschen Ausgabe von Hegels Gesamtwerk in der Hand, erhobenen Hauptes dahin, als sei er allein. Wir kannten uns, hatten aber früher nicht viel miteinander zu tun gehabt. Als Austauschstudenten nun hatten wir ständigen Kontakt. In Berlin waren wir fast jeden Tag zusammen, wie der Körper und sein Schatten. Wir gingen gemeinsam zum Unterricht und in die Mensa, wir besuchten gemeinsam Freunde, den Wannsee und den Zoologischen Garten. Beide waren wir Bücherwürmer, gingen gern in Antiquariate und entdeckten gute Bücher. Er war intelligent und vor allem in klassischer Literatur gebildet. Wir unterhielten uns gern miteinander, manchmal bis tief in die Nacht, dann schlief ich einfach bei ihm. Mit Dun Futang hatten wir fast

keinen Kontakt mehr, denn mit ihm kamen wir nicht so gut aus. Auch mit anderen chinesischen Studenten standen wir nicht in Verbindung. Sie waren uns fremd geworden. Wir sprachen nicht mehr dieselbe Sprache.
In Berlin lebten damals recht viele chinesische Studenten. Dafür gab es sehr einfache Gründe. Ich hatte bereits vom „Vergolden" gesprochen. Das Studium in Deutschland bedeutete vierundzwanzigkarätiges Gold. Es hatte in der chinesischen Gesellschaft einen guten Ruf und war sehr gefragt. Junge Chinesen, die die nötigen Voraussetzungen mitbrachten, stürzten sich darauf. Insbesondere hohe Beamte und reiche Leute, die vom Fett und Mark des Volkes lebten, nutzen die Gelegenheit und schickten ihre Kinder nach Deutschland. Für sie war es kein Problem, dass ihre Kinder maßlos Geld verschwendeten. Die Söhne, Töchter und Verwandten von Chiang Kai-shek, Song Ziwen, Kong Xiangxi, Feng Yuxiang, Dai Chuanxian, Ju Zheng und anderen hohen Beamten der Guomingdang versammelten sich zumeist in Berlin, denn hier liess es sich gut und vergnügt leben – ohne die Notwendigkeit, etwas zu lernen oder gar Deutsch sprechen zu müssen. Vier Sätze Deutsch reichten schon für einige Jahre aus. Begegnete man morgens der Vermieterin, sagte man: „Guten Morgen!" und verließ schnell das Haus. Waschen und Frühstück in einem China-Restaurant und einige Spiele Ma-Jiang bis zum Mittag. Nach dem Mittagessen Ausflüge, abends wieder ins Restaurant, in der Nacht sagte man der Vermieterin: „Gute Nacht!". So verging der Tag. Zusätzlich lernten sie noch „Danke" und „Auf Wiedersehen", und die sprachliche Leistung war erschöpft. Hier beschreibe ich sicher nicht die Mehrheit der Studenten, aber es gab solche Leute. Das ist eine Tatsache, die man nicht leugnen kann.
Ich hatte mit Qiao Guanhua einige Male in einem China-Restaurant gegessen. Schon beim Eintreten drangen einem dort laute Stimmen, das

Schlürfen beim Essen der Suppe, das Schmatzen beim Kauen, Geräusche von Essstäbchen, Schüsseln und Tellern ans Ohr; alles war wie in einem Konzert abgestimmt und kam uns wie ein vertrauter Schwall entgegen, als sei man in China. Die Europäer dagegen sind beim Essen sehr ruhig und sitzen fast gerade. Es ist ein Tabu, zu schlürfen oder zu schmatzen. Ich will nicht von himmlischen Regeln sprechen, aber ihr Verhalten vermittelte einen zivilisierten Eindruck, an dem nicht viel auszusetzen war. Unsere Studenten aber hatten die typischen Manieren aus dem Mutterland in die weite Ferne mitgenommen. Das war Qiao und mir sehr unangenehm. Die Playboys der Guomingdang waren alle arrogant und anmaßend, ihre Gesprächsthemen: Essen, Trinken, Vergnügungen, Frauen, Prostituierte usw. Für uns, die wir vom Lande kamen, war das unerträglich, und für sie existierten arme Studenten wie Qiao Guanhua und ich überhaupt nicht. Deshalb gingen wir nach solchen Erfahrungen bald in Berlin nicht mehr in die China-Restaurants.

Anekdoten über diese „chinesischen Studenten im Ausland" kamen uns oft zu Ohren, und es waren lauter merkwürdige Geschichten. Viele chinesische Studenten waren mit Deutschen in Konflikte verwickelt, die zum Teil gerichtlich gelöst werden mussten. Für die Prozesse brauchte man Rechtsanwälte. In Deutschland stellte es kein Problem dar, einen Rechtsanwalt zu finden, der allerdings viel Geld verlangte. Diese Situation rief „weitsichtige" Personen auf den Plan. Eine davon war ein chinesischer Student, der schon lange in Berlin lebte und sich in allen Bereichen, in allen Gassen und Winkeln gut auskannte. Deshalb bekam er den Spitznamen „Berliner Boden". Sein richtiger Name war unbekannt. Der Mann galt als clever und hilfsbereit und soll auch Jura studiert haben. Er gab öffentlich bekannt, er würde mit seinen Fachkenntnissen den chinesischen Studenten bei Prozessen helfen, und zwar gratis,

sogar das Fahrgeld bezahle er aus der eigenen Tasche. Ich hatte leider keine Gelegenheit, ihn persönlich kennen zu lernen. Ihm gegenüber hegte ich ein widersprüchliches Gefühl, einerseits bewunderte ich seine Hilfsbereitschaft, andererseits fand ich alles sehr merkwürdig. War er ganz richtig im Kopf?

Soviel zu den chinesischen Studenten in Berlin. Ins Tagebuch vom 17. Oktober schrieb ich:

Bevor ich ins Ausland ging, machte mir der Gedanke an die chinesischen Kommilitonen im Ausland Mut. Ich hatte immer viel Respekt vor ihnen. Ich dachte, dass vor allem bei den chinesischen Studenten in Deutschland sicher noch etwas Heiliges zu finden sei. Nun bin ich einer von ihnen. Ich sehe mit eigenen Augen, wie manche Studenten mit Kameras herumlaufen und sich gleichgültig benehmen. Sie reden fast nur darüber, wie man tanzt und wer in China als Gruppenleiter oder Abteilungsleiter befördert worden ist. Es mag sehr unhöflich sein, wenn ich sage, dass ich unter ihnen keinen richtigen „Menschen" finde. Das wahre Gesicht der chinesischen Studenten im Ausland kenne ich erst heute!

Das schrieb ich wörtlich so, ich habe kein einziges Wort verändert. Daran lassen sich meine damaligen wirklichen Gefühle erkennen. Ich kam auf die Idee, ein Buch „Neue Geschichte über das Auslandsstudium im Westen" zu schreiben. Wäre es vollendet worden, wäre es sicher ein Meisterwerk geworden. Leider blieb ich nur kurze Zeit, nämlich nur einen Monat, in Berlin. Deshalb habe ich das Meisterwerk nicht schreiben können. Ein Verlust für die literarische Welt Chinas!

Berlin war für mein Studium in Deutschland eine Übergangsstation. Ich wollte noch andere Städte besuchen, aber welche? Frau Wiehner vom Deutschen Akademischen Austauschdienst wollte mich zunächst nach Königsberg in Ostpreußen schicken. Hier hatte der große klassische Philosoph Kant gelehrt. Das war selbstverständlich ein attraktiver Ort,

aber er lag weit weg von Berlin und war mir sehr fremd. Ich wollte nicht dorthin. Nach einigen Rücksprachen einigte man sich dann auf Göttingen. Damit war ich einverstanden. Ein Menschenschicksal ist wirklich sehr kompliziert. Ursache und Wirkung wechseln ständig. Mein Lehrer Wu Mi hat das einmal in seinen Versen so formuliert: „In der Welt wird Wirkung Ursache, das Falsche das Richtige.“ Das waren scharfsinnige und wahre Worte. Wäre ich damals nach Königsberg gegangen, hätte mein Leben einen ganz anderen Verlauf genommen. Ich hätte weder Professor Sieg noch Professor Waldschmidt kennengelernt, weder Sanskrit noch Pali studiert. Aber damals konnte noch niemand wissen, was aus diesem Ji Xianlin einmal werden sollte.

Als die Entscheidung für Göttingen gefallen war, wurde es mir leichter ums Herzen. Ich erkundigte mich überall nach Göttingen und traf dabei glücklicherweise Herrn Le Senxun. Er studierte in Göttingen und hatte in Berlin gerade etwas zu erledigen. Durch ihn wurde jeder Zweifel in mir ausgeräumt. Ich war neugierig geworden. Einige Zeit verbrachte ich dann noch in Berlin und verließ die Stadt vor Semesterbeginn. Es ist kaum zu glauben, dass ich in den kommenden Jahren nie dorthin zurückgekehrt bin. Berlin hatte mir nicht gefallen, ebenso wenig die dort lebenden Gruppierungen chinesischer Studenten.

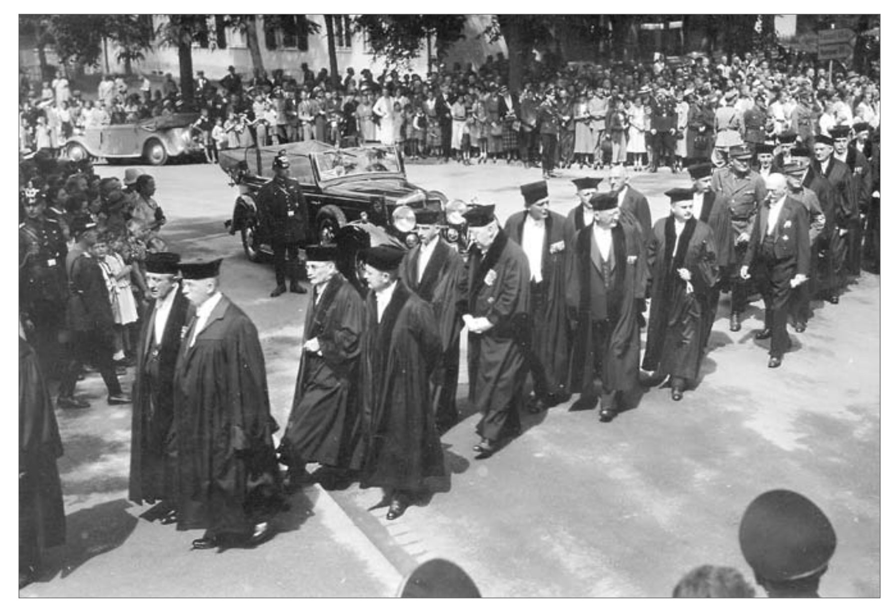
9. Göttingen

Am 31. Oktober 1935 reiste ich von Berlin nach Göttingen. Ursprünglich wollte ich hier zwei Jahre bleiben. Damals ahnte niemand, dass ich hier rund zehn Jahre wohnen sollte. Das war eine lange Zeit in meinem Leben. Neben Ji'nan und Beijing wurde Göttingen zu meiner zweiten Heimat.

Göttingen ist eine kleine Stadt mit hunderttausend Einwohnern, deren Studentenzahl zeitweilig zwanzig- bis dreißigtausend erreicht hat.[24] Es war auch damals eine typische Universitätsstadt. Die Universität hatte eine Jahrhunderte alte Geschichte[25]. Viele hervorragende Namen der deutschen Wissenschaft und Literatur waren mit dieser Stadt verbunden. Überall gab es Straßen, die die Namen dieser berühmten Gelehrten trugen. In der Stadt spürte man an jeder Ecke Kultur und Wissenschaft. Ein wahrhaftiges Paradies der Wissenschaften, ein reiner Boden für Kultur.

[24] Die aktuelle Zahl der Studenten liegt zur Zeit bei ca. 24.000; zu Dr. Ji Xianlins Zeiten waren es knapp zweitausend Studierende (Anm. d.Übers.)

[25] Gründungsjahr der Universität Göttingen: 1737



Festzug zum 200-jährigen Jubiläum der Universität 1937

Göttingen zeichnete sich auch durch eine schöne Landschaft aus. Im Osten standen üppige Bergwälder, die zu allen vier Jahreszeiten grün waren. Sogar unter dem Schnee bekamen die Gräser frische grüne Blätter wie im Frühling. Es wurde hier im Winter nicht kalt, im Sommer nicht heiß, nie stürmisch. Man brauchte keine Fächer, keine Moskitonetze. Fliegen und Mücken gehörten zu den seltenen Insekten. Flöhe und Wanzen waren anscheinend unbekannt, die Straßen so sauber, dass niemand wirklich schmutzig geworden wäre, hätte er sich auf ihnen gewälzt. Es war völlig normal, dass Hausfrauen die Gehsteige ausgiebig mit Seife schrubbten. Das Stadtzentrum war geprägt von vier- bis fünfstöckigen historischen Bauwerken. Hier sah es aus wie im Mittelalter. Der Stadtwall mit seinen hohen Eichen war gut erhalten. In meinem Studium an der Qinghua-Universität las ich gern Gedichte des deutschen, jung verstorbenen Lyrikers

Hölderlin. Er mochte Eichen sehr und erwähnt sie oft in seinen Gedichten. Bis zu jener Zeit wusste ich nicht, wie sie aussahen. Hier lernte ich sie kennen. Was für eine Freude für mich! Seitdem ging ich oft auf dem alten Wall spazieren. Im Schatten der Eichen herrschte Ruhe. Ich saß allein hier, in Gedanken versunken. Diese lyrischen Erlebnisse in meinem zehnjährigen Leben in Göttingen sind mir unvergesslich.

Doch zunächst war ich hier ganz fremd. Mein Kommilitone, Herr Le Senxun, hatte mich vom Bahnhof abgeholt und für mich ein Zimmer gemietet. Die Vermieter hießen Oppel und hatten einen erwachsenen Sohn, der außerhalb studierte. Sie gaben mir das Zimmer ihres Sohnes. Der Ehemann arbeitete bei der Stadtverwaltung als Ingenieur, ein typischer Deutscher, ehrlich und schweigsam. Die Vermieterin war etwa fünfzig Jahre alt, eine typische deutsche Hausfrau mit mittlerer Bildung. Sie schätzte die deutsche Literatur und hörte gern klassische deutsche Musik. Ihre Interessen waren konservativ. Jazz-Musik mochte sie nicht, sie machte sich darüber lustig. Frau Oppel hatte alle Tugenden einer deutschen Frau: sie war ehrlich, aufrichtig, liebevoll und sympathisch. Nur einen kleinen Makel gab es: Sie traf sich oft mit ihrer guten Freundin, einer Witwe. Als der Freundin einmal ein neuer Hut meiner Vermieterin



Göttinger Wall

derart gut gefiel, dass sie sich das gleiche Modell kaufte, gab es Ärger. Frau Oppel schimpfte über ihre Freundin. Westliche Frauen – in mancher Hinsicht auch Männer – sehen es nicht gern, wenn andere den gleichen Hut oder die gleiche Kleidung tragen. Das verstehen wir Chinesen nicht. Man kann wohl sagen, meine Vermieterin war ein wenig spießbürgerlich. Aber ein Makel trübt den Glanz der Jade nicht. Sie gehörte zu den besten Frauen, die ich jemals in meinem Leben getroffen habe, gutherzig wie eine Mutter.

Ich wohnte die ganze Zeit bei dieser deutschen Familie und zog in den zehn Jahren niemals um. Wir lebten von morgens bis abends zusammen, und ich wurde ein Familienmitglied. Im Folgenden möchte ich zuerst allgemein von dieser Familie berichten, später werde ich auf nähere Einzelheiten eingehen.

Wie Göttingen mich in den ersten Tagen bewegte, mag ein Zitat aus



Alte Eichen auf dem Göttinger Wall

meinem Tagebuch vom zweiten Tag nach meiner Ankunft in Göttingen zeigen: *Ich bin endlich in Göttingen. Von nun an werde ich in meinem unruhigen Leben einen ruhigen Abschnitt verbringen. Ich träume sehr gern und möchte meine Träume bunt färben. In meinem Traum war Deutschland mein Paradies, mein Idealland. Ich hegte die Illusion, dass über Deutschland goldenes Sonnenlicht, Wahrheit und Schönheit strahlt. Endlich habe ich meinen Traum mit meinen Händen ergriffen und bin hierher gekommen. Was ich bis jetzt bekommen habe, waren Enttäuschung und Leere. All meine Hoffnungen sind zerplatzt wie Seifenblasen. Aber neue Hoffnungen umgeben mich. Ich träume, dass ich in Göttingen in aller Ruhe lesen, dass ich alte Schriften, die in der Geschichte von unsterblicher Bedeutung sind, studieren kann. Jetzt bin ich in Göttingen, ich weiß noch nicht, ob ich diesen Traum verwirklichen kann. Aber wer kann das wissen? (1.11.1935)*

Daran mag man meine Verwirrung erkennen. Ich wusste noch nicht, welchen Weg ich einschlagen sollte.

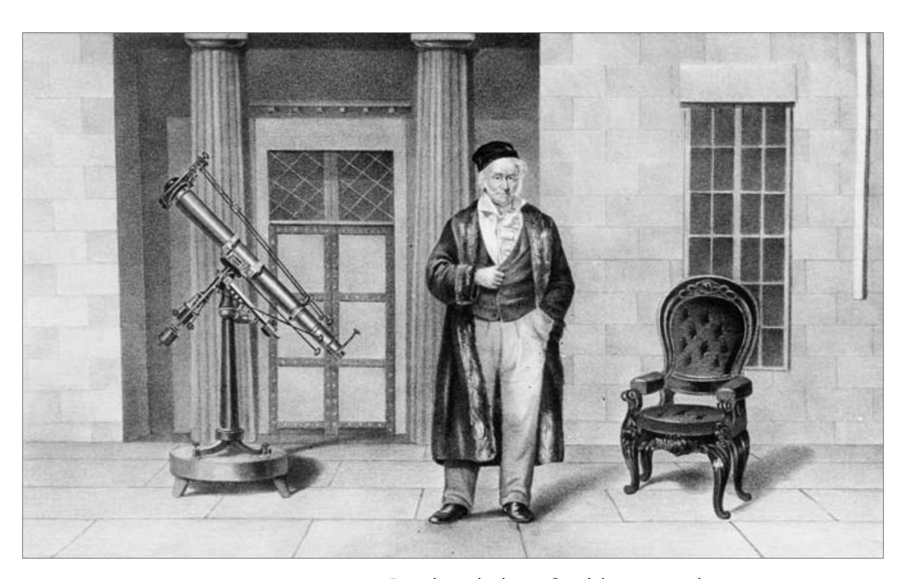
10. Der Weg ist gefunden

In Göttingen habe ich meinen Weg gefunden: mein Sanskrit-Studium. Diesen Weg gehe ich nun fast 60 Jahre, und ich werde ihn weiter verfolgen, solange ich kann.
Er ist untrennbar mit der Universität Göttingen verbunden. Deshalb will ich nun von der Universität erzählen.
Ich habe zwar früher schon die Universität erwähnt, aber um Göttingen vorzustellen, muss ich über die Universität berichten. Man sagt sogar, Göttingen sei deshalb Göttingen, weil es dort die Universität gibt. Sie wurde im 18. Jahrhundert gegründet, hat also eine lange Geschichte und gilt als eine der alten Universitäten Europas. Zu meiner Zeit gab es fünf Fakultäten: Philosophie, Naturwissenschaften, Rechtswissenschaften, Theologie und Medizin.[26] Die Universität bestand nicht aus einem einzigen Hauptgebäude. sondern die Fakultäten lagen in den Straßen und Gassen der Stadt verstreut, ebenso die Forschungsinstitute. Es gab auch keine großen Studentenwohnheime: Ein kleiner Teil der Studenten wohnte

[26] Ab 1939 wurde die Forstwissenschaftliche Fakultät als 6. Fakultät gegründet.

in den Häusern verschiedener Verbindungen und der größte Teil privat. Das Verwaltungszentrum befand sich im Aula-Gebäude. Unten waren Unterrichts- und Verwaltungsbüros untergebracht, oben die Akademie der Wissenschaften Göttingens. Die Geistes- und Rechtswissenschaften verfügten über zwei Unterrichtsgebäude: das Auditorium und das Seminargebäude. Auf den Straßen davor herrschte ein buntes Treiben, Menschen kamen und gingen.

Die Universität hat in ihrer Geschichte viele berühmte Persönlichkeiten hervorgebracht, darunter den großen deutschen Mathematiker Gauß, Professor der Universität Göttingen. Nach Gauß wurde die Mathematik zur Tradition in Göttingen, und vom 19. Jahrhundert bis in die Zeit meiner Ankunft war die Universität weltweit als mathematisches Zentrum anerkannt. Der größte Mathematiker zur Zeit meines Studienaufenthaltes war David Hilbert. Er befand sich zwar schon im Ruhestand, erfreute sich aber bester Gesundheit. Uns chinesische Studenten behandelte er



Carl Friedrich Gauß auf der Terrasse der Göttinger Sternwarte

sehr freundlich. Einmal traf ich ihn in einer Buchhandlung. Er kam auf mich zu und lächelte mich an. Neben der Mathematik besaß die Universität in Physik, Chemie, Astronomie, Meteorologie, Geographie usw. eine starke Riege von Professoren. Einige Nobelpreisträger lehrten hier, unter ihnen der weltberühmte Chemiker A. Windaus.

Die Gruppe der geisteswissenschaftlichen Professoren war ähnlich stark. Beide Brüder Grimm, die in der deutschen Literatur- und Wissenschaftsgeschichte bedeutsam sind, hatten an der Universität Göttingen gewirkt. Ihre Kindermärchen sind in der Welt sehr populär, auch in China in fast aller Munde. Ihr großartiges Werk, das „Deutsche Wörterbuch", wurde hundert Jahre später von vielen deutschen Experten vollendet. Es ist von großem Wert für die deutsche Sprachforschung.

Soviel zum Hintergrund der Geistes- und Naturwissenschaften an der Universität Göttingen.

Die Universitätsstadt war der Fläche nach zwar nicht groß, wirkte aber auf mich, einen jungen Mann aus der Fremde, wie ein Labyrinth. Es war gar nicht leicht, Verwaltungen oder Unterrichtsräume zu finden. Ohne Hilfe und Begleitung hätte ich mich verirrt. Ich hatte das große Glück, dass ich einen Wegweiser traf – Zhang Yong. Zhang Yongs Vater war der berühmte „Tiger-Minister" Zhang Shizhao. Sein Großvater mütterlicherseits hieß Wu Changqing. Er hatte in Korea die Truppen gegen die japanische Aggression kommandiert. Seine Mutter, Wu Ruonan,



Weender Landstraße 2, Auditorium



Wilhelmsplatz 1, Aulagebäude

arbeitete bei Sun Yat-sen als Sekretärin, ihr Name findet sich in der „Geschichte der gegenwärtigen chinesischen Literatur“ von Qian Jibo. Kurz gesagt, er stammte aus einer großen Gelehrtenfamilie und unterschied sich völlig von den „Playboys“, die ich in Berlin getroffen hatte. Zhang Yong hatte keine Spur davon. Nur gab er sich ein bisschen selbstgefällig und eingebildet. Er war von großer Virtuosität und besaß ein profundes Wissen, vor allem auf dem Gebiet der klassischen chinesischen Literatur und Lyrik. Zhang Yong interessierte sich aber auch für Mathematik. So kam er nach Göttingen, dem Mathematik-Zentrum der Welt, um an der Universität zu promovieren. Als ich in Göttingen ankam, wohnte er mit seiner Mutter Wu Ruonan schon fünf oder sechs Jahre hier. In Göttingen studierten nur drei oder vier

chinesische Studenten, zu denen Zhang Yong allerdings keine Kontakte pflegte. Er hatte seinen Stolz. Ich war seit meiner Kindheit an allem Möglichen interessiert gewesen, hatte viel klassische Lyrik gelesen und vertrat zur Literatur, Kunst und Religion eigene Ansichten. Nachdem Herr Le Senxun mich mit Zhang Yong bekannt gemacht hatte, sprachen wir nur ein paar Mal kurz miteinander und fühlten schon bei der ersten Begegnung sofort Zuneigung. Zhang Yong meinte wohl, ich sei ganz anders als die langweiligen und hässlichen Studenten im Ausland. Er war mir gleich zugetan und schenkte mir ein Gedicht:

In einem leeren Tal voller Echos
traf ich dich, mein Freund.
Wir wünschen uns, dass wir
beide eines Tages große Dichter werden.
Neue und alte Stile wollen
wir gleich probieren.
Chinesische und ausländische
Erlebnisse können uns bereichern.
Unser Talent kommt aus dem Wissen
um die Dinge.
Aus unserer Feder strömt
frische Luft.
Gold oder abgenutzter Besen,
was hat mehr Wert?
Die kommende Generation wird
das entscheiden.

Aus diesen Zeilen spricht sein Charakter. Ich hatte damals gleich den Eindruck, dass ein Mensch wie Zhang Yong nie ein China-Restaurant in Berlin besuchen würde. Deshalb wollte ich mit ihm Freundschaft

schließen. Tante Zhang sagte einmal zu mir: „Zhang Yong hat sich seit eurer Bekanntschaft völlig verändert. Früher wollte er niemanden besuchen. Jetzt will er ewig mit dir zusammen sein.“ Es war Zhang Yong, der mich überall in der Stadt, zum Studienbüro, zum Forschungsinstitut, zum Rathaus, zum Arzt, zur Immatrikulation und bei der Erledigung von anderen Formalitäten begleitete. Er trug einen schwarzen alten Mantel. Noch heute sehe ich ihn deutlich vor mir.

Zhang Yong machte mich mit verschiedenen Straßen in Göttingen vertraut. Aber „meine Straße“ hatte ich noch nicht gefunden.

Ich habe bereits meinen Wunsch erwähnt, in Göttingen alte Sprachen zu studieren. Welche alten Sprachen, das war mir allerdings noch nicht klar. Während meines Aufenthaltes in Berlin riet Wang Dianhua mir, Griechisch und Latein zu studieren. Er meinte, es sei für das Vaterland nötig. In Göttingen sprach ich mit Zhang Yong darüber. Er redete mir zu, nur Griechisch zu lernen. Zwei Jahre reichten nicht aus, gleichzeitig beide Sprachen zu meistern. In deutschen Gymnasien lernten die Schüler acht Jahre Latein, sechs Jahre Griechisch. Die Gymnasiasten beherrschten diese beiden alten europäischen Sprachen bereits. Chinesische Studenten könnten mit ihnen nicht konkurrieren. Ich machte mir nach ersten Überlegungen seinen Vorschlag zu eigen. Im ersten Semester wählte ich Griechisch als Hauptfach. Die Wahl der Universitäten war in Deutschland völlig frei. Mit der Hochschulreife konnte jeder nach Wunsch jede Universität besuchen. Es gab keine Aufnahmeprüfung. Völlig frei war auch die Wahl der Fakultät, ebenso ein Wechsel der Fakultät oder eines Faches oder auch die Entscheidung, wie viele und welche Veranstaltungen der Einzelne belegen wollte. Die Studenten der Geisteswissenschaften konnten zum Beispiel Medizin und Theologie wählen und nach Belieben eine oder zehn Veranstaltungen besuchen. Sie konnten am Unterricht

teilnehmen oder ihm fernbleiben, sich verspäten oder vorzeitig weggehen. Überdies gab es keine Prüfungen am Ende der Veranstaltungen. In manchen Fächern baten die Studenten zum Unterrichtsbeginn die Professoren lediglich um eine Unterschrift in ihr Studienbuch. Das war die Anmeldung. Das konnte aber auch am Ende des Unterrichts geschehen, dann hieß es Abmeldung. Zwischen Studenten und Professoren bestand kein enges Verhältnis. Mancher Student wechselte bereits nach einem Studienjahr, ja sogar schon nach einem Semester die Universität, bis er nach mehrmaligem Wechsel innerhalb von zwei bis drei Jahren die Entscheidung für eine Universität und Fakultät traf. Dann folgten Gespräche mit dem Professor und die Bitte um Teilnahme an seinem Seminar. Im Seminar lernten sich Professor und Student allmählich kennen, bis der Professor seinen Studenten für tauglich hielt und ihm ein Thema für die Doktorarbeit gab, die er nach jahrelangen Bemühungen beendete. War der Professor zufrieden, fand die öffentliche Verteidigung statt. Bestand der Student die Prüfung, wurde ihm die akademische Doktorwürde verliehen. In Deutschland hatte der Professor das Sagen. Dekan, Rektor, sogar Minister besaßen keine Befugnisse, sich in die Entscheidungen des Professors einzumischen. Wollte ein Student keine Arbeit schreiben, zwang ihn niemand. Verfügte er über Geld, konnte er acht bis zehn Jahre studieren. Das war dann ein sogenannter „ewiger Student“, ein seltenes Tier auf der Welt.

In dieser absolut freien Atmosphäre wählte ich im ersten Semester Griechisch und alle möglichen Vorlesungen. Jeden Tag hatte ich sechs Stunden Unterricht. Meine Absicht war, Deutsch zu hören und nicht unbedingt Fachwissen zu erwerben.

In meinem Hauptfach Griechisch lernte ich manchmal motiviert, manchmal nicht. Ich war unentschlossen. Die erste Stunde hatte auf

mich keinen guten Eindruck gemacht. Ich notierte im Tagebuch vom 5. Dezember 1935:

Professor Rabbow sprach im Seminar zu leise. Ich konnte ihn kaum verstehen. Er stellte mir auch keine Fragen. Ich saß wie auf tausend Nadeln, sehr traurig. Der Schmerz bohrte in mir, als ich vom Unterricht zurückkam. Griechisch ist mein einziger schöner Traum in Göttingen. Wenn es so weiter geht wie heute, wird Griechisch mein großes Leid. Werde ich nichts zustande bringen?

In mein Tagebuch machte ich mehrmals Einträge über meine Unentschlossenheit. Ich war völlig unentschieden. Inzwischen hatte ich mich selbst einige Zeit mit Latein befasst. Sogar Altägyptisch wollte ich lernen. Daran lässt sich erkennen, wie unsicher ich war.

Ich hatte meinen Weg noch nicht gefunden.

Eigentlich war mir schon in China der Gedanke gekommen, Sanskrit zu studieren. Damals lehrte aber niemand diese Sprache. Ich konnte diesen Wunsch deshalb nicht realisieren. In Göttingen lernte ich nun den chinesischen Studenten Long Piyan, genannt Fan Yu, aus der Provinz Hunan kennen, der hier Metallurgie studierte. Er beschäftigte sich eigentlich mit Wissenschaft und Technik und hatte dazu noch zwei Semester Sanskrit studiert, das er allerdings zu jenem Zeitpunkt wieder aufgegeben hatte. Long Piyan schenkte mir die „Grammatik für Sanskrit“ von Stenzler. Mit Zhang Yong hatte ich auch schon über Sanskrit gesprochen. Er ermunterte mich dazu, was meine Wahl noch komplizierter machte. Die Zeit des Zauderns war zum Glück sehr kurz. Schon bald schien die Sonne durch den Nebel. Im Tagebuch vom 16. Dezember heisst es:

Ich will unbedingt Sanskrit studieren. Die chinesische Kultur ist stark von der indischen beeinflusst. Ich möchte die Kulturbeziehungen zwischen China und Indien gründlich erforschen, in der Hoffnung, dass ich etwas Neues entdecken kann. Wenn ich

in Deutschland die gewünschten Sprachen erlerne, wird sich die Reise hierher gelohnt haben, denn wo könnte man in China Sanskrit lernen und bei wem?
Nächster Tagebucheintrag:
Nach vielen Überlegungen habe ich mich entschieden!
2. Januar 1936:
Ich habe beschlossen, Sanskrit zu studieren. Es überrascht mich selbst, dass meine Interessen sich ständig ändern. Nachdem ich den Entschluss gefasst hatte, Griechisch zu studieren, hatte ich geschworen und gehofft, nie mehr etwas anderes anzufangen. Aber dann hat sich alles geändert. Jetzt schwöre ich noch einmal und hoffe, dass der Entschluss feststeht. Sonst wird es nichts bringen. Wird das Schicksal meine jetzige Überzeugung bestätigen?
Diesmal waren mein Schwur und meine Hoffnung nicht vergeblich. Das Schicksal bestätigte meinen Entschluss. Endlich hatte ich meinen Weg für das ganze Leben gefunden. Diesen Weg ging ich über ein halbes Jahrhundert, und ich werde ihn auch weiter gehen.
Göttingen war tatsächlich ein idealer Ort, um Sanskrit zu studieren, ruhig und mit einer bezaubernden Umgebung. Außerdem gab es eine lange Tradition in Sanskrit und Vergleichender Sprachwissenschaft. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte der große Forscher Theodor Benfey, Übersetzer der Fünf Bände „Kalilah wa Dimnah" und Gründer der kontrastiven Literaturgeschichte, hier gelehrt. Ende des 19. Jahrhunderts Franz Kielhorn, Professor für Sanskrit. Ihm folgte Hermann Oldenberg. Der Nachfolger von Oldenberg, der große Gelehrte Sieg, entschlüsselte die „Fragmente des Tocharischen". 1935, zu meiner Zeit, war Herr Sieg bereits pensioniert und Waldschmidt gab den Sanskrit-Kurs. Herr Jakob Wackernagel, von indischen Gelehrten als größter lebender Experte bezeichnet, hatte in der Abteilung für Vergleichende Sprachwissenschaft gearbeitet. So konnte man von unzähligen „Sternen" am Sanskrit-



Gauß-Weber-Denkmal

Himmel sprechen. Auch die traditionsreiche, großräumig angelegte Universitätsbibliothek besaß diesbezüglich einen großen Bestand an Büchern. Sehr berühmt war sie vor allem wegen ihrer Bestände an Sanskrit-Büchern, mit denen sie an erster Stelle in Deutschland stand. Es hieß, Herr Kielhorn habe diese Bücher in Indien gesammelt. Die Voraussetzungen für ein Sanskrit-Studium waren damals in Deutschland einzigartig.

Fest entschlossen hatte ich also zum Sommersemester 1936 Sanskrit ausgewählt. Am 2. April kam ich zum ersten Unterricht in das Gauß-Weber-Gebäude.[27] Es war ein altes Bauwerk, bekannt in aller Welt

[27] Zu der Zeit verwendete Bezeichnung für das Michaelishaus.

dadurch, dass der große Mathematiker Gauß und der Physiker Weber in diesem Haus mit dem Telegramm experimentiert hatten. Unten im Haus befanden sich das Seminar für Ägyptisch und das Seminar für Babylonisch, Assyrisch und Arabisch, im Obergeschoß die Seminare für Slawische Sprachen, Persisch, Türkisch und Sanskrit. Der Unterricht für Sanskrit fand hier statt, hier hielt Professor Waldschmidt die erste Vorlesung, und hier begegnete ich ihm zum ersten Mal. Professor Waldschmidt wirkte sehr jugendlich. Er war ein Schüler des großen Sanskrit-Gelehrten Heinrich Lüders an der Universität Berlin und Experte für die Sanskrit-Fragmente, die in Xinjiang ausgegraben worden waren. Er war zwar noch jung, hatte aber in der Sanskrit-Forschung schon einen Namen. An seinem Seminar nahm ich als einziger Student teil, dazu noch als Ausländer. Trotzdem hielt er die Vorlesung, die bis vier Uhr nachmittags dauerte, immer sehr gewissenhaft. Für mich war das der Anfang meines Studiums. Zum Institut gehörte eine kleine Bücherei mit etwa zehntausend Büchern. Für mich, einen Anfänger, genügte das! Zum wertvollsten zählte die hundertbändige Kommentar-Sammlung von Oldenberg, die ihm deutsche und ausländische Wissenschaftler für Sanskrit geschickt hatten. Die Kommentare wurden genau klassifiziert, in verschiedenen Bänden nach unterschiedlichen Sprachen gesammelt, und das so vollständig, wie man es nirgendwo anders finden konnte. Manche seltenen Zeitschriften waren hier vorhanden, die man selbst in den großen Bibliotheken nicht finden konnte. An der Wand zur Straße hingen dreißig bis vierzig Bilder deutscher Sanskrit-Wissenschaftler in einem Schaukasten. Ein Zeichen dafür, dass Deutschland im Fach Sanskrit führend und die deutsche Wissenschaft stolz auf dieses Gebiet war.

Von nun an kam ich jeden Tag ins Institut.

Von nun an fand ich den gewünschten Weg.

11. Sehnsucht nach der Mutter

Nach der in China üblichen Ansicht habe ich zwei Mütter: die Mutter, die mich geboren hat, und die andere Mutter, meine Heimat.

Für beide Mütter hege ich den gleichen Respekt, die gleiche Liebe.

Mit sechs Jahren hatte ich meine leibliche Mutter verlassen, seitdem lebte ich in der Stadt. In dieser Zeit war ich nur zweimal ins Heimatdorf zurückgekehrt, zweimal zu einer Beerdigung. Jedes Mal verbrachte ich nur ein paar Tage bei meiner Mutter, dann musste ich wieder zurück in die Stadt. Acht Jahre lebten wir getrennt. Als ich im vierten Semester war, starb meine Mutter im Alter von nur knapp vierzig Jahren. Ich weinte einige Tage lang, hatte keine Lust zu essen und keine Ruhe zu schlafen. Gern hätte ich mit meiner Mutter unter der Erde gelegen, doch dieser Wunsch blieb unerfüllt. Ich war ein Waisenkind geworden. Ohne Mutterliebe wurde ich ein Mensch mit kranker Seele – ein bitteres Leben. Noch viele Jahre lang kamen mir die Tränen, wenn ich an meine Mutter

dachte. Jetzt weilte ich in Göttingen, in dieser ruhigen beschaulichen Stadt. Und ich wusste nicht, warum mir meine Mutter des öfteren im Traum erschien. Ich war erst einige Monate fern meiner Heimat. Warum träumte ich jetzt häufiger von ihr?
Ich will nicht das damalige Gefühl mit dem heutigen verfälschen oder es neu darstellen und beschreiben. Deshalb zitiere ich wahrheitsgemäß einige Abschnitte aus den Tagebüchern meiner ersten Zeit in Göttingen:
16. November 1935:
Es dunkelt draußen allmählich. Die Abenddämmung ist sehr schön. Ich lasse das Licht aus und stehe am Fenster. Die dunkle Nacht hängt am Himmel und sinkt über den Dächern hernieder. Alles steht im matten Mondlicht. Mein Herz fängt an, in dieser absoluten Stille leise zu klopfen. Ich denke an meine Heimat, an die alten Freunde in der Heimat. Ich bin so traurig, so einsam. Aber diese Einsamkeit ist anders als die normale, es ist eine süße Einsamkeit, die sich nicht ausdrücken lässt, die mir nicht aus dem Sinn geht.
18. November 1935:
Vor einigen Tagen sagte mir meine Vermieterin, ihr Sohn komme heute von der Universität nach Hause. Sie freute sich außerordentlich, aber ihr Sohn kam nicht, und sie war sehr enttäuscht. Sie sagte, am Abend führe noch ein Zug, mit dem er vielleicht komme. Ich sah ihren Gesichtsausdruck und dachte an meine Mutter, die in meinem Heimatdorf unter der Erde liegt. Ich war den Tränen nahe! Ich weiß, Mütter waren und sind immer und überall gleich, früher wie heute, in China oder anderswo.
20. November 1935:
Ich sehne mich nach dem Heimatdorf, nach meinem Land, nach meinen Freunden zu Hause. Manchmal kann ich es einfach nicht mehr ertragen.
28. November 1935:
Ich liege auf dem Sofa und horche, wie der Wind vorüberweht. Es regnet im Wind, es ist dunkel wie in einer stockfinsteren Nacht. In Wogen der Erregung denke ich wieder

an meine Heimat.

6. Dezember 1935:

Seit einigen Tagen bin ich ruhiger. In letzter Zeit aber finde ich einen Zwei-Jahres-Aufenthalt zu lang. Essen, Kleidung, Wohnung und die Verkehrsmittel bedeuteten für mich eine unangenehme Umstellung. Ich fürchte, ich kann es keine zwei Jahre aushalten.

Soweit die Zitate aus meinen Tagebüchern der Anfangszeit in Göttingen. Tatsächlich gab es noch viele ähnliche Niederschriften, die zeigen, wie ich damals fühlte. Kurz gesagt, ich wollte nicht im Ausland bleiben. Dachte ich an meine Mutter und an mein Mutterland, zitterte ich und wurde außerordentlich unruhig. Ich konnte wirklich nicht mehr in der Fremde bleiben. Einige Monate später, am 11. Juli 1936, schrieb ich einen Prosatext mit dem Thema „Nach dem Traum". Der Anfang lautete:

Nachts habe ich von meiner Mutter geträumt, von den Tränen bin ich aufgewacht. Ich möchte das Traumbild festhalten, aber es verweht.

So hatte ich im Traum meine Mutter als noch Lebende gesehen. Der letzte Abschnitt meines Textes lautet:

Oh, Gott! Warum gibst du mir nicht einmal einen deutlichen Traum? Ich schaue zum grauen Himmel hinauf, das Gesicht meiner Mutter bildet sich dunkel unter Tränen.

In China sehnte ich mich nur nach meiner einen, der leiblichen Mutter. Jetzt im Ausland dachte ich auch an meine zweite Mutter, an meine Heimat. Diese starke Sehnsucht nach beiden Müttern hielt ununterbrochen an, sie begleitete mich zehn Jahre lang in Deutschland, elf Jahre lang in Europa.

12. Die ersten zwei Jahre

Die Qinghua-Universität und der Deutsche Akademische Austauschdienst hatten vertragliche Vereinbarungen über zweijährige Studienaufenthalte in Deutschland. Ich hatte vor, zwei Jahre in Deutschland zu studieren. Diese zwei Jahre bildeten aber nur den ersten Abschnitt meiner zehn Jahre in Deutschland.

Insgesamt verliefen die geplanten zwei Jahre ruhig, es gab keine Sturmflut, keine starken Erschütterungen. Hitler war bereits vor einigen Jahren an die Macht gelangt. Er wurde wie verrückt vergöttert. Ich kannte eine Frau, jung und hübsch. Zufällig sprach ich mit ihr über Hitler. Da platzte sie heraus: „Es wäre mir eine übergroße Ehre, wenn ich Hitler ein Kind gebären könnte." Ich staunte. So etwas hätte ich mir im Traum nicht vorstellen können. Ich hatte Hitler niemals persönlich gesehen, hörte aber oft im Radio seine bellende Stimme. Unter den Deutschen waren nur ganz wenige gegen ihn. Seine SA (Sturm Abteilung) und SS (Schutz Staffel) gehörten überall zum Straßenbild. Wir nannten die braun Uniformierten „braune Hunde", die schwarz Uniformierten „schwarze Hunde". Die braunen und die schwarzen Hunde machten uns chinesischen Studenten

keine Schwierigkeiten. Im Laden oder beim Besuch von Freunden sagten die Deutschen „Heil Hitler!“ und wir „Guten Morgen!“, „Guten Tag!“ oder „Guten Abend!“. Jeder machte das so, wie es ihm gefiel. Brunnenwasser vermischt sich nicht mit Flusswasser, man mischt sich nicht in die Angelegenheiten des anderen ein. Mit Deutschen sprachen wir nie über Politik.

In Wirklichkeit standen die Zeichen sowohl in China als auch in Deutschland auf Sturm. Schon zwei Jahre später hatte sich die Lage total verändert.

Das musste ich beobachten, aber ich war machtlos. Ich wünschte mir ein ruhiges Leben und versuchte, meine eigene Haut in dem Chaos zu retten.

Äußerlich wirkte der Alltag in den Straßen lebhaft, die Versorgung war ausreichend. Das Lebensmittelmarken-System war noch nicht eingeführt. Wer Geld hatte, konnte alles kaufen. Jeden Morgen frühstückte ich zu Hause Brötchen, Milch, Butter und Käse mit einer Tasse schwarzen Tee. Dann ging ich ins Sanskrit-Institut zum Unterricht oder zum Selbststudium. Mittags aß ich außerhalb in einer Gaststätte. Anschließend kehrte ich ins Institut zurück. Ein Mittagsschläfchen kannte ich nicht. Nachmittags wieder Unterricht oder Lesen. Etwa um sechs Uhr abends kam ich nach Hause. Die Vermieterin ließ mir etwas von ihrem Mittagessen übrig. Zum Abendessen bekam ich deshalb etwas anderes als die Deutschen, die nur Brot und Wurst aßen und Tee tranken.

Ein solches Leben ging in Ordnung, ich war damit zufrieden.

Am Sonntag trafen sich die chinesischen Studenten in Göttingen, ohne sich eigens verabredet zu haben, auf der Schillerwiese, die außerhalb des Stadtkerns am Fuße eines Berges lag: Long Piyan, Tian Dewang, Wang Zichang, Huang Xitang und Lu Shoudan. Die Wiese war das ganze Jahr hindurch über und über grün. In der Umgebung ragten alte Bäume

zum Himmel empor. Die Wiese lag im Osten an einem Berg, auf dem üppige Bäume wuchsen, und der Wald erstreckte sich Kilometer weit. Es gab dort einige wunderschöne Sehenswürdigkeiten, zum Beispiel den Bismarck-Turm hoch droben. Von hier aus hatte man einen Blick über die ganze Stadt. Hier befanden sich auch Cafés und Restaurants. Nach dem Treffen machten wir Ausflüge in die Berge und aßen dort zu Mittag. Es war wirklich eine große Freude, Chinesen zu sehen und Chinesisch zu sprechen. Niemand bemerkte bei der Unterhaltung, wie die Zeit verging. Guckte man auf die Uhr, war es schon dunkel, und der Mond erschien hinter dem Berg.

Mein Studium betrieb ich mit allen Kräften. Ich wollte zwar nur zwei Jahre bleiben, bereitete mich aber auf die Doktorprüfung vor. Nach den Vorschriften in Deutschland musste ein Doktorand drei Fächer studieren: ein Hauptfach und zwei Nebenfächer. Mein Hauptfach Indologie umfasste Sanskrit und Pali. Das war festgelegt. Über die Entscheidung für zwei Nebenfächer zerbrach ich mir den Kopf. Vorher, als ich noch an der „Auslands-Schwärmerei" litt und mein Auslandsstudium noch in den Sternen stand, hatte ich schon eines geschworen: Ich würde nie eine Doktorarbeit über China schreiben! Lu Xun[28] hatte einmal gesagt, es gebe chinesische Studenten, die im Ausland mit Arbeiten über Lao Zi[29] und Zhuang Zi[30] den Doktortitel erlangt und die Ausländer in Erstaunen versetzt hätten. Zurück in China lehrten sie aber Kant und Hegel. Ich verachtete solche Doktoren und wollte es ihnen nicht gleich tun. Ich wollte deshalb in Deutschland Haupt- und Nebenfächer wählen, die mit China nichts zu tun hatten. Weiterhin hatte ich gehört,

[28] Lu Xun 鲁迅 (1881 – 1936), berühmter Schriftsteller und Dolmetscher.

[29] Lao Zi 老子 (zwischen 571 v. Chr. – 471v. Chr.), Gründer des Daoismus.

[30] Zhuang Zi 庄子 (369 v. Chr. – 286 v. Chr.), bekannter Daoist.

dass ein chinesischer Student der Naturwissenschaften Sinologie als Nebenfach-Prüfung ausgesucht hatte, um mit unerlaubten Kniffen seinen eigenen Vorteil zu suchen. Der Sinologie-Professor stellte ihm in der Prüfung als erstes die Frage: Wer hat früher gelebt, der chinesische Dichter Du Fu oder der englische Dichter Shakespeare? Die chinesische Literaturgeschichte ist nun viele tausend Jahre alt, und Du Fu, einer der wichtigsten Dichter der Tang-Zeit, ist viel später geboren als Qu Yuan. Shakespeare seinerseits zählt sicher zu den älteren Dichtern Englands. Der chinesische Student hatte das wahrscheinlich im Kopf und antwortete ohne viel zu überlegen: „Du Fu ist später geboren." Der Professor sagte: „Sie sind durchgefallen. Weitere Fragen sind nicht mehr erforderlich."

Apropos mündliche Prüfung. Da möchte ich zwei kleine Episoden ergänzen, um zu zeigen, wie die mündliche Prüfung in Deutschland verlief und wie hoch die Autorität des Professors war. Ende des 19. Jahrhunderts stellte Virchow, der deutsche Gelehrte für Medizin, einen Teller mit Schweineleber auf den Tisch und fragte einen Studenten, der an der mündlichen Prüfung teilnahm: „Was ist das?" Der Student machte große Augen und war sprachlos. Wie hätte er sich vorstellen können, dass der Professor ihm Schweineleber hinstellte! Schließlich fiel der Student bei der mündlichen Prüfung durch. Virchow erklärte ihm: „Ein Mediziner soll die Wahrheit in den Tatsachen suchen, die Dinge so sehen, wie sie sind. Wie kann man Arzt werden, wenn man diese Fähigkeit und diesen Mut nicht hat?" Ein anderes Mal zeigte Virchow einem Studenten seine Jacke und fragte: „Welche Farbe hat meine Jacke?" Der Student sah sie einen Augenblick an und erwiderte ernst: „Herr Professor, Ihre Jacke war braun." Virchow lachte: „Sie haben die Prüfung bestanden." Herr Virchow legte keinen großen Wert auf Kleidung. Er trug diese Jacke schon ein Dutzend Jahre, und sie war mit der Zeit schwarz geworden.

Das waren kleine Episoden, aber sie sind dennoch bedeutsam, denn sie zeigten uns, wie der deutsche Professor mit aller Mühe den Studenten beizubringen suchte, unbeeinflusst vom Äußeren bei der Beobachtung der Dinge wahrheitsgetreu zu bleiben.

Zurück zu meinen Nebenfächern. Eines stand fest: Ich wollte nicht Sinologie wählen. Aber was sollte ich nehmen? Ich hatte an Englische und Deutsche Linguistik gedacht und auch an Arabisch, denn das hatte ich ein ganzes Jahr lang intensiv studiert, um schließlich festzustellen, dass meine Wahl nicht richtig war, und aufzugeben. Am Ende entschied ich mich aber für Englische und Slawische Linguistik. Für Slawische Linguistik sollte man nicht nur Russisch lernen, deshalb wählte ich Jugoslawisch hinzu. Damit war dann alles klar.

Das Institut für Slawistik befand sich auch im Gauß-Weber-Gebäude. Jeden Tag kam ich ins Institut und arbeitete den ganzen Tag. Selbständig konzentrierte ich mich auf Sanskrit und Pali. Am Sanskrit-Seminar nahm ich ursprünglich als einziger teil. Vom dritten Semester an kamen zwei deutsche Studenten dazu: ein Student der Geschichte und ein Dorfpriester. Der Geschichtsstudent hatte vor mir bereits einige Semester bei Professor Sieg studiert. Als ich das zweite Studienjahr begann, ging er mit mir in eine Klasse. Anfangs hatte ich Respekt vor ihm, weil er ein älterer Student war. Nach einiger Zeit erkannte ich, dass das Studium ihn viel Mühe kostete. Er hatte zwar in der Oberschule Griechisch und Latein gelernt, konnte auch Englisch und Französisch, aber die unvorstellbar komplizierte Sanskrit-Grammatik machte ihn völlig ratlos. Sobald der Lehrer etwas fragte, starrte er ins Leere, stotterte herum und konnte keinen Ton herausbringen. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und seiner Einziehung hatte er Sanskrit nicht bewältigt. Er hatte sozusagen „den Sprung über den Pass“ nicht geschafft.

Auch mein Sanskrit-Studium verlief nicht reibungslos. Diese alte Sprache mit ihrer ungeheuer diffizilen Grammatik und den meisten flektierten Formen aller Weltsprachen stand in großem Kontrast zu Chinesisch. Es fiel mir schwer, aber ich hatte beschlossen, sie zu lernen. Ich musste sie meistern und hatte mir gelobt, in diesen zwei Jahren mein Ziel zu erreichen.

13. Die Familie von Zhang Yong

Mehrmals habe ich bereits die Familie von Zhang Yong erwähnt und von dessen Herkunft erzählt. Jetzt will ich detaillierter über seine Familie berichten.

Nachdem sein Vater Zhang Shizhao seines Amts enthoben worden war, brachte das Ehepaar drei Söhne nach Europa zum Studium. Sie gingen zunächst nach Göttingen. Zhang Shizhao kehrte dann nach China zurück. Der älteste Sohn Zhang Ke wechselte die Hochschule und ging nach Italien, der jüngste Sohn Zhang Yin studierte in England. Es blieb also nur der zweite Sohn Zhang Yong bei der Mutter in Göttingen, wo beide hier schon einige Zeit wohnten.

Sie hatten das obere Stockwerk eines Hauses gemietet, dessen andere zwei Etagen vom Hausbesitzer selbst bewohnt wurden. Der hatte ein abscheuliches Gesicht, konnte nie lachen und machte einen abstoßenden Eindruck. Er lebte mit seiner pensionierten Mutter zusammen. Die Frau war siebzig bis achtzig Jahre alt, schwerfällig und gehbehindert.

Sie wohnte allein in einem kleinen Zimmer im zweiten Stock. Mutter und Sohn aßen getrennt. Während meines Besuchs bei Zhang Yong ging ich an ihrem Zimmer vorbei und entdeckte schlechtes, schon kalt gewordenes Essen vor der Tür. Auf Chinesisch nennt man ein solches Essen „schlechter als Hundefraß". Der Mann besass auch einen großen Wolfshund, der nichts anderes als Rindfleisch fressen wollte. Einmal hatte der Hund offenbar zu viel Fleisch gefressen und litt an Bauchschmerzen. Da zog der Hausbesitzer sofort mehrere Ärzte zu Rate. Als aber seine Mutter krank wurde, fand ich bei meinen Besuchen tagelang das gleiche Essen vor der Tür. Kalt und abgestanden wartete es auf die alte Frau, die nicht aufstehen konnte.
Frau Zhang, die Long Piyan und ich „Tante Zhang" nannten, hatte in England studiert. Sie sprach ein sehr gutes Englisch, war Sekretärin bei Sun Yat-Sen und zuständig für die englische Sprache gewesen. Tante Zhang verehrte England abgöttisch. Sie hatte sogar die Arroganz und Vorurteile der Engländer alle selbst übernommen. Für die englische Sprache hegte sie eine noch tiefere Bewunderung als die Engländer selbst, die schon sehr stolz auf ihre Muttersprache waren. Sie glaubten, mit einer Zigarre zwischen den Lippen könne man nur eine Sprache fließend sprechen, und das sei auf der ganzen Welt nur Englisch. Deshalb zählten im Westen die Engländer zu jenen Landsleuten, die keine Fremdsprachen lernen wollten, sondern es als heilige Pflicht der Menschen anderer Länder ansahen, Englisch zu lernen. In dieser Hinsicht war Tante Zhang eine hundertprozentige Engländerin. Sie lebte bereits einige Jahre in Deutschland, konnte aber nicht einmal „Guten Morgen" oder „Guten Abend" sagen. Sie ging jeden Tag einkaufen. Mochte sie auch noch so überzeugt sein von der Bedeutung der englischen Sprache und viele Vorurteile hegen, die deutschen Verkäufer konnte sie nicht von dieser

Bedeutung überzeugen. So blieb ihr nichts anderes übrig: Sie musste für den Einkauf ein kleines englisch-deutsches Wörterbuch zur Hand nehmen. Im Laden suchte sie für jeden Artikel, den sie kaufen wollte, zuerst das englische Wort, darunter das deutsche und zeigte es dann dem Verkäufer. Sollten es drei Stück oder drei Pfund sein, zeigte sie drei Finger. So vollzog sich der Handel reibungslos, und alle waren zufrieden.

Tante Zhang wollte kein Deutsch sprechen, keine deutschen Wörter lernen, und die deutsche gotische Schrift war ihr einfach ein Dorn im Auge. Diese Schrift unterscheidet sich von der lateinischen Schrift, die in England oder Frankreich, aber zum Teil auch in Deutschland benutzt wurde. Sie war sehr schwer zu entziffern. Der Faschismus förderte mit Absicht die alte gotische Schrift, um zu zeigen, dass Deutschland patriotisch zu seiner eigenen Kultur stand. Viele Straßennamen waren in dieser Schrift geschrieben. Das bereitete Tante Zhang große Schwierigkeiten. Hinzu kam, dass sie überhaupt nicht in der Lage war, sich zu orientieren und sich die Straßen zu merken. Sie wohnte nun schon einige Jahre in Göttingen und konnte sich immer noch nicht orientieren. So passierte es des Öfteren, dass sie ziemlich lange Strecken in die Irre lief und ihr Haus nicht wieder fand.

Das war Tante Zhang. Sie war schon über sechzig, aber naiv und einfältig, andererseits aber schien sie auch treuherzig zu sein, was man bei anderen Gelegenheiten bemerken konnte. Sie stammte aus einer großen, berühmten Familie, war als Auslandsstudentin in England und Sekretärin von Sun Yat-Sen gewesen, ihr Ehemann diente als Minister in der nordchinesischen Regierung. Wegen dieser Voraussetzungen platzte sie förmlich vor lauter Überheblichkeit. Die anderen hatten denselben Dünkel, versuchten ihn aber zu verstecken oder mit einer gewissen Bescheidenheit zu bemänteln. Tante Zhang ahnte davon aber nichts, sie

betrachtete sich selbst als Mitglied einer Mandarinfamilie und uns als Normalsterbliche. Beamte und das normale Volk unterschieden sich wie Himmel und Erde, beides gehörte nicht in einen Topf. Wenn sie zu reden begann, hieß es am Anfang fast immer „wir Mandarinfamilien" und „ihr Volksfamilien". Dabei war sie ganz offen und natürlich und nahm kein Blatt vor den Mund. Wir hörten zu, staunten und lachten. Manchmal machten wir uns einen Spaß und erhoben unsere Stimme dagegen: „ Essen Sie, die Mandarine, nicht auch mit Essstäbchen? Trinken Sie nicht auch aus einer Tasse?" Sie erkannte unsere Absicht aber nicht und redete weiter von „Beamtenfamilien" und „einfachen Leuten". Sie war in dieser Hinsicht völlig abgehoben, wir „Normalsterbliche" standen ratlos vor ihr.

Ihr Sohn Zhang Yong war klug genug, das Verhalten seiner Mutter nicht zu missbilligen. Er war ein schweigsamer Mensch, pietätvoll und gehorsam. Nie unterbrach er seine Mutter. Aber wenn er die Brauen zusammenzog, wurde deutlich, dass er nicht besonders froh über ihre Reden war. Er grübelte oft vor sich hin, vielleicht über mathematische Fragen, vielleicht über anderes. Mit seiner Mutter sprach er selten. Die alte Dame wohnte allein in ihrer Wohnung, hatte keine weiteren Verwandten, keine deutschen Freunde und kam mit niemandem ins Gespräch. Sie musste sehr einsam sein. Traf sie uns „einfachen Leute", freute sie sich außerordentlich und sagte: „Ich muss euch eine großartige Geschichte erzählen." Dabei rang sie nach Luft. Die so genannte „großartige Geschichte" war in der Tat ohne Bedeutung. Sie redete wie ein leer laufendes Weberschiffchen. Tante Zhang las weder Bücher noch Zeitungen, und so waren ihre Gesprächsthemen natürlich sehr begrenzt. Nach drei Sätzen schon begann sie erneut, von Zhang Shizhao zu sprechen. Sie erzählte von ihrer Hochzeitsfeier. Zhang war damals schon ein hoher Beamter und behandelte seine Ehefrau nach westlicher Manier.

Beim Einsteigen öffnete er ihr die Tür, ging mit ihr Arm in Arm und sagte, sobald er den Mund auftat: „Darling". Sie habe das Gefühl gehabt, erzählte Tante Zhang, auf Wolken zu sitzen und die allerglücklichste Frau auf Erden zu sein. Aber das Glück kann sich unversehens wenden. Eines Tages habe sie entdeckt, dass die Wirklichkeit ganz anders aussah, und sich in einem dichten Nebelmeer verloren: Zhang Shizhao war seines Postens enthoben worden und mit seiner Frau und seinen Söhnen nach Göttingen gekommen. Sie erzählte viel mehr von Zhang Shizhao, als ich hier wiedergebe. Aber einer tugendhaften Person muss man Respekt erweisen. Ich will an dieser Stelle deshalb meine Ausführungen beenden. In den letzten zwei Jahren hatte sie wer weiß wie oft und wie viele Episoden über ihren Mann erzählt, jedes Mal sehr anschaulich und detailliert. Das alles hatte ihren Sohn Zhang Yong sehr irritiert. Er schwieg dazu, zog aber seine Brauen noch dichter zusammen.

Wir besuchten diese einfache und naive alte Dame gern. Ich wollte hauptsächlich mit Zhang Yong sprechen und mit ihm diskutieren. Seine Mutter berichtete mir, jedes Mal, wenn ich da sei, würde Zhang Yong ein ganz anderer Mensch, und es zeige sich ein Lächeln auf seinem Gesicht. Er werde auch gesprächiger. Die alte Dame freute sich, holte Kuchen, brühte Drachenbrunnentee auf und lud mich des Öfteren zum Abendessen ein. Während sie von Zhang Shizhao redete, hatte sie alle Hände voll zu tun. Einmal, als Zhang Yong und ich uns gerade eifrig unterhielten, hörten wir das Donnern eines Unwetters. Durch das kleine Fenster sahen wir dunkle Wolken heranziehen, die die Baumgruppe auf dem Berg im Osten bedeckten. Überall wurde es grau. Welche Naturgewalt! Unsere Freude an der Unterhaltung jedoch nahm trotz des starken Regens, der an das Fenster klopfte, nicht ab.

Die schöne Zeit dauerte nicht lange, vielleicht bis zum Sommer 1936. Mit

Beginn des Jahres 1937 kam Familie Zhang in finanzielle Schwierigkeiten. Sie war nicht mehr in der Lage, für drei Söhne in Deutschland, England und Italien Lebensunterhalt und Studium zu finanzieren. Die Familie beschloss, zunächst Zhang Yong nach China zu schicken, um die Lage zu erkunden. Seine Mutter blieb allein in Göttingen zurück. Sie war einsam und wartete auf Nachricht von ihrem Sohn. Long Piyan und ich kümmerten uns inzwischen um die alte Dame. Jeden Tag aßen wir zu dritt in einer Gaststätte zu Mittag. Wie gewöhnlich begann die alte Dame dann, nach Luft ringend: „Ich muss euch eine großartige Geschichte erzählen!“ Na ja. Nach dem Mittagessen begleiteten wir sie nach Hause. Das wiederholte sich jeden Tag. Dann kam Post von Zhang Yong. Die finanziellen Probleme der Familie schienen unlösbar. Zhang Yong konnte nicht nach Deutschland zurückkehren, und Tante Zhang musste sofort zurück nach China. Wir halfen ihr, sich abzumelden, zu packen, einen Pass zu beantragen und Zug- und Schiffskarten zu besorgen. Wir hatten viel um die Ohren. Aber sogar in dieser kritischen Zeit wollte unsere alte Dame nicht auf ihren Status einer Dame aus einer „Mandarinfamilie“ verzichten. Sie ließ sich fotografieren, und wir sollten ihr „Porträt“ auswählen, damit sie in China Fotos an Journalisten verteilen könnte.

Dann ging die alte Dame fort und der sechs- oder siebenjährige Aufenthalt der Familie in Göttingen beendet. Zhang Yong hatte in Deutschland all die Jahre hart studiert, konnte aber seinen Doktortitel nicht bekommen. Wir sahen uns nie wieder. Zhang Yong lehrte an der Zhejiang-Universität. Während des Krieges musste er dauernd umziehen, doch in diesem unsteten Leben hatte er mich nicht vergessen und seine Dichtkunst auch nicht. Er schrieb mir oft, und manchmal legte er dem Brief seine Gedichte bei. Noch heute erinnere ich mich an einige Verse von ihm: „Der viel besungene Ort Jiande, wie schön er auch sei, ist doch

nicht meine Heimat. Genau so wenig wie die schönen Berge in Qimen. " Ich weiß nicht mehr, in welchem Jahr er mir seine gesamten Gedichte schickte. Auch den Grund kenne ich nicht. Ahnte er schon sein nahes Ende? Er litt an einer Lungenentzündung. Wollte er deshalb die Früchte seiner Arbeit einem vertrauten Freund senden? Meine Ahnung täuschte mich nicht. Bald verließ er uns für immer. Ich, den er immer betreut hatte, blieb allein in dieser Welt. Zhang Yong war sein ganzes Leben lang immer ein einsamer, hochmütiger, ungeselliger Mensch, dem nur ein kurzes Leben beschert war. Unsere Freundschaft dauerte zwar nur weniger als ein Jahr, aber er war mein einziger Vertrauter. Wie traurig, wie schmerzlich! Auf dieser Welt war ich vielleicht der einzige unter den irdischen Kreaturen, der ihn wirklich kannte und seiner gedachte. Ich spürte immer deutlicher, dass ich in ihm einen seltenen Vertrauten verloren hatte. Mensch und Himmel waren getrennt worden, ich konnte keine Tränen vergießen. „Vom blauen Himmel bis in die Unterwelt, was wissen wir vom Diesseits und Jenseits? Nichts, nichts."[31] Mein ganzes Leben würde bitter sein. Wie traurig!

[31] aus: „Lied für ewige Rache" (《长恨歌》) von Bai Juyi (siehe Anm. 8) .

14. Das Institut für Sinologie

Die Familie von Zhang Yong zog Anfang 1937 fort. Mein Studium sollte nun auch vertragsgemäß beendet sein und ich in die Heimat zurückkehren. Aber dann ereignete sich der Zwischenfall vom 7. Juli 1937, der den japanischen Aggressionskrieg gegen China einleitete. Meine Heimatstadt Ji'nan in der Provinz Shandong wurde bald von der japanischen Armee besetzt, und ich konnte nicht zurückkehren. Deshalb nahm ich Kontakt mit dem Institut für Sinologie der Universität Göttingen auf.

Die Geschichte dieses Instituts kannte ich nicht und hatte mich auch nicht damit beschäftigen wollen. Die Sinologie gehörte zwar zu den orientalischen Philologien, das Institut war aber nicht im Gauß-Weber-Gebäude untergebracht, sondern in einem anderen Haus. Davor befand sich eine große grüne Wiese, ringsherum ragten viele alte Eichen empor. Das ganze Bauwerk wirkte klassisch elegant, prachtvoll und hatte seine eigene Note. Beim Betreten des Gebäudes blickte man in eine große,

geräumige Halle mit einer hohen Treppe aus Holz. Selten traf man hier jemanden. Alles glänzte vor Sauberkeit. Das Institut lag im ersten Stock und hatte sieben oder acht Räume: das Büro des Direktors, einen Seminarraum, eine Bücherei und Leseräume. Die stattlichen Bücherregale füllten das Gebäude vom Boden bis zum Dach. Chinesische Werke, in China oder in Japan herausgegeben, machten den größten Teil aus. Es gab aber auch andere fremdsprachige Bücher. Alles stand in bester Ordnung nebeneinander. Darunter waren Bücher aus alter Zeit, zum Beispiel Romane aus der Ming-Dynastie, an die ich mich erinnere. Diese Bücher galten auch in chinesischen Bibliotheken als selten und wertvoll. Dass es sich um einzigartige Exemplare in der Welt handelte, kann ich als Laie nicht behaupten. Wie diese Bücher nach Göttingen gekommen waren, fragte ich auch nicht. Sehr wahrscheinlich hatten Missionare sie aus China mitgebracht.

Michaelishaus, Staats- und Universitätsbibliothek



Der Institutsdirektor, Professor Gustav Haloun, stammte aus dem Sudetenland, war von seiner Mentalität her eher Tscheche als Deutscher und natürlich ein Gegner der Faschisten. Kurz nach meiner Ankunft in Göttingen hatte Zhang Yong zusammen mit mir Gustav Haloun besucht. Seitdem waren wir in einem losen Kontakt geblieben. Als Haloun erfuhr, dass die Zeit meines Austauschaufenthaltes abgelaufen war, fragte er mich, ob ich bleiben wolle – und das gerade zu der Zeit, als mir die Rückkehr in die Heimat versperrt wurde und ich vor Sorgen nicht aus noch ein wusste. Sein Angebot freute mich über alle Maßen. Nachdem die Frist meines geförderten Auslandsaufenthaltes abgelaufen war, übernahm ich also einen Lehrauftrag für Sinologie. Bislang hatte ich das Institut für Sinologie als Gast besucht, nun tat ich es als Mitarbeiter.

Professor Haloun war nett und sympathisch und etwa zwanzig Jahre älter als ich. Neben meiner Arbeit im Institut war ich immer noch Doktorand am Institut für Sanskrit. Jeden Tag ging ich in das Gauß-Weber-Gebäude zum Studium, denn mein Stützpunkt war nach wie vor dort. Weil ich nun aber als Dozent im Institut für Sinologie unterrichten musste, kam ich nun öfter dorthin und traf Herrn Haloun und seine Frau. Nach einiger Zeit wurden wir trotz des Altersunterschieds vertraute Freunde. Chinesisch konnte Haloun zwar nicht sprechen, er besaß aber ein sehr solides sinologisches Wissen. In der chinesischen Klassik kannte er sich sehr gut aus – zum Beispiel mit Lao Zi und Zhuang Zi. Besonders vertraut war er mit den Orakelknocheninschriften. Er sprach darüber kompetent und überzeugend und hatte brillante Interpretationen. Auch mit der Geschichte und Geographie der klassischen westchinesischen Regionen[32] hatte er sich intensiv beschäftigt. Sein Buch „Untersuchung über Indo-Seyths“

[32] Bezeichnung während der Han-Dynastie (206 v. Chr. – 220 n. Chr.) für die Gebiete westlich von Yumenguan, einschließlich Xinjiangs und eines Teils von Zentralasien.

war international berühmt. Er legte großen Wert auf den Aufbau der Bibliothek. Die europaweit bekannte Staats- und Universitätsbibliothek der Universität Göttingen sammelte keine chinesischen Werke, so dass alle chinesischen Bücher konzentriert im Institut für Sinologie standen. Für den Kauf der chinesischen Bücher war anscheinend Haloun selbst zuständig. Ich schrieb für ihn Briefe an viele Antiquariate in der Marco-Polo-Straße und in der Longfu-Tempel-Straße in Beiping, um chinesische klassische Bücher zu bestellen. Diese Werke trafen dann regelmäßig im Institut ein. Ich bestellte auch Reispapier in China und schrieb Titelaufkleber für die mit Fäden gehefteten Bücher. Dann wurden blaue Umschläge mit gelben Zetteln aufgeklebt. Blau und Gelb harmonierten gut und sahen wunderbar aus. Das trug viel zum Ansehen des Instituts bei.

Professor Haloun genoss in der internationalen Sinologie hohes Ansehen und stand mit den sinologischen Autoritäten vieler Länder in Kontakt. Und weil das Institut für Sinologie überdies eine stattliche Sammlung beherbergte, zog es viele internationale Wissenschaftler hierher. Ich traf in der Bibliothek einige sehr bekannte Sinologen, darunter den Engländer Arthur Waley, der mich tief beeindruckte. Er wurde berühmt durch seine Übersetzung chinesischer klassischer Lyrik. Die von ihm übersetzten Gedichte der Tang-Zeit fanden sogar Aufnahme in das Buch „Ausgewählte englische Gedichte aus Oxford." Ein ebenso wertvolles Buch waren die „Dreihundert Gedichte der Tang-Zeit". Alle ausgewählten Gedichte, die von Waley übersetzt waren, galten als unsterbliche Meisterwerke. Das macht deutlich, wie bedeutend die Stellung Waleys in der englischen Literatur war.

Überdies begegnete ich dem deutschen Sinologen Otto von Mänchen-Helfen. Er beschäftigte sich damals gerade mit der Lackkunst der Ming-

Dynastie. Eines Tages zeigte er mir ein Buch aus der Institutsbibliothek und bat mich, einige Abschnitte zu übersetzen. Den Titel des Buches habe ich vergessen. Soweit ich mich erinnere, waren Papier und Druck sehr alt. Das weiße Reispapier war gelblich geworden. Vielleicht handelte es sich um eine Ausgabe aus der Ming-Zeit. Ich kannte mich nicht sehr gut aus und hatte Mühe bei der Übersetzung, den Text verstand ich selbst nicht genau. Er aber nickte zustimmend. Von Mänchen-Helfen arbeitete schon lange an diesem für ihn vertrauten Thema und verstand sofort alles. Danach habe ich ihn nicht mehr getroffen. Später stand sein Name in einer englischen Zeitschrift. Wahrscheinlich war er nach Amerika ausgewandert und Amerikaner geworden.

Ein oder zwei Jahre nach dem Zwischenfall am 7. Juli in meiner Heimat teilte mir Haloun mit, er würde Deutschland verlassen und eine Professur für Sinologie an der englischen Universität Cambridge annehmen. In Deutschland hatte er lange Zeit an Depressionen gelitten. Die Universität schätzte ihn nicht. Ich habe nie beobachtet, dass er dort irgendwelche Kontakte hatte. Jeden Tag kam er mit seiner Frau ins Institut. Während seine Frau Handarbeiten machte oder Unterhaltungslektüre las, arbeitete Haloun bis tief in die Nacht, dann gingen beide Hand in Hand nach Hause. In dieser trostlosen Einsamkeit halfen sie einander und lebten ein ganz isoliertes Leben. Ich hatte Mitleid mit ihnen. Vor ihrer Abreise gaben Tian Dewang und ich für sie im Rathauskeller ein Abschiedsessen. Haloun erklärte uns mit sehr leiser Stimme, er habe lange Jahre in Göttingen gelebt und dort nur zwei aufrichtige Freunde: zwei Chinesen! Dabei glänzten Tränen in seinen Augen. Ich konnte ihn gut verstehen. Er war gezwungen, die Heimat zu verlassen, und musste die unter schweren Bedingungen von ihm aufgebaute Bibliothek zurücklassen.

Wie erschütternd war das für ihn! Sollten wir ihm nicht unser Mitgefühl zeigen? Aus England schickte er später einen Brief an mich und schlug mir vor, an der Universität Cambridge zu lehren. Ich sagte zu. Aber als ich 1946 wieder in China war, konnte ich es nicht übers Herz bringen, Eltern, Familie und Kinder erneut zu verlassen. Haloun hatte Verständnis dafür. Seitdem habe ich ihn nie wieder gesehen. Vor vielen Jahren ist er leider viel zu früh gestorben. Ich bin bis heute sehr traurig, wenn ich an diesen wahren Freund denke.

15. Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges

Schnell kam das Jahr 1939.

In den letzten zwei Jahren hatten die Nachbarländer Deutschlands zweimal im Jahr, einmal im Frühjahr, einmal im Herbst, an einer merkwürdigen „Krankheit“ gelitten, die man „Aggressions- oder Verfolgungswahn“ nennen könnte, die ich aber als Nicht-Mediziner nicht zu kommentieren wagte. In dieser Zeit berichteten deutsche Zeitungen und das Radio unaufhörlich darüber, ein Nachbarland jenseits einer der Grenzen Deutschlands habe Streit heraufbeschworen und Provokationen angezettelt. Mit tränenerstickter Stimme wurde erhabene und edle Gesinnung propagiert. Die Deutschen waren aufgeregt, ja, das ganze Land befand sich in Aufruhr. Dann folgten Besetzungen durch deutsche Soldaten. Sie okkupierten mit Gewalt die Hoheitsgebiete der Nachbarländer und nannten das „Widerstand leisten“. Widerstand gegen friedliche Nachbarn? Die deutschen Faschisten folgten einem bekannten Spruch: „Wenn man eine Lüge tausendmal wiederholt, kann sie zur

Wahrheit werden." Das war der Geist ihrer Propagandapolitik. Anfangs glaubte sogar ich dieser Politik, und die Deutschen natürlich noch viel mehr. Doch als in der zweiten Jahreshälfte oder in der ersten Hälfte des kommenden Jahres wieder ein Nachbarland an dieser „Krankheit " litt, fing ich an, daran zu zweifeln. Die Deutschen gelten zwar als außerordentlich klug, aber politisch verhielten sie sich damals naiv wie die Kinder. Sie waren wie gewöhnlich begeistert, und das ganze Land brodelte erneut.

Ich ahnte, dass sich die Situation verschlimmern würde, ganz nach der Weisheit: „Nähert sich ein Gewitter vom Berg, pfeift der Wind durch die Burg."[33]

Meine Ahnung erwies sich als richtig.

Am 1. September 1939 überfiel Deutschland seinen östlichen Nachbarn Polen. Die deutsche Armee besetzte das ganze Land. Dann begann der Krieg mit Frankreich, die Maginot-Linie wurde durchbrochen und Paris eingenommen. Ich ahnte, dass damit der Krieg noch nicht zu Ende war. Deutschland würde einen weiteren Feind finden, und das konnte kein anderes Land sein als die Sowjetunion.

Meine Vorhersage sollte sich unglücklicherweise bestätigen.

Als ich am Morgen des 22. Juni 1941 aufstand, eröffnete mir meine Vermieterin, Deutschland und die Sowjetunion befänden sich im Krieg. Ich schrieb in mein Tagebuch:

Man konnte es schon lange voraussehen, aber wer hätte gedacht, dass es so rasch passieren würde.

Eigentlich war das ein dramatisches Ereignis, aber die Deutschen blieben ganz ruhig, wahrscheinlich weil es in den letzten Jahren immer

[33] aus: „Ostgebäude der Xianyang" （《咸阳城东楼》）von Xuhun 许浑 (genaue Lebensdaten unbekannt), Tang-Dynastie, Dichter.

wieder bedeutsame kriegerische Ereignisse gegeben hatte. Sie waren zur Gewohnheit geworden. Auch ich war nicht nervös. Ich hatte mich zwei Tage zuvor mit den deutschen Freunden Pinks und Gross zu einem Ausflug verabredet, und dieses Treffen realisierten wir auch. Den ganzen Tag fuhren wir Auto und Boot. Wir überquerten mehrmals einen kleinen Fluss und wanderten in einem großen Wald ein gutes Dutzend Kilometer weit. Wir sangen, spielten Ziehharmonika und machten ein Picknick. Was für ein Spaß! Dann kehrten wir zufrieden zurück. Die Stadt war dunkel, die Laternen erloschen. So tasteten wir uns nach Hause. Auf mich und auf meine deutschen Freunde machte die Kriegserklärung Deutschlands an die Sowjetunion an jenem Morgen überhaupt keinen Eindruck.

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges war ich drei Jahre alt und bekam nichts mit. Später las ich viel darüber, wie das Kriegsfeuer sich ausbreitete, wie hart die Schlacht auf beiden Seiten war, wie viele Verwundete und Tote es gab und wie groß die Verluste waren. Immer hatte ich geglaubt, ein solches Ereignis müsste den Himmel erschüttern und die Erde bewegen und dabei alles, vom Himmelsgewölbe bis hinab in die Hölle, in Entsetzen versetzen. Jetzt erlebte ich den Anfang des Zweiten Weltkrieges, der viel umfassender werden, viel länger dauern und viel mehr Verwundete und Gefallene kosten sollte als der Erste Weltkrieg. Nie und nimmer hätte ich mir vorstellen können, dass der größte und in seinem Ausmaß bis dahin beispiellose Krieg der Menschheit so unspektakulär anfangen sollte. Wenn ich darüber nachdenke, beschleicht mich ein Gefühl der Verwunderung und Bestürzung.

Aber das Merkwürdigste sollte noch kommen.

So gleichgültig die Menschen bei Ausbruch des Krieges auch gewesen waren, so brannten sie doch auf weitere Nachrichten. Marschierte die Armee vorwärts? Oder zurück? Oder war der Krieg an einem toten Punkt

angelangt? Keine Nachrichten! Am 23. Juni keine Nachricht, am 24., 25., 26. und auch am 27. Juni keine Nachricht. Am 28. Juni schrieb ich in mein Tagebuch:

Von der Ostfront kommt keine verlässliche Nachricht. Ich glaube, es läuft für die deutsche Armee nicht nach Plan.

Das machte mich schadenfroh. Der Rundfunk hatte eine Woche lang geschwiegen. Am 29. Juni, einem Sonntag, wurde das Radio plötzlich lebendiger. Es kündigte an einem Morgen acht „Sondersendungen" an. Die deutsche Armee drang unaufhaltsam und rasch in das sowjetische Hinterland vor. Wohin die Truppen auch immer vorstießen, überall „flüchtete der Feind in Panik". Jede dieser Sondersendungen berichtete über einen großen Erfolg. Die Deutschen, sonst eher gleichgültig, sangen und tanzten jetzt wie Verrückte vor Freude. Sie riefen: „Hoch lebe ... hoch lebe ..." Ich tobte vor Wut. Jedes Mal, wenn ich eine Sondermeldung im Radio hörte, wurde ich außerordentlich nervös und zitterte am ganzen Körper. Ich musste mir mit beiden Händen die Ohren zuhalten. Im Innern zählte ich „eins, zwei, drei, vier" und dachte, es müsste nun zu Ende sein. Ich nahm die Hände herunter, und das Radio schrie immer noch. Das Blut wallte heiss in mir auf und stieg mir in den Kopf. Abends benötigte ich eine doppelte Dosis Schlafmittel, bevor ich einschlafen konnte. In mein Tagebuch schrieb ich am 30. Juni:

Wenn ich noch länger hier bleibe, werde ich verrückt.

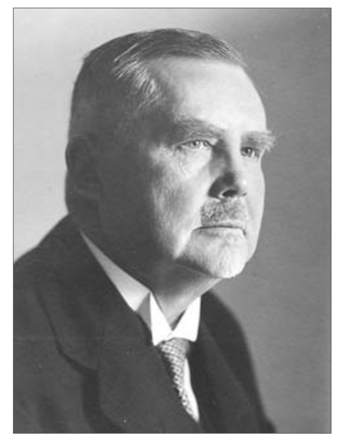
Seit dieser Zeit litt ich unter starker Schlaflosigkeit.

16. Studienabschluss und Rückkehrversuche

Ich war depressiv, die Lage kritisch, aber mein Studium ging weiter. Erfolgreich studierte ich die drei ausgewählten Fächer. Im ersten Semester lehrte Professor Waldschmidt die Sanskrit-Grammatik in meinem Hauptfach Sanskrit und Pali, im zweiten Semester las ich im Original „Narasimha“, dann „Der Wolkenbote“ von Kālidāsa. Ab dem fünften Semester nahm ich an einem Seminar teil und beschäftigte mich mit den Sanskritfragmenten der buddhistischen Sutras, die in Turfan in Xinjiang ausgegraben worden waren. Da war Professor Waldschmidt Experte. Sein Lehrer Lüders und er galten als Autoritäten auf diesem Gebiet. Anfang des 6. Semesters sprach er mit mir über



Prof. Dr. Ernst Waldschmidt



Prof. Dr. Emil Sieg

das Thema meiner Doktorarbeit. Wir hatten dazu die Konjugation des finiten Verbs in den Gathas des „Mahāvastu“ festgelegt. Von da an nutzte ich jede Minute, die mir neben dem Studium und dem eigenen Unterrichten blieb, um hart an den drei dicken Bänden von „Mahāvastu“ zu arbeiten. Kurz nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde mein Professor zur Armee eingezogen. Der emeritierte Professor Sieg vertrat ihn. Er war bereits hoch betagt, aber immer noch unermüdlich in der Lehre. Schon in der ersten Unterrichtsstunde versicherte er mir ernsthaft, er würde mir sein ganzes Fachwissen ohne Vorbehalte vermitteln. Dazu gehörten das „Rigveda“, die altindische Grammatik Mahābhāsya (Mahāvārtika), Daşakumāracariya und Tocharisch.[34] Sieg war ein Meister des Tocharischen. Nachdem Professor Waldschmidt eingezogen worden war, schrieb ich an meiner Doktorarbeit und nahm zugleich am Unterricht von Professor Sieg teil. Das Studium verlief reibungslos.

Für mein Nebenfach, die Englische Linguistik, ging ich regelmäßig zum Unterricht. Auch dabei gab es keine Schwierigkeiten.

Die Doktorarbeit stellt einen entscheidenden Bestandteil der Abschlussprüfung dar. Die Fähigkeiten eines Studenten beurteilt der Professor vor allem nach dessen Doktorarbeit. Deutsche Universitäten stellen an eine Doktorarbeit hohe Ansprüche. Das Thema soll normalerweise nicht sehr umfangreich sein, aber die Arbeit muss

[34] Tocharisch gehört zur indogermanischen Sprachfamilie und wurde im 1. Jahrtausend n.Chr. im heutigen Uigurischen Autonomen Gebiet Xinjiang im Nordwesten Chinas gesprochen.

neue Ideen enthalten. Erst dann kann man die Prüfung bestehen. Viele chinesische Studenten hielten sich damals in Deutschland sechs oder sieben Jahre auf, ohne einen akademischen Titel zu erlangen. Sie scheiterten meistens an der Doktorarbeit. Zhang Yong war ein Beispiel, ein anderes ein Student namens Ye, der das gleiche Schicksal teilte. Nachdem das Thema meiner Arbeit festgelegt worden war, arbeitete ich fleißig daran und war bis 1940 damit grundsätzlich fertig. In der Zeit, in der Waldschmidt in der Armee diente, schrieb ich sie unter der Anleitung von Sieg, und als Waldschmidt zu Hause auf Urlaub weilte, schickte ich sie ihm. Ich selbst konnte nicht Schreibmaschine schreiben, wohl aber Irmgard, die älteste Tochter der Familie Meyer, die mir Hilfe anbot. Irmgard war ein sehr hübsches Mädchen. Im Herbst dieses Jahres ging ich jeden Abend zu ihr. Da das Sanskrit in lateinische Buchstaben transkribiert werden musste, gab es sehr viele Sonderzeichen, zum Beispiel Striche, die man einfügen musste. Ich saß stets neben Irmgard, um Schreibfehler zu vermeiden. Am 13. September war meine Doktorarbeit fertig getippt. Professor Waldschmidt hatte sie vorher genehmigt, und am 9. Oktober überreichte ich sie Professor Deichgräber, dem Dekan der Philosophischen Fakultät. Nach der deutschen Regel bestimmte der Dekan den Termin der mündlichen Prüfung. Diese Position bekleidete damals der jüngste Professor. Deichgräber war Professor für Griechisch und Latein und erst vor kurzem zum ordentlichen Professor ernannt worden. Eigentlich sollten die Prüfungen in allen drei Fächern gleichzeitig stattfinden. Aber Herr Waldschmidt war gerade auf Urlaub zu Hause. Deshalb wollten wir nicht länger warten. Obwohl mein Englisch-Professor, Herr Roeder, im Krankenhaus lag, fand am 23. Dezember 1940 die mündliche Prüfung für Sanskrit und Slawistik statt. Die Prüfung für Englisch musste nachgeholt werden. An diesem Tag schrieb ich in

mein Tagebuch:

Bereits um fünf Uhr morgens war ich wach. Ich dachte an die mündliche Prüfung und konnte nicht mehr einschlafen. Um sieben Uhr stand ich auf. Nach dem Frühstück las ich. Ich war sehr nervös, konnte mich nicht konzentrieren.

Um halb zehn Uhr ging ich zum Verwaltungsgebäude der Universität. Auf dem Weg fühlte ich mich wie ein Gefangener vor der Hinrichtung. Um zehn Uhr begann dann die Prüfung. Professor Waldschmidt stellte Fragen, Professor Deichgräber saß neben ihm. Professor Braun kam etwas später. Die Prüfung im Hauptfach verlief glatt. Aber als Professor Braun mit seinen Fragen begann, wurde ich sehr nervös. Die Fragen, auf die ich mich gut vorbereitet hatte, stellte er nicht. Seine Fragen waren sehr einfach und bezogen sich auf allgemeine Kenntnisse. Ich konnte aber nicht mehr denken und war voller Panik. Um zwölf Uhr war die Prüfung beendet.

Ich bin sehr traurig. Ob ich die Prüfung bestehe oder nicht, das ist jetzt für mich nicht mehr die Hauptsache.

Ich hatte in meinem Leben so viele Prüfungen abgelegt und hätte nie gedacht, dass ich bei der letzten Prüfung so panisch reagieren würde. Im Tagebuch vom nächsten Tag steht:

Ich bin fassunglos. Professor Sieg und Professor Waldschmidt finden meine Arbeit gut. Professor Krause meint, das sei eine selten gute Arbeit. Ich glaube, ich kann die Prüfung gut bestehen. Aber bei der Prüfung für Russisch von gestern, da habe ich ein sehr schlechtes Gefühl. Was ich weiß, hat er nicht gefragt; auf das, was er fragte, hatte ich mich nicht vorbereitet. Ich bin so deprimiert, immer noch.

Das waren die Nachwirkungen der Prüfung. Aber am Abend desselben Tages heißt es in meinem Tagebuch:

Kurz vor sieben Uhr ging ich zu Professor Waldschmidt. Er hatte mich zum Weihnachtsfest eingeladen. Es schneite, aber es war nicht kalt. Auf dem Weg dachte ich nur an die Prüfung von gestern. Ich wollte bei ihm nachfragen. Aber als ich sein Haus betrat, gratulierte er mir und sagte, meine Doktorarbeit sei sehr gut. Indologie

sehr gut, Slawistik sehr gut. Nein, das habe ich nicht erwartet. Ich bin Professor Braun sehr dankbar.
Der Sohn von Professor Waldschmidt spielte zuerst Geige, dann aßen wir zusammen. Wir zündeten die Kerzen am Weihnachtsbaum an. Wir tranken, aßen Kuchen und plauderten. Halb elf ging ich zurück nach Hause und dachte immer noch an die gestrige Prüfung.
Am 19. Februar 1941, als es Professor Roeder wieder besser ging, holte ich die mündliche Prüfung für Englisch nach. Professor Waldschmidt nahm daran teil. Ich bekam wieder ein „Sehr gut". Einschließlich der Doktorarbeit also insgesamt viermal „Sehr gut". Damit hatte ich das Gesicht der Chinesen gerettet – ein Trost für mein Vaterland, für die Seele meiner verstorbenen Mutter. Die letzte für den Erwerb des Doktortitels erforderliche Prüfung war beendet.
Meine Doktorarbeit löste bei Professor Krause eine gewisse Sensation aus. Er war ein international bekannter Experte für kontrastive Linguistik, eine hervorragende Persönlichkeit. Schon von Kindheit an blind auf beiden Augen, besass er ein außerordentliches Gedächtnis. Was er einmal hörte, konnte er genau wiedergeben, so exakt wie eine Tonbandaufnahme. Professor Krause beherrschte ein Dutzend alte und neuere Sprachen, darunter einige nordeuropäische. Man las ihm sein Vorlesungsmanuskript vor der Vorlesung vor, dann konnte er fast wortwörtlich zwei Stunden darüber vortragen. Er hatte bei Professor Sieg Tocharisch studiert. Sein Werk „Die Grammatik des Tocharischen" war allgemein anerkannt. Es konnte sich mit den Grammatiken von Sieg, Siegling und Schulze messen. Professor Krause schätzte den Anhang meiner Arbeit über die Endung „matha" sehr hoch ein. Im Altgriechischen, so seine Worte, gäbe es eine ähnliche Endung. Diese parallele Erscheinung sei von bahnbrechender Bedeutung für die Forschung der indo-europäischen kontrastiven

Linguistik. Am 14. Januar 1941 hielt ich das in meinem Tagebuch fest:
Hartmann war auch da. Er gratulierte mir zur Doktorarbeit und sagte, Professor Krause sei über meine Arbeit voll des Lobes. Die Endung „matha" sei eine wichtige Entdeckung. Er habe diesen Abschnitt sofort abgeschrieben, und daraus könnte sich eine interessante Entdeckung ergeben. Das erzählte mir Frau Boehncke. Ich selbst finde meine Arbeit zwar nicht schlecht, aber auch nicht als etwas Besonderes. Ich fühle mich wirklich wie im siebten Himmel.

Soviel über die mündliche Prüfung und meine Doktorarbeit. Ich habe davon so viel berichtet, weil es sich um etwas ganz Wichtiges in meinem zehnjährigen Studium in Deutschland handelte.

Warum wollte ich unbedingt einen Doktortitel erlangen? Es gab allgemeine, aber auch besondere Gründe. Viele große Gelehrte in der neueren chinesischen Geschichte wie Wang Guowei, Liang Qichao, Chen Yinque, Guo Moruo und Lu Xun hatten zwar alle keinen Doktortitel, aber dennoch eine große Bedeutung in der Wissenschaftsgeschichte. Das wusste ich. Sie alle waren ungewöhnliche Genies. Ein Doktortitel zählte für sie nicht viel. Ich fragte mein Herz. Nein, ich war nicht wie sie. Ich schätzte mich niemals so hoch ein und war gern bereit, ein normaler Mensch zu sein. Ein normaler Mensch aber ohne glänzenden Doktortitel würde sicher bei der Schlacht um die Reisschüssel verlieren. Das war das erste Motiv. Das zweite Motiv: Damals in China betrachtete ich die stolzierenden chinesischen Auslandsstudenten mit einem kritischen Blick. Ich war davon überzeugt, dass sie im Ausland bloß einige Jahre Gulasch gekocht hatten. Wieder im Lande, spielten sie sich groß auf, besonders vor den Chinesen, die nicht im Ausland gewesen waren. Wäre ich nicht im Ausland gewesen und verträte diese kritische Ansicht, könnte man mich mit einem Fuchs vergleichen, der keine Weintrauben zu essen bekommt und sich trotzdem beklagt, sie seien zu sauer. Das wollte ich nicht. Deshalb musste ich ins Ausland gehen

Die Konjugation

des finiten Verbums

in den Gāthās des Mahāvastu.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der hohen philosophischen Fakultät

der Georg August-Universität

zu Göttingen

vorgelegt von

Hiän - lin Dschi (Shiann-lin Jih)

aus China.

Dissertation von Dr. Ji Xianlin

Lebenslauf.

Am 6. August 1911 wurde ich in Tsing-Ping, Schantung, China geboren. Mein Vater war Landwirt. 1918 siedelte ich nach Tsinan über. Ich besuchte zunächst die Volksschule. Von 1923 bis 1926 besuchte ich die Mittelschule und von 1926 bis 1930, mit einer einjährigen Unterbrechung, das Gymnasium, wo ich im Sommer 1930 das Reifezeugnis erhielt. Vom Wintersemester 1930 ab studierte ich an der Nationalen Tsing-Hua Universität zu Peiping, wo ich im Sommersemester 1934 mein B.A. (bachelor of arts) Examen bestand. Darauf war ich ein Jahr Lehrer an dem Gymnasium zu Tsinan. Im Herbst 1935 fuhr ich als Austauschstudent nach Deutschland und studiere bis jetzt Indologie, Slawistik und englische Philologie. Meine akademischen Lehrer waren: Neumann, Lugowski, Wilde, May, Unger, Weber, Waldschmidt, von Soden, von Grimm, Barkas, Braun, Sieg und Roeder. Ihnen allen danke ich. Für die Anregungen zu meiner Dissertation bin ich Herrn Prof.Dr.Waldschmidt, der mich in das Studium der Indologie einführte und mir bei der Anfertigung derselben stets mit Rat und Tat zur Seite stand, besonders zu grossem Dank verpflichtet. Während seiner Abwesenheit hat Herr Prof.Dr.Sieg, der mich auch sonst durch seinen wertvollen Rat unterstützte, meine Dissertation durchgesehen und mich zu verschiedenen Verbesserungen angeregt. Dafür spreche ich ihm hiermit meinen herzlichsten Dank aus. Dem Akademischen Austauschdienst, Berlin, und Herrn Dr.Linde, dem Vizepräsidenten des Verbandes für den Fernen Osten, Berlin, der mir in mancher Beziehung weitergeholfen hat, sage ich auch an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank.

Von Dr. Ji selbst geschriebener Lebenslauf

und den Doktortitel erwerben. Dieses Motiv war zwar lächerlich, aber ehrlich. Der Doktortitel lag wie ein Schatten vor meinen Augen, mal nah, mal fern, mal dunkel, mal klar, manchmal zum Greifen nahe, manchmal so weit entfernt wie der Horizont, den man sehen, aber nicht erreichen kann. Dieser Doktortitel leuchtete vor mir auf und verdunkelte sich. Ich war manchmal niedergeschlagen, manchmal außerordentlich fröhlich. Stimmungen eines ganz normalen Menschen eben.

Mein lang gehegter Wunsch war also endlich in Erfüllung gegangen. Ich dachte gleich an die Heimat und an meine Familie. Ein fremdes Land, und wenn es noch so schön ist, ist doch nicht dein Land. Treibst du dich auch weit in der Ferne herum, eines Tages wirst du heimkehren. 1942 erkannte die deutsche Regierung die verräterische Regierung von Wang Jingwei in Nanjing an. Die Guomingdang-Regierung sah sich gezwungen, ihre Gesandtschaft aus Deutschland abzuziehen und in die Schweiz zu verlegen. Zu diesem Zeitpunkt war mein Entschluss gereift, Deutschland zu verlassen. Ich wollte über die Schweiz nach China zurückkehren. Doch zunächst plante ich, meinen Schulkameraden Zhang Tianlin in Berlin zu besuchen, um mich bei ihm über die Möglichkeiten dieser Reise zu informieren. Nachdem mein Entschluss feststand, verabschiedete ich mich von Lehrern und Freunden. Alle bedauerten meine Entscheidung und waren beim Abschied sehr traurig, vor allem Frau Oppel, meine Vermieterin. Ihr Mann war in dieser Zeit gestorben, ihr Sohn hatte geheiratet und wohnte in einer anderen Stadt. Ich war ihr einziger Vertrauter. Sie behandelte mich wie ihren leiblichen Sohn. Ich erinnere mich noch, dass ich in der Nacht, in der ihr Mann starb, den Arzt holte. Im Haus hielten wir beide die Totenwache am Sarg. Nun würde sie allein in ihren fünf Räumen zurückbleiben, trostlos und tragisch. Wie sollte sie das ertragen! Als sie von meinen Plänen hörte, jammerte und weinte sie.

Sieben gemeinsame Jahre im gleichen Boot durch Sturm und Regen – und plötzlich mussten wir uns für immer trennen. Wann würden wir uns wiedersehen? Sofort traten mir Tränen in die Augen.
In Berlin erfuhr ich, dass schon die Reise in die Schweiz voller Schwierigkeiten steckte. Weitaus problematischer aber war, von dort in die Heimat zurück zu kehren. Das hieß: Ich musste weiter in Deutschland bleiben. Der Krieg dauerte nun schon drei Jahre, kleine Bombardements gab es ab und zu, aber die großen Bombenangriffe hatten noch nicht begonnen. Das Leben verlief ruhig, allerdings wurden die Lebensmittel knapp. Auf den Berliner Straßen herrschte immer noch viel Betrieb, die Passanten kamen und gingen. Sie wirkten nicht ängstlich. Ich nahm mir die Zeit und stattete dem großen Pädagogen, Psychologen und Philosophen Eduard Spranger einen Besuch ab. Außerdem besuchte ich Professor Siegling in der Preußischen Akademie. Er hätte mit Professor Sieg gemeinsam Tocharisch lesen können. Seine Werke kannte ich schon lange, war ihm aber persönlich noch nicht begegnet. Er sah einfach und ehrlich aus und war verschlossen und wortkarg. Während des Krieges las er ununterbrochen weiter in seinen Büchern - ein typischer deutscher Gelehrter. Ich blieb einige Tage in Berlin, dann fuhr ich am 30. Oktober 1942 zurück nach Göttingen.
Meine Vermieterin freute sich, als hätte sie einen goldenen Phönix bekommen. Auch ich fühlte mich wieder wohl zu Hause, wie ein heimgekehrter Wanderer. Es gab keine Hoffnung mehr, in die Heimat zurückzukehren. Ich musste mich also mit der Situation abfinden und alle Illusionen aufgeben. Das bedeutete: Leben oder Sterben in Deutschland, Freud oder Leid mit meiner Vermieterin zu teilen.
So nahm mein gleichmäßiges und eintöniges Leben wieder seinen Lauf. Jeden Tag frühstückte ich zu Hause, anschliessend ging ich zum Gauß-

Weber-Gebäude, arbeitete dort bis mittags und aß dann wie gewöhnlich in der Gaststätte. Danach ging ich ins Institut. Ich war jetzt nicht mehr Student, sondern Lehrer. Ich hatte mich exmatrikuliert. Somit brauchte ich nicht mehr zum Unterricht zu laufen. Stattdessen erteilte ich gelegentlich im Institut für Sinologie den deutschen Studenten Unterricht. Die meiste Zeit konzentrierte ich mich aufs Lesen und Schreiben, beschäftige mich weiter mit Sanskrit im Zusammenhang mit dem Buddhismus und arbeitete wieder an der Thematik meiner Doktorarbeit. Abgesehen vom Hunger oder gelegentlichen Luftangriffen verlief das Leben regelmäßig und ruhig. Dem Institut gegenüber lag die Universitätsbibliothek. Ich benötigte eine Menge seltene und außergewöhnliche Nachschlagewerke. In der Bibliothek gab es alle. Hier war ein idealer Ort zum Studieren und zum Schreiben. Deshalb waren die Früchte meines Schreibens beträchtlich. Innerhalb von fünf Jahren nach der Promotion veröffentlichte ich einige lange Artikel in der „Universitätszeitschrift der Göttinger-Akademie“. In jedem dieser Artikel, so kann ich sagen, gab es neue Ideen. Sie werden noch heute, beinahe ein halbes Jahrhundert später, zitiert. Das war die goldene Zeit meiner wissenschaftlichen Arbeit. Sie kehrte später nie mehr zurück.



Schillerwiese

Es ging uns zwar gut, aber

Windungen und Wendungen gab es auch in unserem Leben. Die deutsche faschistische Regierung erkannte das Wang Jingwei-Marionettenregime an. Das beeinträchtigte die Aufenthaltssituation der chinesischen Studenten in Deutschland: Wo konnte man eine Verlängerung des Passes beantragen? Welcher Staat sollte ihn ausstellen? Das war ein entscheidendes Problem, das schnell gelöst werden musste. Ich sprach mit Zhang Wei und anderen chinesischen Studenten darüber, und wir beschlossen, uns im Polizeirevier als Staatenlose zu melden. Nach internationalem Recht ist das möglich. „Staatenlos" bedeutete, dass man keinem Land gegenüber Pflichten hatte, aber auch von keinem Land geschützt wurde. Das war sicher ein Risiko, aber wenn es nicht anders ging, musste auch dieser Schritt sein. Seit dieser Zeit waren wir völlig frei, frei wie ein Vogel am Himmel, den jeder verletzen konnte.

Tatsächlich aber verletzte uns niemand. In der Zeit der Bombardements und der Hungersnot ging es mir recht gut. Ich trat mechanisch auf die Straße, die ich sieben Jahre lang überquert hatte, kannte jedes Haus, jeden Baum. Selbst mit geschlossenen Augen hätte ich mich nicht verlaufen. Unerträglich indessen waren die Sonntage. Gewöhnlich wanderte ich sehr früh zur Schillerwiese. Die Schritte bewegten sich wie von selbst in jene Richtung. Die Landschaft war unverändert. Rings um die Wiese ragten grüne Bäume empor, frische grüne Gräser dufteten. Doch ich war sehr einsam. Meine chinesischen Freunde, die ich fast jede Woche hier getroffen hatte, lebten jetzt weit voneinander entfernt. Das menschliche Leben war unergründlich.

Ich war traurig und einsam.

17. Das große Bombardement

Das große Bombardement kam doch.

Der Krieg tobte nun bereits vier Jahre. Schon in den ersten zwei Jahren flogen die englischen und amerikanischen Flugzeuge über Berlin und warfen Bomben ab. Aber der Stand der Technik war damals noch recht niedrig. Zunächst wurden nur die oberen Stockwerke der Häuser zerstört, nicht aber das ganze Haus. In allen Gebäuden, die über Keller verfügten, entstanden stabile Luftschutz-Räume, in denen die Bewohner erst einmal sicher waren. Wenn obere Stockwerke getroffen wurden, bebte der Keller nur etwas. Die Häuptlinge des deutschen Faschismus waren allesamt Experten im Lügen. Sie ergriffen jede Gelegenheit für ihre Propaganda und benutzten dazu Radios und Zeitungen. Sie verspotteten die alliierten Streitkräfte und taten so, als ob deren Flugzeuge aus Pappe, die Bomben aus Holz hergestellt wären und das deutsche Luftschutzsystem aus bronzenen Mauern und eisernen Wänden bestünde.

Doch das ging nicht lange so. Der alliierte Bombenangriff verstärkte sich rasend, die Zahl der Flüge und der Flugzeuge nahm rapide zu. Die

Bomber kamen nun Tag und Nacht, die Durchschlagskraft der Bomben wurde täglich grösser, sie durchbohrten mehr und mehr Stockwerke. Zum Schluss konnten selbst Häuser mit vielen Stockwerken nicht mehr standhalten und auch im Keller war nun niemand mehr sicher. Als ich Berlin verließ, flogen tagsüber englische Flugzeuge und nachts die amerikanischen. Sie rollten in Berlin „Teppiche" aus. „Teppich ausrollen" war in dieser Zeit ein sehr aktueller Begriff. Er bedeutete, dass jedes Flugzeug in einer Serie im Abstand von wenigen Metern Bomben abwarf, so dass ein lückenloses Bombardement entstand – so wie man im Wohnzimmer einen Teppich ausrollt. Jetzt wussten die Häuptlinge des Faschismus nicht mehr, wie sie ihre Prahlereien vertuschen konnten. Niemand redete mehr von Pappflugzeugen oder Holzbomben.
Göttingen war eine kleine Stadt. Große Städte wurden der Reihe nach bombardiert, kleine dagegen weniger massiv angegriffen. Göttingen erlebte das zweimal in kleinem Umfang. So blieb der Stadt das Schicksal des „Teppich-Bombardements" erspart. Die Menschen hier waren insgesamt etwas sorgloser. Sie hatten in der ganzen Stadt keinen richtigen Luftschutzbunker gebaut. Heulten die Sirenen, rannten sie in den Keller. Die Verdunklung war streng. Jeden Abend lag die Stadt im Dunkel, regelmäßig hieß es: „Licht aus! Licht aus!" Der Ruf lag wie ein Echo in der Luft und klang recht lyrisch. Eines Nachts suchten uns englische Flugzeuge heim. Ich blieb gleichgültig und lag in eine Bettdecke gewickelt im Bett. Doch dann hörte ich, dass eine Bombe nicht weit von mir explodierte. Die oberen Fenster waren zerbrochen, und die Situation wurde brenzlig. Ich floh Hals über Kopf in den Keller und sagte mir, dass ich in Zukunft vorsichtiger sein müsse.
Früh am Morgen des nächsten Tages ging ich in die Stadt. Überall auf den Straßen und in den Gassen hörte man Menschen Glasscherben

wegfegen. Die englischen Flugzeuge hatten sich offenbar einen Spaß gemacht. Sie hatten sogenannte Luftexplosionsbomben abgeworfen, die keine Menschen verwunden, sondern nur die Fensterscheiben der Häuser zerbrechen sollten. Eine solche Bombe fiel im West- und im Ostteil der Stadt. Die Fensterscheiben wurden vom Luftdruck zerstört.
Eine merkwürdige Geschichte erlebte ich: Ich lief eine Straße entlang, die vom Lärm der Aufräumgeräusche erfüllt war, und erreichte den Platz einer Kaserne. Dort sah ich, wie ein alter Herr sich bückte, um etwas genau zu beobachten. Er hielt weder einen Besen noch fegte er Glas. Als ich auf einige Schritte herangekommen war, erkannte ich in ihm Professor Ludwig Prandtl, den Vater der Aerodynamik, eine weltberühmte Autorität in der Luftfahrtforschung. Ich begrüßte ihn: „Guten Morgen, Herr Professor!“ Er hob den Kopf, schaute mich an und erwiderte: „Guten Morgen!“ Dann erzählte er mir, er betrachte gerade die kurze Mauer um den Platz, um herauszufinden, auf welche Weise der Luftdruck, der von der Luftexplosionsbombe ausgelöst worden waren, die Mauer zerstört hatte. Herr Prandtl sprach vor sich hin: „Eine seltene Gelegenheit, wirklich! Mein Labor könnte auch beim besten Willen nicht so gut ausgerüstet werden.“ Zuerst war ich erstaunt, fühlte dann aber tiefen Respekt. Was hätte ich diesem alten Professor vorwerfen können, der, ohne auf sein Leben zu achten, seine Forschungen betrieb?
Ein ungewöhnliches, doch kein einmaliges Verhalten. Aus München in Süddeutschland hörte ich Folgendes: Als eines Nachts die alliierten Flugzeuge die Stadt teppichartig bombardierten, in der ganzen Stadt das Feuer während des Bombardements loderte und die Menschen wie fliehende Fische aus den oberen Stockwerken in den Keller oder in den Bunker schlüpften, tat ein alter Herr das Gegenteil. Er lief von unten nach oben, genau so eilig und geradezu ungeduldig. Er war Professor

für Geophysik. Er meinte, das sei eine kostbare Gelegenheit für ein Experiment. Im Labor habe man diese Chance nicht: Die ganze Stadt zitterte und bebte. Über seinem Kopf kreisten die Flugzeuge, die Bomben konnten jederzeit auf seinen Kopf fallen. Er achtete überhaupt nicht darauf und war bereit, für die Wissenschaft sein Leben zu opfern. Was kann man gegen einen solchen Gelehrten sagen?

Das große Bombardement verbreitete sich über das ganze Land. Wie reagierte das deutsche Volk? Was würden die faschistischen Häuptlinge tun? Bei jeder Bombardierung hockten die Deutschen die halbe Nacht lang im Keller oder im Bunker. Sie litten an Hunger und Kälte, lebten in Angst und Schrecken, aber sie verhielten sich ruhig. Ob sie sich im Stillen beklagten und beschwerten, weiß ich nicht. Die faschistischen Anführer verkündeten sofort, dass alle Bewohner der bombardierten Städte eine „Sonderration" zugeteilt bekämen: einige Kaffeebohnen und andere Sachen. Ausländer erhielten nichts. Wer die Deutschen nicht kennt, kann sich kaum vorstellen, welche Schwäche sie für Kaffee haben. In einer Zeitschrift war eine Karikatur dargestellt: In einen Platinring war kein Edelstein, kein Diamant eingelegt, sondern eine Kaffeebohne. Das macht deutlich, wie wertvoll Kaffee für sie war. Das Bombardement hatte die Menschen erschüttert. Nun fielen durch die Güte der Herrscher einige Kaffeebohnen vom Himmel, also tranken die Menschen eine Tasse Kaffee, waren wieder frisch und sangen begeistert im Chor: „Deutschland wird siegen."

Nach dem ersten Bombenangriff auf Göttingen wollte ich wachsam bleiben. Heulten Sirenen, floh ich sofort. Die englischen Flugzeuge kamen fast jeden Tag, deshalb brauchte ich nicht auf den Alarm zu warten. Nach dem Frühstück ergriff ich meine Ledertasche voller Manuskripte und versteckte mich auf dem Berg vor dem Luftangriff. Einige chinesische Studenten schlossen sich an. Sie hatten ihre Wertsachen mitgebracht.

Auffällig war, dass Liu Xianzhi und Teng Wanjun in ihrem Korb weder Manuskripte noch Lebensmittel trugen, sondern eine Schildkröte. Um die Geschichte dieser Schildkröte zu erzählen, muss ich etwas ausholen. In Deutschland herrschte großer Mangel an Nahrungsmitteln. Aus irgendeinem besetzten Land führten die Faschisten eine Menge Schildkröten als Nahrungsmittel ein. Aber die Deutschen waren beim Essen recht konservativ. Vor diesen Tierchen, die heldenhaft mit Hasen um die Wette zu laufen wagten, hatten sie ein bisschen Angst. Nein, sie wollten sich damit ihren Magen nicht vollstopfen! Die deutsche Regierung propagierte mit großem Aufwand den hohen Nährwert der Schildkröten. Sie zitierte aus klassischen Werken und versuchte mit Statistiken und Tabellen zu beweisen, dass Schildkrötenfleisch sehr nahrhaft sei. Das Ehepaar Liu hatte in Berlin eine Schildkröte gekauft. Liu und seine Frau betrachteten dieses Tierchen mit dem dicken Panzer und den flinken Äuglein. Barmherzigkeit stieg in ihnen auf. Sie brachten es nicht übers Herz, die Schildkröte zu töten. Sie zogen sie auf und brachten sie von Berlin mit nach Göttingen. Die Schildkröte begleitete uns jeden Tag zum Berg, um den Bomben zu entfliehen. Wir streckten uns auf der Wiese aus und sahen, wie englische Flugzeuge in einer Formation über Göttingen flogen. Manchmal lagen wir einige Stunden dort. Im grünen Busch neben uns öffnete die Schildkröte ihre kleinen Augen. Sie kroch in einem Tempo voran, als wollte sie mit diesen großen Flugzeugen am Himmel um die Wette laufen. Wir lagen so fröhlich auf der Wiese, als befänden wir uns nicht im Chaos, sondern im Paradies. Die todbringenden Flugzeuge brummten am Himmel, und das Brummen verwandelte sich in diesem Augenblick zu einer himmlischen Musik. Wir hatten alles um uns herum vergessen!

18. In der Hölle des Hungers

Mit der Bombardierung kam der Hunger.

In meiner Anfangszeit in Deutschland war die Versorgung sehr reichhaltig. Es gab alles, was das Herz begehrte, niemand wusste, was Hunger bedeutete. Die faschistischen Anführer waren von Natur aus aggressiv. Schon lange kündigten sie drohend an: „Kanonen ja, Butter nein." Anfangs hatte auf dem Tisch der Deutschen immer Butter gestanden. Ihre Mägen wurden mit Schinken vollgestopft. Doch bereits zu Beginn des Jahres 1937 begann die Rationierung der Lebensmittel. Zuerst wurde die Buttermenge begrenzt, dann das Fleisch, zum Schluss Brot und Kartoffeln. Im Jahr 1939 entfesselte Hitler skrupellos den Zweiten Weltkrieg. Die Deutschen mussten ihre Gürtel enger und enger schnallen. Die Kanonen-Butter-Parole wurde Wirklichkeit.

Ich wurde zwar nicht in einer rosigen Zeit geboren, aber in meiner Heimat hatte ich nie richtig gehungert. In meiner Kindheit waren wir

zu Hause arm. Innerhalb eines Jahres konnten wir höchstens zwei- oder dreimal Weizenmehl essen, aber mit der Spreu und mit Gemüse liessen sich unsere Mägen notdürftig füllen. Jetzt in Deutschland litt ich wirklich unter Hunger. Wir Chinesen aßen ohnehin nicht viel Fleisch. Unsere Hauptnahrungsmittel zählten für Leute im Westen allenfalls als Beilagen. Früher mochte ich keine Butter. Während die deutsche Bevölkerung schon unter der Rationierung litt, lebte ich also noch sorgenfrei und gelassen. Als dann aber meine Hauptnahrungsmittel Brot und Kartoffeln begrenzt wurden, da sah es nicht mehr so rosig aus. Als die Butter verschwunden war, nahm ich stattdessen Margarine. Gab man etwas davon in die Suppe, zeigten sich noch ein paar Fettaugen.Wer damit briet, hörte eigenartige Geräusche in der Pfanne. Rauch stieg hoch, und die Margarine ging darin auf. Vor dem Besuch einer Gaststätte galt es, strategische Überlegungen anzustellen und die Bereitschaft zu prüfen, den Kellner eine Fleischmarke abschneiden zu lassen. Schwammen in der Suppe Fettaugen, gab es laute Rufe, um die Aufmerksamkeit der Tischnachbarn auf sich zu lenken. Alle waren aufs Höchste erfreut.

Am schlimmsten war die Qualität des Brotes. Es wurde mit fragwürdigen Zutaten gemischt – angeblich mit Fischpulver. Ob das stimmte, ließ sich weder widerlegen noch bestätigen. Blieb das Brot nur einen Tag liegen, stank es schon. Nach dem Essen entwickelten sich dann Blähungen. Die Deutschen fanden es sehr unhöflich, wenn jemand in aller Öffentlichkeit Luft abließ. Aber wer mit diesem Brot im Magen ins Kino ging, hatte es schwer, die Anstandssitten einzuhalten. Ich hörte selbst im Kino, wie die Fürze anschwollen, Welle auf Welle. Ich wollte nicht über die anderen lachen, weil ich selbst mit der Luft in meinem Bauch kämpfte und sie höflich zu unterdrücken versuchte. Vergeblich!

Es gab noch andere interessante Geschichten: Einmal brach ich alle

Rekorde im Essen. Ich radelte mit einer deutschen Frau aufs Land, um den Bauern beim Apfelpflücken zu helfen. Städter wurden damals um Beziehungen zu Bauern beneidet. Nur so war es möglich, durch die Hintertür Lebensmittel zu bekommen, die nicht mehr zu kaufen waren. Die Frau kannte eine Bauernfamilie, die uns zu sich ins Dorf einlud. Die Apfelbäume waren nicht sehr hoch, und es bedurfte nur einer niedrigen Leiter. Äpfel sind in Deutschland artenreich und eine wichtige Obstsorte. Nachdem wir einen halben Tag gearbeitet hatten, schenkte mir der Bauer einen Korb Äpfel, darunter die besten Arten, und dazu etwa fünf bis sechs Kilo Kartoffeln. Ich raste los, wie vom Wind getrieben. Unterwegs achtete ich nicht auf die Landschaft, sondern flitzte auf dem Fahrrad daran vorbei. Zu Hause kochte ich alle Kartoffeln. Mit dem aufgesparten Zucker schluckte ich sie auf einmal hinunter, war aber immer noch nicht satt.

Das Wort Hunger sagt sich leicht, aber viele haben noch nie richtig gehungert. Ich war einer, der das wirkliche Fegefeuer des Hungers durchmachte. Wie Hunger wirklich schmeckt, ist unbeschreiblich. Ich bewundere sehr die Religionsgelehrten aus dem Osten und dem Westen. Sie können menschliche Gefühle überraschend gut verstehen. In ihrer Hölle steht der Hunger an erster Stelle der Qualen. China kennt auch die Hölle, aber es ist eine Importware, die aus Indien stammt. Die indische Lehre über die Hölle enthält unvergleichliche Einsichten und tiefschürfende Gedanken. „Toter Teufel" heißt auf Sanskrit „Preta" und bedeutet „gestorbener Mensch". Unter der Feder der Mönche, die die buddhistischen Sutras übersetzten, wird das Wort mit „Hungerteufel" übertragen. Daran erkennt man, wie bedeutsam der Hunger in ihren Augen ist. In den chinesischen Sutra-Übersetzungen sind überall Darstellungen der Hölle enthalten. Im „Dirghāgama-Sutra", Band 19, findet sich eine repräsentative Beschreibung. Man unterscheidet acht

große Höllen: Die erste heißt Denken, sie besteht aus sechzehn kleinen Höllen, deren erste „Schwarzer Sand“ heißt, die zweite „Siedender Mist“, die dritte „Fünfhundert Nägel“, die vierte „Hunger“, die fünfte „Durst“, die sechste „Ein Kupferkessel“, die siebte „Mehrere Kupferkessel“, die achte „Steinmühle“, die neunte „Eiter-Blut“, die zehnte „Fegefeuer“, die elfte „Aschenfluss“, die zwölfte „Eiserne Kugel“, die dreizehnte „Axt“, die vierzehnte „Schakal und Wolf“, die fünfzehnte „Schwertbaum“ und die sechzehnte „Eis“. Schon durch die Namen wird die Bedeutung der jeweiligen Hölle deutlich. Hunger nimmt dabei auch einen Platz ein. Wie aber sieht dieser Hunger in der Hölle aus? Das „Dirghāgama-Sutra“ beschreibt:
„Preta kommt in die Hölle des Hungers. Der Höllenwärter fragt: ‚Du kommst hierher, was wünschst du?‘ Preta antwortet: ‚Ich habe Hunger!‘ Der Wächter fasst ihn, legt ihn auf ein glühendes Eisen und streckt seine Glieder aus. Mit einem Haken öffnet der Wächter seinen Mund und stopft glühende Eisenkugeln hinein. Die Lippen, die Zunge von der Kehle bis zum Bauch werden alle durch und durch verbrannt.“
Das ist natürlich die Phantasie der indischen Religionsgelehrten. Die westlichen Gelehrten stellen sich die Hölle vor wie in der „Göttlichen Komödie“ von Dante Alighieri. Im sechsten Kapitel begegnet Dante in der Hölle einem Monstrum mit großem blutigen Maul und vorstehenden Zähnen. Der Begleiter Dantes bückt sich, nimmt eine Handvoll Erde und steckt sie dem Monstrum, das wie ein Hund bellt und nach etwas Essbarem verlang, ins Maul. Jetzt hat es etwas im Maul und ist ruhig. Die westliche Höllenbeschreibung wirkt, wie der Vergleich zeigt, neben der östlichen ausgesprochen schwach.
Warum machen sich die östlichen und westlichen Religionsgelehrten Gedanken über die Hölle und den Hunger? Sie glauben vielleicht, dass der

Hunger sehr schwer zu ertragen sei und deshalb die Bösen in der Hölle als Strafe erwarte. Über diese Frage will ich aber momentan nicht weiter diskutieren. Auf jeden Fall befand ich mich in der Hölle des Hungers. Hätte mir jemand glühende Eisenkugeln oder Erde in den Mund gesteckt, ich hätte beides ohne zu zögern verschluckt, um den unerträglichen Hunger zu stillen. Auch wenn mein Bauch verbrannt wäre.

Um diese Zeit las ich gerade im Original „Der Revisor“ von Nikolai Gogol. In der ersten Szene des zweiten Aktes gibt es einen Monolog von Auclipu, der im Bett des Gastgebers liegt:

„Der Hotelbesitzer sagt, wenn die alten Schulden nicht beglichen werden, würde er uns kein Essen anbieten. Woher bekommen wir aber das Geld? Oh, mein Gott, wie schön wäre es, wenn wir nur etwas Suppe hätten. Ich könnte jetzt die ganze Welt verspeisen.“

Wie anschaulich! Gogol hat sicher den Hunger gekannt, sonst hätte er nicht schreiben können, dass man die ganze Welt verschlucken wollte.

Durch langes Hungern werden die Menschen mager. Manche Menschen fürchten heute Fettleibigkeit. Sie essen weniger, um schlank zu werden. Sie geben sich viel Mühe dabei, aber es hilft nicht viel. Einige sagen: „Schon, wenn ich Wasser trinke, werde ich dicker.“ Das mag heute stimmen, aber damals traf es nicht zu. Mein Vermieter ist während des schweren Krieges an einer Herzkrankheit gestorben. Er war ehemals dick. Kurz vor seinem Tod wog er zwanzig bis dreißig Kilo weniger als vorher. Er war hager geworden. Ich selbst war nicht dick, mir fehlte einfach die Basis zum Abnehmen. Aber der Hunger hinterließ Wunden. Ich hatte das Gefühl der Sättigung verloren. Dieser Zustand dauerte etwa acht Jahre. Erst in der Schweiz erholte ich mich langsam. Doch dazu später mehr.

19. Gemütsruhe auf dem Berge

Ich befand mich also in der Hölle des Hungers. Hinzu kam nun noch der Schrecken der Flugzeuge über meinem Kopf. Mein Leben war zehnmal bitterer als das von Preta.
Ein Vergleich: In einer dramatischen Heldensinfonie gibt es auch eine schöne Sonate von Mozart.
Das war für mich der Göttinger Wald.
Die Berge von Göttingen bestanden nicht aus gezackten Felsen, sondern mehr aus Erdreich, wirkten aber imposant. Der Bismarck-Turm ragte über alle Berge empor, seine Spitze reichte bis in die Wolken. Von weitem sah der Turm aus wie Penglai, der legendäre Wohnort der Götter.
Attraktiv waren nicht allein die Berge, sondern auch der Wald. Wie groß er war, wusste ich nicht, obwohl ich schon zehn Jahre hier wohnte. Wer hier einige Stunden wanderte, hatte das Ende noch nicht erreicht. Im Wald wuchsen hauptsächlich Pappeln und Eichen. Bäume, die in China oft zu sehen sind, wie Weiden, Ulmen und Akazien gab es hier nicht. Noch

schöner und faszinierender präsentierten sich die Wiesen in den Wäldern. Im Winter wurde es in Deutschland nicht kalt, die Gräser grünten fast das ganze Jahr über. Es schneite im Winter sehr viel. Vom Schnee zugedeckt schliefen die Gräser nicht. Schob man den Schnee beiseite, zeigten sich grüne Halme, frisch und saftig. Im Frühjahr erblühten kleine weiße Blumen, die die Deutschen Schneeglöckchen nannten. Sie waren das Symbol des Frühlingserwachens. Überall keimte Frühlingsstimmung auf. Alle Blumen blühten um die Wette, die Erde war voller Zauber und Schönheit.

Im Sommer kam die Regensaison. Dann regnete es in Göttingen häufig. Eine Trockenzeit gab es nicht. Gräser und Bäume wurden nun auch noch durch Regen begossen und schienen noch smaragdgrüner. Wald und Wiesen waren grün gefüllt, wie gemalt, weit und breit grün, grün und nochmals grün. Andere Farben waren verschwunden. Die Berge erschienen im Regen besonders zauberhaft. Die ununterbrochenen Regenfäden hatten mit der grünen Farbe ein wunderschönes nebelhaftes Netz gesponnen. Ich wandelte oft allein in diesem riesengroßen Netz, ohne Regenschirm, ohne Regenmantel. Für mich gab es nur die Bäume in der Umgebung und die Gräser unter den Füßen. In mir stieg ein Gefühl auf wie bei dem Buddha Schakjamuni: „Zwischen Himmel und Erde bin ich Herr."

Auf den Sommer folgte der Herbst. Das war die schönste Jahreszeit im Göttinger Wald. Ich habe im Artikel „Erinnerungen an Zhang Yong" den Herbst in Göttingen beschrieben. Meine Worte wurden von Freunden gelobt. Sie lauten:

Der Herbst von Göttingen ist schön, so wunderschön, dass man ihn nicht beschreiben kann, da Worte dazu nicht ausreichen. Wer hat ein Bild des Futurismus gesehen? Der Bergwald im Ostteil der Stadt ist ein Bild des Futurismus. Sieh, wie die Farben

prächtig leuchten! Allein die gelbe Farbe, wie vielfältig sie ist, von hellgelb bis zu braungelb. Das Gelb ruht auf den Wipfeln, mit dem Dunkelgrün der Ilex gemischt, hier und da glänzen noch rote Pünktchen, der traurige Herbst färbt sich prächtig.

Wer diesen Abschnitt liest, wird die Herbstlandschaft Göttingens lebendig vor Augen haben.

Im Winter war der Wald oft schneebedeckt. Da die Temperatur aber nicht tief sank, schmolz der Schnee rasch. Es schneite aber sehr oft, und die Wälder lagen immer wieder im Schnee. Alles freute sich des Lebens. Das Leben in der Stadt Göttingen hatte trotz des Winters nicht aufgehört. Dann kam das Frühjahr und das Leben brauchte keine Decke mehr. Es sprang und tanzte zwischen Himmel und Erde.

Soviel zu den vier Jahreszeiten in Göttingen.

Bereits vom ersten Tag an liebte ich diesen Bergwald. Obwohl ich in die Hölle des Hungers geraten war und die Flugzeuge am Himmel jederzeit den Tod bringen konnten, fühlte ich mich im Wald sicher. Hier konnte ich zwar meinen Magen nicht vollstopfen, aber Sicherheit war noch wichtiger als der Hunger. Der Bergwald aber ahnte nichts von Hunger oder Sicherheit. Während den Einwohnern der ganzen Stadt der Magen knurrte, während sie vor der Bombardierung der englischen Flugzeuge Angst hatten, stand der Bergwald davon unberührt grün und üppig. „Der Bergwald ist weit in Wolken und Nebel gehüllt.“[35] Ich liebte den Bergwald, hier war mein Traumland.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie oft ich allein in den Wald ging, wie oft mit chinesischen Studenten und deutschen Freunden. Unvergesslich aber bleibt mir ein Ausflug mit Zhang Wei und Lu Shijia. An diesem Tag waren wir guter Stimmung. Wir wanderten, plauderten und hatten nicht auf den

[35] aus: „Die Stadt Tai“（《台城》）von Wei Zhuang 韦庄 (ca. 836 – 910), Tang-Dynastie, Dichter.

Weg geachtet. Wir gingen immer weiter bis zu einer Stelle, an der wir sonst verweilten. Doch diesmal spazierten wir vollkommen unbewusst noch weiter in die Tiefe des Waldes. Hier begegnete uns kein Mensch mehr. Das Moos wurde immer dichter, menschliche Spuren immer spärlicher. Ringsum war es ruhig, nur unsere Stimmen und unser Lachen fanden im Wald ein Echo, ein langes Echo aus der Ferne. Nicht weit von uns hörten wir das Rascheln von Blättern. Einige aufgescheuchte Rehe schauten uns mit großen Augen an und flüchteten noch tiefer in den Wald. Schließlich erreichten wir einen Felsen, der an ein großes Tal grenzte. Auf der anderen Seite dehnte sich der Wald weiter aus. Wir konnten nicht hinunter steigen. Das wollten wir auch nicht, hier war für uns das Ende der Welt. Auf dem Rückweg wurden wir vom Regen überrascht und versteckten uns unter einem Baum. Es regnete immer stärker, wir liefen weiter gerade aus. Plötzlich fanden wir eine Holzhütte, einen guten Ort zum Schutz vor dem Regen. In der Hütte hatte bereits ein Deutscher Unterschlupf gefunden. Wir grüßten freundlich und setzten uns. Wir kannten uns nicht, doch das gleiche Schicksal hatte uns hier zusammengeführt. Sofort kamen wir ins Gespräch und unterhielten uns ungezwungen wie alte Freunde.
Der fröhliche Ausflug bleibt bis heute unvergesslich in meiner Erinnerung. Natürlich gab es auch andere kleine oder große interessante Erlebnisse. Darüber könnte ich viel schreiben, aber das möchte ich hiermit beenden. Ich habe soviel erzählt, um aufzuzeigen, dass die Menschen auch in Not und Elend Lebensfreude hatten. Auch unter extremen Umständen bestand das Leben nicht nur aus Leiden.

20. Acht Jahre Kriegsfeuer[36] – Ein Brief von zu Hause wiegt schwerer als Gold.

Die Lage wurde mit jedem Tag gefährlicher, das war nicht zu leugnen.

In dieser Situation wurde auch meine Sehnsucht nach der Heimat immer stärker. Sie ließ sich mit der Sehnsucht nach meiner Mutter kurz nach meiner Ankunft in Göttingen nicht vergleichen.

Dieses Gefühl wurde nicht durch irgendwelche Diskriminierungen von deutscher Seite mir gegenüber ausgelöst. Nein, im Gegenteil. Die Besonnenheit der Deutschen war mein Trost. Sie taten das, was sie tun sollten, und zeigten keine Spur von Nervosität, zum Beispiel bei Bombenangriffen. Lange hatte ich gedacht, die sogenannten Bombenteppiche stellten die extremste Belastung dar. Nein, es gab noch Schlimmeres. Anfangs sah es so aus: Wenn sich feindliche

[36] Gemeint ist der chinesische Widerstandskrieg gegen die japanische Aggression (1937 - 1945).

Flugzeuge dem deutschen Luftraum näherten, wurde Alarm ausgelöst. Es gab verschiedene Stufen des Alarms, je nach Entfernung der Flugzeuge. Flogen sie weg, folgte die Entwarnung. Wir gehorchten dem Alarm bedingungslos und handelten nie zuwider. Die Deutschen hielten eben Disziplin und Ordnung ein. Später machte der Krieg an der Ostfront keine Fortschritte, Deutschland wurde von allen Seiten umzingelt. Die Luftschutzkapazität, mit der die Faschisten einst wie mit einer unübertroffenen Errungenschaft geprahlt hatten, war jetzt völlig unzureichend. Feindliche Flugzeuge konnten jederzeit die Stadt überfliegen, bei Tag und in der Nacht. Sie konnten Bomben abwerfen oder mit Maschinengewehren herunterfeuern. Die Sirenen und der Alarm hatten ihre Funktion verloren. Rund um die Uhr herrschte nun Alarmzustand. Die Sirenen heulten ununterbrochen. Wenn wir das Haus verließen, schauten wir zuerst zum Himmel, ob sich Flugzeuge näherten. Wenn ja, versteckten wir uns unter den Dächern der Häuser in den Straßen. Verschwanden die Flugzeuge, kehrten wir zum Alltag zurück. Ich hörte häufig, Dörfer und selbst Kühe seien mit großen Kalibern beschossen worden. Diese Nachrichten, dazu das Dröhnen der Flugzeuge erfüllten die Menschen mit Furcht, aber sie blieben ruhig und gelassen.

Unvorstellbar ruhig und gefasst verhielt sich die Bevölkerung auch angesichts der zunehmend knappen Lebensmittelversorgung, die sich kriegsbedingt immer mehr verschärfte. Die Deutschen klagten und jammerten nicht. Manchmal entwickelten sie einen eigenartigen Humor. Ich hatte in einer Zeitung eine Karikatur gesehen: Eine Familie saß am Tisch beim Essen. Der Onkel nahm mit der Gabel ein Stück Hasenbraten und lobte: „Das schmeckt ausgezeichnet!“ Der Neffe, der ihm gegenüber saß, senkte den Kopf und hatte Tränen in den Augen. Er hatte den Hasen großgezogen. Witzig war das eigentlich nicht. Es war eher eine

traurige Geschichte. Unser Eindruck von den Deutschen: Sie waren korrekt und natürlich. Ihre Genauigkeit war in aller Munde. Sie besassen wohl nicht den Humor der Engländer, aber selbst in Zeiten furchtbarer Lebensmittelknappheit kam er ihnen nicht ganz abhanden.

Das ruhige und phlegmatische Verhalten der Deutschen gegenüber den Bombenangriffen und dem Hunger hatte mich angesteckt. Ich lebte in der Fremde, weit entfernt von der Heimat und den Verwandten. Die Deutschen waren in ihrer Heimat und mit den Verwandten zusammen. Sie empfanden sicher ein ganz anderes Gefühl als ich. Ich war zwar Ausländer, litt aber in „inländischer Art und Weise“. Meinen Unmut und meine Überlegungen konnte ich nicht äußern, sie erschienen mir aber von selbst im Traum. Zhuang Zi sagte einmal: „Der Heilige hat keinen Traum.“ Ich war nicht so wie er und träumte viel. Im Traum gingen meine Wünsche in Erfüllung.

Am meisten träumte ich von Lebensmitteln aus der Heimat. Zwar stellte ich seit jeher keine großen Ansprüche, auch nicht an das Essen. Ich habe also nie von Schwalbennestern, Haifischflossen, Affenköpfen oder Bärentatzen geträumt. Das war nicht meine Sache. Am häufigsten träumte ich von gebratenen Erdnüssen und Pfannkuchen, den sogenannten „guokui“. Diese Sachen schmeckten mir von Kindheit an bis ins hohe Alter. Wenn ich aufwachte, dachte ich immer noch an das Essen im Traum. Dann brauste das Heimweh heran wie Meereswellen. Ich konnte mich beim besten Willen nicht mehr beherrschen.

Die Universität befand sich jetzt in einem entsetzlichen Zustand. Nach dem Ausbruch des Krieges wurden nach und nach fast alle Studenten einberufen. Es blieben nur Studentinnen übrig. Ich sah sie in der Stadt zwischen verschiedenen Instituten herumlaufen. Die Universität Göttingen war zu einer Frauenuniversität geworden. Wer einen Hörsaal

oder ein Labor betrat, begegnete nur weiß, schwarz und grün gekleideten Frauen. Es schien, als sei hier ein Reich der Frauen. Als der Krieg den Höhenpunkt erreichte und allmählich zu Ende ging, kehrten viele deutsche Verwundete von der Ostfront aus Russland zurück – so auch nach Göttingen. Zu dieser Zeit liefen überall in der Stadt neben den Studentinnen auch die verwundeten Studenten umher. Sie humpelten teilweise ohne Arme oder Beine an Krücken oder saßen im Rollstuhl. Die Aula und die sauberen und hellen Flure waren erfüllt vom harten Aufsetzen ihrer Krücken. Es hallte zwischen den Frauen wider. Ich wusste nicht, welche Empfindungen das auslöste. Unter den deutschen Komponisten hat niemand jemals eine Krücken-Sinfonie geschrieben. Ich, ein Fremder, wollte weinen, aber ich hatte keine Tränen mehr.

Mit den deutschen verwundeten Soldaten strömten gleichzeitig zahlreiche Gefangene aus der Sowjetunion, aus Polen und Frankreich in die Stadt. Sie waren Gefangene und wurden deshalb zunächst streng von den Deutschen bewacht. Später sah ich, dass viele Gefangene frei auf den Straßen herumliefen. Offenbar waren sie einfach zu viele, ihre deutschen Bewacher zu wenige. Ich sah einmal auf einem Feld in der Vorstadt sowjetische Gefangene. Sie waren unbewacht. Sie hatten Töpfe dabei und gruben die im Acker von der Ernte übriggebliebenen Kartoffeln aus, kochten sie mit Zweigen von Bäumen und verschlangen alles wie Wölfe. Die Männer hatten sicher großen Hunger. Die Gefangenen wurden in verschiedene Kategorien unterteilt. Die Franzosen gehörten zur oberen Schicht, die polnischen und sowjetischen Gefangenen zählten in den Augen der Faschisten zu den Untermenschen eines von ihnen unterjochten Landes. Sie wurden schikaniert und diskriminiert. Sie trugen alle am Kleid ein „P“-Zeichen, wie die indischen „Unberührbaren“. So waren sie gleich zu erkennen. Im Buch „Record of Buddhist Kingdoms“

von Fa Xian steht: „Wer das Holz schlägt, unterscheidet sich von den anderen." Auf die damalige Situation in Deutschland übertragen, liess sich das auf die Möglichkeit anwenden die Gefangenen zu unterscheiden. Eines Tages kam ich wie an jedem Tag an einem Gemüsegarten vorbei und bemerkte eine junge polnische Frau mit einem „P" an der Kleidung, die dort arbeitete. Sie hatte ein rundes Gesicht, große Augen und sah wie Wala aus, die ich vor acht oder neun Jahren in der Transsibirischen Eisenbahn getroffen hatte. Konnte es wirklich sie sein? Ich wollte sie nicht einfach taktlos ansprechen. Von diesem Tag an sah ich sie immer im Gemüsegarten. Wir haben das gleiche Schicksal in der weiten Ferne, dachte ich zuerst. Ich war so traurig und wollte weinen, aber ich hatte wieder keine Tränen. Nach langer Überlegung habe ich den Artikel „Wala" geschrieben, um meine bitteren Gefühle auszudrücken.
Zu dieser Zeit war der Briefwechsel mit meiner Familie schon längst abgebrochen. Ich wusste fast nichts vom Anti-Japanischen Krieg in meiner Heimat. Manchmal hörte ich etwas aus deutschen Quellen. Natürlich war alles Lüge, da Deutschland an der Seite Japans stand. Du Fu schrieb in einem Vers: „Das Kriegsfeuer dauert drei Monate, ein Brief von zu Hause wiegt schwerer als Gold." Das entsprach genau meiner Situation. Tag und Nacht beunruhigten mich unzählige Gedanken. Wie sah es in der Heimat aus? Wie ging es meiner Familie? Der Onkel war alt, wo kam das Geld her? Die Tante führte den Haushalt und hatte es schwer. Dehua zog zwei Kinder auf, wovon lebten sie? „Arme Kinder, ihr versteht die Sehnsucht nach Chang'an nicht."[37] Aber vielleicht verstanden sie sie doch. Sie wussten vielleicht, dass sie einen Vater in der Ferne hatten. Ich erinnere mich noch an einen Hund im Haus. Er hieß „Narr". Jedes Mal,

[37] Anspielung auf das Gedicht „Nacht mit Mondlicht" von Du Fu (s. Anm.9). Chang'an war mehmals in der Geschichte Chinas Hauptstadt. Später wurde sie in Xi'an umbenannt.

wenn ich von Peking heimkehrte, hörte ich ihn beim Eintreten bellen. Er guckte mich an und wedelte mit seinem Schwanz, ganz närrisch. Daran dachte ich oft. Sogar die Begonien im Hof sah ich oft im Traum. Ich konnte mich davon nicht losreißen. Oh, diese Trennung, dieses Heimweh, wie sollte ich das aushalten? Und diese unzähligen schlaflosen Nächte!
Ich dachte besonders an meine Mutter. Kurz nach der Ankunft in Göttingen sehnte ich mich vor allem nach ihr. Davon habe ich bereits erzählt. Jetzt war meine Beziehung zu meiner Heimat und zur Familie total abgebrochen. Die Sehnsucht nach meiner Mutter wurde immer stärker. Ich träumte oft von ihr. Wie furchtbar, dass ihr Gesicht im Traum immer undeutlich war. Meine Mutter hatte sich in ihrem Leben nie fotografieren lassen, meine Heimat lag in einem entlegenen Ort. Ihr Bild in meinem Kopf hatte ich vor etwa zehn Jahren mit den Augen aufgenommen. Nun war es nicht mehr klar. Das war der Grund. Traurig, als Waisenkind konnte ich das wirkliche Bild der Mutter sogar im Traum nicht deutlich sehen. War mein Schicksal nicht grausam?

21. Meine Lehrer

Je mehr ich mich nach meiner leiblichen Mutter und nach meiner Heimat sehnte, desto vertrauter erschienen mir einige meiner Lehrer. Besonders eng verbunden war ich natürlich mit meinem Doktorvater, Professor Waldschmidt. Ich habe schon vorher mein erstes Treffen mit ihm erwähnt. Er machte auf mich einen sehr jungen Eindruck. Tatsächlich war er vielleicht knapp vierzig Jahre alt, als ich ihn das erste Mal sah. Er trug einen dicken Anzug und hatte ein kindliches Gesicht. Ich fand ihn sehr höflich und bescheiden. Die meisten deutschen Professoren dagegen legten wie selbstverständlich ein professorales Gehabe an den Tag. Sie taten das aufgrund ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung, gleichgültig, an welcher Universität sie lehrten. Das war so üblich. Später hörte ich, dass ihn die Studierenden nach mir als sehr streng einschätzten. Als ihm eine Studentin einmal ihre Doktorarbeit vorlegte, schaute er die Arbeit an, warf sie auf den Boden und sagte zornig: „Das ist alles Mist." Die Studentin nahm sich das so sehr zu Herzen, dass sie letztendlich Göttingen verließ.



Deutsches Theater

Ich habe zehn Jahre bei ihm studiert. Mir gegenüber ist er nie in Wut geraten. Er unterrichtete sehr geduldig und peinlich genau Sanskrit-Grammatik. Sie muss so sorgfältig vermittelt werden, weil sich schon bei kleinen Abweichungen die Bedeutung ändert. Später, als ich selbst Studenten unterrichtete, tat ich es nach seinem Vorbild. Seine Unterrichtsmethode war typisch deutsch. Ich erinnere mich an die Worte des im 19. Jahrhundert lebenden großartigen deutschen Orientalisten Ewald: „Eine Sprache zu lehren ist wie Schwimmen zu unterrichten. Man bringt den Studenten ans Wasser und gibt ihm einen Stoß. Entweder kann er schwimmen oder er ertrinkt.“ Letzteres ist eher selten. Herr Waldschmidt benutzte diese Unterrichtsmethode: In der ersten und zweiten Unterrichtsstunde las er Buchstabe für Buchstabe, ab der dritten Stunde begannen die Übungen und ein intensives Grammatik-

Studium. Am Anfang hatte ich große Schwierigkeiten und brauchte für die Vorbereitung einer Unterrichtsstunde oft einen ganzen Tag. Aber nach einem Semester mit mehr als vierzig Stunden Unterricht hatte ich das Lehrbuch des deutschen Sanskrit-Forschers Stenzler durchgelesen, komplett die komplizierte Sanskrit-Grammatik und eine große Anzahl der aus den Sanskrit-Standardwerken ausgesuchten Übungen studiert. Die Methode war wirklich erfolgreich.

Die Familie von Professor Waldschmidt war zu der Zeit, als ich sie kennenlernte, glücklich. Das Ehepaar hatte einen Sohn, der die Mittelschule besuchte. Eine Zeitlang half ich meinem Lehrer bei der Übersetzung chinesischer buddhistischer Werke. Ich besuchte ihn oft, aß mit der ganzen Familie zu Abend und arbeitete anschließend bis tief in die Nacht. Bei Tisch wurde nicht viel gesprochen. Es war ganz still. Einmal sagte er lächelnd zu seinem Sohn: „Wir haben einen Gast aus China. Vielleicht willst du morgen in der Schule damit angeben?" Die Atmosphäre empfand ich als ausgesprochen feierlich, aber wenig lebendig. Waldschmidts Gattin war auch nicht sehr gesprächig.

Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde Professor Waldschmidt als Offizier in die Armee eingezogen, kurz danach auch sein Sohn. Ab Winter 1941 war die Ostfront erstarrt, dennoch gab es ungewöhnlich harte Kämpfe. Der Sohn fiel an der Front im nördlichen Europa. Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, wie das Ehepaar die Todesnachricht aufnahm. Sicher waren sie sehr traurig, dass ihr einziger Sohn im frühen Mannesalter im Krieg gefallen war. Aber Professor Waldschmidt war ein sehr willensstarker Mann und zeigte mir gegenüber keinen Schmerz. Das Ehepaar hat nie mit mir über den Tod des Sohnes gesprochen. Aber seit dieser Zeit war die Atmosphäre in dem Haus einsamer und kälter. Das ist verständlich.

Professor Waldschmidt besaß ein Abonnement für das Göttinger Theater, das er allerdings nicht mehr wahrnehmen konnte, nachdem er eingezogen worden war. Deshalb bat er mich, seine Frau einmal in der Woche zu begleiten. Ich holte sie nach dem Abendessen ab und führte sie ins Theater. Es wurden auch Opern, Konzerte, Klavierkonzerte, Violinenstücke und anderes aufgeführt. Die Künstler kamen alle von außerhalb, manche sogar aus dem Ausland. Sie waren sehr berühmt. Die Bühne war taghell erleuchtet. Die Männer erschienen geschniegelt und gebügelt, die Frauen trugen Perlen und Juwelen – Abende voll friedlicher Atmosphäre. Nach meiner Erinnerung gab es während der Aufführungen keine Luftangriffe. Wie die Besucher darauf reagiert hätten, vermag ich nicht zu sagen. Wenn wir nach einer Theater-Vorstellung nach draußen gingen, fanden wir uns in einer vollkommen anderen Welt wieder. Wegen der angeordneten Verdunklung herrschte totale Finsternis. Kein Lichtstrahl war zu sehen. Obwohl ich nichts erkennen konnte, brachte ich die Frau meines Professors tastend den langen Weg bis unterhalb des Berges nach Hause. Danach setzte ich meinen Nachhauseweg spät nachts allein in vollkommener Stille fort. Nur meine eigenen Schritte waren zu hören – ein schönes Gefühl. In dieser Situation hatte ich besonders starkes Heimweh.

Ich erinnere mich auch an meinen zweiten Lehrer, Professor Emil Sieg. Seine Familiengeschichte ist mir weniger bekannt. Seine Frau hatte ich allerdings kennengelernt. Sie war klein, dünn und machte einen gütigen Eindruck. Töchter, Söhne oder andere Verwandte hatte ich nicht gesehen. Beide besaßen ein sehr stilles und einsames Zuhause. Die Eheleute waren sich von Herzen zugetan und treu ergeben. Als ich ihn traf, hatte er die Siebzig schon überschritten. Unter allen in- und ausländischen Lehrern, die mir in meinem Leben begegnet sind, hat Professor Sieg sich am



Deutsches Theater

besten und liebevollsten um mich gekümmert. Er war ein Lehrer mit sehr hohen Anforderungen. Bis heute bekomme ich Herzklopfen, sobald ich an ihn denke, und mir kommen die Tränen. Er hat mir sehr viel beigebracht, wie ich schon geschildert habe. Jetzt will ich mehr über die tiefen gegenseitigen Gefühle zwischen Lehrer und Schüler erzählen. Um alles richtig wiederzugeben, nehme ich mein Tagebuch und zitiere daraus wörtlich:

13. Oktober 1940:

Gestern kaufte ich ein Foto von Professor Sieg und stellte es mir gegenüber auf den Tisch. Ich weiß wirklich nicht, wie ich diesem alten Mann danken kann. Seine Art ist so gütig wie die eines Vaters oder Großvaters. Wenn ich sein Foto ansehe, gibt es mir unendlich viel Mut und Kraft, das Sanskrit-Studium unter allen Umständen fortzusetzen. Sonst hätte ich ein schlechtes Gewissen.

1. Februar 1941:

Um 5.30 Uhr morgens ging ich zu Professor Sieg. Er will für mich ein besseres Gehalt aushandeln. Der Institutsleiter hat schon zugestimmt. Ich habe das wirklich nicht erwartet. Wie kann ich diesem alten Herrn danken? Er kümmert sich so sehr um mich. Das werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen!

Professor Sieg hatte mein hartes Leben bemerkt und sich persönlich an den Institutsleiter gewandt, um nach einer Gehaltserhöhung zu fragen. Tatsächlich reichte mein Gehalt aus. Aber weil ich so viele Bücher kaufte, schien das Geld knapp zu sein.

1941 suchte ich nach Wegen, Deutschland zu verlassen und nach Hause zu fahren. Am 29. Oktober schrieb ich in mein Tagebuch:

Um 11.30 Uhr kam Professor Sieg zum Unterricht. Als ich ihm anschließend erzählte, dass ich Deutschland verlassen wollte, wurde er ganz aufgeregt, bekam ein rotes Gesicht und seine Stimme zitterte ein wenig. Er sagte, dass er zukünftig eine feste Stelle für mich vorgesehen hätte, die es mir ermöglichen würde, weiter in Deutschland zu leben. Er war völlig überrascht, dass ich beabsichtigte wegzugehen, und versuchte mich zum Bleiben zu überreden. Er wollte für mich beim Rektor der Universität nach einer Gehaltszulage fragen, damit ich wieder zu Kräften käme. Fast wären ihm die Tränen gekommen. Natürlich zögerte ich innerlich ein wenig und bin immer noch gerührt. Wenn ich Deutschland einmal verlassen habe, ist ungewiss, ob ich je wieder zurückkehren kann. Ich werde den Mann, der sich um mich wie ein Vater kümmert, nicht mehr wiedersehen. Ich bin noch ganz aufgewühlt. Ich habe die Fassung verloren und würde am liebsten weinen.

Es gibt noch viele Eindrücke dieser Art in meinem Tagebuch, die ich nicht alle wiedergeben möchte. Diese drei Zitate machen schon deutlich, wie die Beziehungen zwischen uns waren. Noch vieles gibt es zu berichten. Später werde ich über mein Studium der tocharischen Sprache erzählen. Für den Moment höre ich hier auf.

Ich erinnere mich auch an meinen dritten Lehrer, Professor Braun, den Slawisten. Schon sein Vater war an der Universität Leipzig als Slawistik-Professor tätig gewesen. Das Fach lag also in der Familie. Er sprach fließend viele slawische Sprachen. Als ich ihn traf, war er jung und unterrichtete noch nicht als Professor. Aufgrund seines jungen Alters wurde auch er zum Militär eingezogen, jedoch nie an der Front eingesetzt. Man beschäftigte ihn als hochrangigen Übersetzer. Zahlreiche hohe russische Offiziere waren in deutsche Gefangenschaft geraten. Hitler und die Faschisten ließen sie verhören, um ihnen Geheimnisse der Sowjetunion zu entlocken. Die Aufgabe eines Übersetzers war dabei von enormer Wichtigkeit. Jedes Mal, wenn Professor Braun auf Urlaub nach Hause kam, erzählte er mir interessante Episoden aus seiner Tätigkeit als Übersetzer. Sehr oft handelte es sich um wahre Begebenheiten mit deutschen und russischen Offizieren. So berichtete er mir, dass die Geschütze der russischen Armee derart stark seien, dass die Deutschen ihnen nichts entgegensetzen könnten. Das war ein großes Geheimnis. Aus deutscher Sicht durfte es auf keinen Fall durchsickern. Ich war tief beeindruckt.

Professor Braun führte ein glückliches Familienleben mit einer jungen Frau und zwei Söhnen. Der ältere hieß Andreas. Ich schätzte ihn auf ungefähr fünf bis sechs Jahre. Der jüngere hieß Stefan und war erst zwei oder drei Jahre alt. Mir gegenüber verhielt sich Stefan besonders freundlich. Wenn ich die Familie besuchte, lief er mir schon von weitem entgegen und warf sich in meine Arme. Seine Mutter gab mir den Rat: „Jetzt sollten Sie ihn fest umfassen und ihn zwei-, dreimal im Kreis herumdrehen, das Spiel liebt er besonders." Das Ehepaar war sehr sympathisch, spontan und offenherzig, manchmal allerdings nicht sehr zielstrebig.

Professor Brauns Haus lag nicht weit von meiner Wohnung entfernt, nur zwei bis drei Minuten zu Fuß. Deshalb hielt ich mich oft bei ihm zu Hause auf. Er besaß eine alte chinesische Stickerei mit fünf großen Schriftzeichen: „Shi you xi shan xing.“（时有溪山兴）Er bat mich um eine Übersetzung. Sie lautete: „Hin und wieder möchte man Berge und Flüsse erleben.“

Seitdem entwickelte er Interesse an der chinesischen Sprache, kaufte ein chinesisch-deutsches Wörterbuch und las Tang-Gedichte. Er suchte jedes Zeichen heraus und konnte zu meiner Überraschung einige Bedeutungen erklären. Ich korrigierte ihn und vermittelte ihm einige grammatikalische Grundkenntnisse. Was die Strukturen der chinesischen Grammatik anging, so besaß er schon ein großes Gespür dafür, obwohl er aus der indogermanischen Sprachabteilung kam, dessen Sprachstrukturen wirklich

Prinzenstraße 21，Michaelishaus



sehr anders sind. Professor Braun glaubte, dass es im Chinesischen keine Konjugationen und Deklinationen gibt, sei vielleicht ein Vorteil. Das erlaube dem Leser große gedankliche Freiheiten, anders als in den indogermanischen Sprachen, deren Formen unveränderlich und absolut starr seien.

Professor Braun war ein Mann mit vielen Fähigkeiten, zudem ein wahrer Künstler im Umgang mit Ölfarben. Eines Tages schlug er mir plötzlich vor, mich zu porträtieren. Ich willigte gern ein – mit der Folge, dass ich nun Tag für Tag lange bei ihm zu Hause kerzengerade Modell sitzen musste. Nachdem das Bild fertig war, bat er mich um meine Meinung. Ich bin kein Fachmann, aber das Bild ähnelte mir sehr, ein zufriedenstellendes Porträt. Auch im künstlerischen Bereich hatte Professor Braun sein Können bewiesen. Professor Braun hatte nicht viele Artikel und Monographien herausgegeben. Die Stärke der deutschen Wissenschaft war Sprach- und Textkritik. Das war jedoch nicht seine Domäne. Um in der chinesischen Terminologie zu sprechen: Er war stark im logischen Abstrahieren. Er hatte ein Buch über die russische Literatur im zaristischen Russland des 19. Jahrhunderts geschrieben. Darin setzte er sich intensiv mit den Werken von Dostojewski und Tolstoi auseinander. Seine Darlegungen vertraten einzigartige Ansichten, tiefschürfende Gedanken und scharfe Beobachtungen, wie sie selten bei einem Autor zu finden sind. Leider erregte er damit nicht sehr viel Aufmerksamkeit. Ich hatte oft das Gefühl, dass er einsam und allein war. Kurz gesagt, Professor Braun hatte an der Göttinger Universität bislang keine Karriere gemacht. Er war nicht einmal Ordinarius, geschweige denn Mitglied der Akademie. Einmal erzählte er mir, dass es an der Universität in Straßburg eine freie Professorenstelle gebe und er daran denke, dorthin zu gehen und mich mitzunehmen. Als ich nach mehr als vierzig Jahren Deutschland

wieder besuchte, erfuhr ich von ihm, dass er inzwischen an der Göttinger Universität einen Lehrstuhl erhalten habe und zufrieden sei. Doch er war alt geworden und hatte seine Lebendigkeit verloren. Als ich zur Tür hereinkam, war sein erster Satz: „Du kommst etwas zu spät, sie ist vor einem Monat gestorben." Er meinte seine Frau. Die Söhne Andreas und Stefan waren groß geworden und nicht mehr an seiner Seite. Herr Braun schien einsam und still. In der westlichen Gesellschaft wird oft versäumt, den Wert älterer Menschen zu achten, was ich nicht verstehen kann. Vor einiger Zeit habe ich von Besuchern aus Deutschland erfahren, dass er gestorben ist. Er möge in Frieden ruhen. Das wünsche ich ihm von ganzem Herzen.

Ich erinnere mich auch an den vierten Lehrer, Doktor von Grimm, einen angeblich aus Russland stammenden Deutschen. Russisch war seine zweite Muttersprache. Er unterrichtete sie an der Universität. Er hatte nicht einmal die Stellung eines wissenschaftlichen Assistenten, weil er in der Vergangenheit wahrscheinlich keine wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht hatte. In Deutschland zählte nicht, wie gut jemand eine Sprache beherrscht. Nur wissenschaftliche Arbeiten führten zu einer Professur. Nach langen Dienstjahren erhielt er sicher ein hohes Gehalt, aber nicht den Professorentitel. Das ist in China anders. Hier spielen Professoren keine große Rolle, es gibt so viele davon. Das hat schon Tradition – eine chinesische Eigenheit. Von Grimm hatte während der ganzen Zeit lediglich eine Dozentenstelle. Als er mich Russisch lehrte, war er schon weißhaarig, schien voller Wut im Bauch zu sein und wirkte den ganzen Tag melancholisch und traurig. Er hatte nur seine Frau. Sie wohnten im dritten Stock des Michaelishauses in äußerst primitiven Zimmern. Seine Frau litt anscheinend schon jahrelang an einer Krankheit. Sie ging nur noch selten aus. Sie hatte ein gutes Herz. Als ich an einer

Nervenkrankheit mit Nachtschweiß litt, schenkte sie mir ein Ei, damit ich wieder zu Kräften käme. Hier sei angemerkt, dass zu der damaligen Zeit ein Ei so viel Wert besass wie ein Yuanbao.[38] In Zeiten äußersten Hungers bedeutete ein Ei sogar mehr als ein Yuanbao. Für ihre Zuneigung war ich äußerst dankbar. Doktor von Grimm suchte persönlich den Leiter der Inneren Medizin des Universitätskrankenhauses, Professor Wolf, auf und bat ihn, mich zu untersuchen. Nach sorgfältigen Untersuchungen im Krankenhaus erklärte mir Professor Wolf, es handle sich nur um eine Nervenschwäche und nicht um eine Lungenkrankheit, wie ich ursprünglich befürchtet hatte. Mein Kummer war damit verschwunden. Ich fühlte mich wie neugeboren. Meine Dankbarkeit gegenüber diesen mir wohlgesonnenen Menschen wurde noch größer. Ich habe sie nach meiner Ausreise aus Deutschland nie mehr wiedergesehen. Vermutlich leben sie nicht mehr, aber ich werde immer an sie denken und die Erinnerung an sie ein Leben lang in meinem Herzen bewahren.

Wenn ich an meine Lehrer zurückdenke, dann waren es natürlich nicht nur die vier, die ich bereits erwähnt habe. Zu nennen sind beispielsweise noch der Arabist von Soden, die Englischlehrer Roeder und Wilde, der Philosophie-Professor Heyse, der Professor für Kunstgeschichte, Graf Vitzthum, der Germanistikprofessor May, der Iranistik-Professor Hinz und viele andere, bei denen ich Vorlesungen hörte oder denen ich begegnet bin. Sie alle waren zu mir nett und freundlich. Ich werde sie nie vergessen.

[38] Bezeichnung für einen schuhförmigen Goldbarren im alten China.

22. Das Tocharisch-Studium

Jeder Mensch erlebt in seinem Leben Zufälle, denen er nicht ausweichen kann. Sie bescheren ihm Unheil oder bringen ihm Glück. Ich habe Tocharisch studiert. Das war zum Beispiel so ein Zufall.
Um ehrlich zu sein, hatte ich vor meiner Ankunft in Göttingen noch nie etwas von der tocharischen Sprache gehört. Und als ich in Göttingen den großen Meister des Tocharischen, Professor Emil Sieg, kennen lernte, dachte ich immer noch nicht daran, diese Sprache zu studieren. Der Grund war wirklich sehr einfach. Ich musste drei Fächer studieren, hatte schon viele Kurse ausgewählt und lernte viele Sprachen. Das ging bereits über meine Kräfte.
Ich wagte es nicht, die Leistungsgrenze weiter zu überschreiten. Ich war ein Chinese im Ausland, damit vertrat ich China. Wenn ich im Studium scheiterte, ging es nicht allein darum, dass ich mein Gesicht verlöre, sondern es ging um eine Schädigung des Ansehens meines Heimatlandes. Das konnte ich nicht verantworten. Deshalb ermahnte ich mich selbst: „Deine Kapazitäten sind bereits erschöpft, du kannst sie nicht weiter

ausdehnen.“ So dachte ich damals.

Aber, wie schon erwähnt, der Zweite Weltkrieg war ausgebrochen, Professor Waldschmidt in der Armee. Professor Sieg vertrat ihn und wollte mir unbedingt all seine wissenschaftlichen Stärken beibringen. Das Alter von siebzig Jahren hatte Herr Sieg längst überschritten. Sicher wusste er, welch mühselige Aufgabe er sich mit einem neuen Tocharisch-Studenten aufladen würde. Und er wusste bestimmt, wie bequem es ist, sich einfach seines Lebensabends zu erfreuen. Warum wollte er das auf sich nehmen? Ich vermute, dass er ohne Rücksicht auf seine persönlichen Umstände die Welt als Wissenschaftler betrachtete, dass er sein Wissen an einen jungen Mann aus dem Ausland weitergeben wollte, damit sich die Indologie und das Tocharische später in China etablieren und entfalten konnten. Die Ultra-Linken in China allerdings würden wohl behaupten, dass dahinter noch eine andere Absicht steckte, wie beispielsweise unser Land zu unterwandern! In der Geschichte des Buddhismus in China gibt es zahlreiche Überlieferungen. Da gab es zum Beispiel die viel gepriesenen Taten buddhistischer Mönche, die ihren Mantel und ihre Almosenschüssel ihren Lieblingsschülern weitergaben oder die sie heimlich in der Nacht unterrichteten, um nicht den Neid anderer Schüler zu wecken. Das habe ich in Göttingen ganz anders erlebt.

Kurz gesagt, Professor Sieg wollte mir unbedingt Tocharisch beibringen. Er ließ mir keine andere Wahl. Er stellte einen Zeitplan auf und der Unterricht sollte sofort beginnen. Ich war sehr gerührt und ihm sehr dankbar. Was sollte ich noch sagen? So entschloss ich mich, alles zu geben und mein Leben zu riskieren, „um dem Edlen zu folgen“. In Göttingen bei dieser weltberühmten Autorität Tocharisch zu studieren, wünschten sich wohl viele Gelehrten weltweit. Viele Menschen würden sich bittere Vorwürfe machen, wenn sie eine solche Gelegenheit nicht ergriffen.

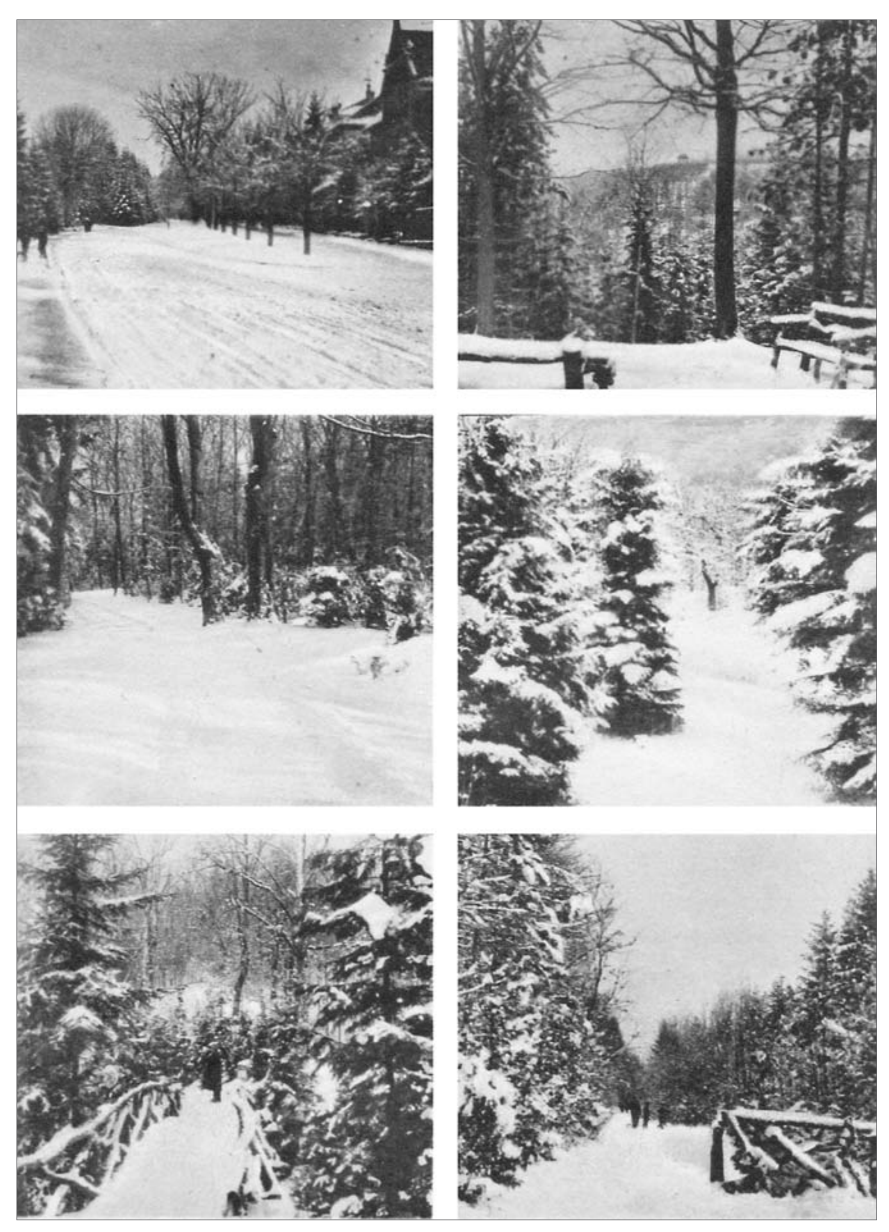
Ich saß jetzt an einer Quelle, um die mich viele Menschen beneideten. Das war mir bewusst. Es wäre schwer verständlich gewesen, wenn ich diese Gelegenheit nicht nutzte. Als Professor Sieg mit dem Unterricht begann, kam gerade der belgische Wissenschaftler und Hethitologe Walter Couvreur nach Göttingen, um ebenfalls bei Sieg Tocharisch zu studieren. Da bot es sich an, einen eigenen Kurs in dieser Sprache anzubieten, den es bislang an der Universität nicht gegeben hatte. Wir waren nur zwei Studenten, beide Ausländer, wirklich eine besondere Klasse. Trotzdem unterrichtete uns Professor Sieg mit großer Sorgfalt. In seinem hochbetagten Alter ging er mehrmals in der Woche von seinem Zuhause im Osten der Stadt durch ganz Göttingen zum Gauß-Weber-Gebäude, um dort zu unterrichten. Der Mann war einfach ein Wunder mit seinem lebendigen Geist und seiner geraden Haltung. Er benutzte keinen Stock und trug keine Brille. Niemand begleitete ihn auf diesem langen Weg. Kein Kind, keine Frau, niemand leistete ihm zu Hause Gesellschaft. An der Universität interessierte sich erst recht niemand für seine Situation. Ältere Menschen zu ehren, diese Haltung ist in den westlichen Ländern so gut wie nicht vorhanden. Westliche Gesellschaften sind pragmatisch: Wenn ein Mensch der Gesellschaft Nutzen bringt, dann ist er wertvoll, wenn nicht, zählt er nichts mehr. Niemand hielt das für falsch. Professor Sieg ertrug seine Situation ruhig, gelassen und mit Fassung.

Die noch existierenden Tocharisch-Bände gab es nur im chinesischen Xinjiang. Zuvor hatte niemand mehr diese Sprache verstanden. Erst die Professoren Sieg und Siegling haben sich mit Hilfe von W. Schulze, dem Wissenschaftler für Sprachvergleich, durch die Bände gearbeitet und sie sich erschlossen. Sie brachten die Tocharische Grammatik heraus und verschafften sich damit weltweit einen Namen. Ihre neuen Erkenntnisse wurden als Grundlagen des Faches anerkannt. Ihr 518 Seiten starkes Werk

war kein Buch für Anfänger. Es war ungewöhnlich schwer lesbar, wie ein undurchdringlicher Urwald, chaotisch, mit extrem vielen Verzweigungen. Es sich ohne die Unterstützung eines Lehrers zu erarbeiten war äußerst schwierig. Wie ideal war es da, von einer der Fachkapazitäten unterrichtet zu werden. Sieg unterrichtete Tocharisch nach der traditionellen deutschen Methode, über die ich vorher schon berichtet habe. Er erklärte keine Grammatik, sondern begann direkt damit Quellentexte zu lesen. Zunächst lasen wir gemeinsam die von ihm und Siegling in lateinische Buchstaben transkribierten Texte: alle Quellentexte und tocharischen Fragmente, die sie gemeinsam herausgegeben hatten, darunter das oft von Sieg als „Prachtstück" bezeichnete „Puṇyavanta-Jātaka"[39]. In unserer Freizeit studierten wir die Grammatik, schlugen im Index nach und übersetzten neue Begriffe. Wenn wir zum Unterricht kamen, trugen Couvreur und ich die deutsche Übersetzung vor und Sieg korrigierte – eine extrem schwere Arbeit. Die Quellentext-Fragmente waren lückenhaft, nicht eine Seite war vollständig. Keine Zeile hing mit der nächsten zusammen, und in dem so genannten „Prachtstück" standen die Wörter zusammenhangslos einander gegenüber. Hier fehlten Schriftzeichen, dort fehlten Silben. Wenn wir nicht akribisch genau forschten, konnten wir die Bedeutung nicht herausfinden, und der Erfolg war ungewiss. Sieg erklärte letztendlich sehr viel, wir trugen weniger bei. Kaurimuschel-Fragmente zu lesen, fehlende Wörter oder Silben zu ergänzen, dafür gab es eine Reihe von Verfahren, wie ich im Tocharisch-Unterricht lernte. Mein Interesse am Studium stieg von Tag zu Tag. Jede Woche ging ich zweimal zum Unterricht. Es machte Spaß, und ich konnte gar nicht genug davon bekommen.

Ich erinnere mich an eine Situation, als im Winter draußen alles verschneit

[39] Nach der chinesischen Übersetzung ist damit die „Fuyin Taizi-Bibel für Kausalität und Schicksal" (《福音太子因缘经》), gemeint.



Hainberg im Winter

war. Ich kam aus dem Unterricht, die Abenddämmerung war schon hereingebrochen. Wieder Verdunklung und überall Finsternis. Ich half dem alten Herrn die Treppe hinunter. Die Straße war schneebedeckt und menschenleer, die Umgebung beängstigend leise. Ich hörte das Geräusch unserer Schritte im Schnee. In den Augen funkelten weiße silberne Lichter, als ob wir beide allein auf der Welt wären. Weil ich fürchtete, mein Lehrer könnte stürzen, brachte ich ihn stützend nach Hause. In meinem Leben gibt es viele wichtige Dinge, an die ich mich erinnere, aber bei der Erinnerung an diese Situation fühle ich eine traurige Wärme in mir aufsteigen, die sich mir fest eingeprägt hat.

Ebenso wie die folgende Geschichte.

Die Göttinger Professoren hatten eine alte Tradition. Jeden Samstagnachmittag gegen 14 Uhr oder 15 Uhr gingen sie im Wald spazieren und diskutierten meistens wissenschaftliche Fragen. Manchmal führten sie mit hochroten Köpfen Streitgespräche. Dann existierte die sanfte und bezaubernde Landschaft in den Augen der Professoren nicht. Sie interessierten sich nur für ihre wissenschaftlichen Probleme. Und wenn sie nicht müde vom Waldspaziergang waren, besuchten sie noch ein Café, tranken und aßen etwas und kehrten dann müde zurück in die Stadt. Einmal ging auch ich an einem Samstagnachmittag unterhalb des Hainberges spazieren. Da traf ich zufällig Herrn Sieg und andere Professoren, die gerade in den Wald gehen wollten. Ich grüßte höflich. Als Herr Sieg mich sah, erklärte er stolz den anderen: „Er hat gerade sein Rigorosum hinter sich mit summa cum laude.“ Ich war in diesem Augenblick sehr beschämt. Meine eigene Leistung war wirklich unbedeutend, und dieses Lob des alten Herrn war doch ein wenig zu viel.

In einem chinesischen Gedicht von Yang Jingzhi[40] aus der Tang-Zeit heißt es: „Yang Jing Zhi hat ein Leben lang seinen Schüler Xiang Si stets gelobt. Obwohl er wusste, welche Vorteile es hat, einen exzellenten Nachfolger nicht zu loben, hat er es trotzdem getan."
Gelobt und als Beispiel dargestellt zu werden, das kam für mich völlig unerwartet im mehr als zehntausend Li[41] entfernten Ausland. Nun war ich auf alles vorbereitet.
Ein anderes Mal hatte ich mir fest geschworen, dem alten Herrn etwas Besonderes zu essen zu besorgen, um ihn zu erfreuen. Meine eigene Lebensmittellage war aber derart erbarmungswürdig, dass es schwer war, etwas abzuzweigen. Ich hatte vielleicht zwei Monate lang keine Butter gegessen. Ich besorgte etwas Mehl, ein paar Eier und ein Pfund weißen Zucker. In einem sehr berühmten Kuchenladen bat ich darum, einen Kuchen daraus zu backen. Das war zweifellos ein ausgesprochen wertvolles Geschenk. Wie eine kostbare Schatulle trug ich den Kuchen in beiden Händen zum Haus des Professors. Er war völlig überrascht, seine Hände zitterten ein wenig. Er rief seine Frau. Sie nahmen gemeinsam den Kuchen entgegen und waren so aufgeregt, dass sie vergaßen sich zu bedanken. Das fügte natürlich meinem Bauch, der vor Hunger brannte, ein weiteres Feuer hinzu. Im Herzen war ich dennoch froh. Ich erinnere mich mein Leben lang besonders gern daran.
Nachdem die amerikanischen Soldaten Göttingen besetzt hatten und Ruhe eingekehrt war, ging ich zu Herrn Siegs Haus, um nach ihm zu sehen. In der Nähe seines Hauses war ein Artilleriegeschoss eingeschlagen, als die amerikanischen Truppen die Stadt aus westlicher

[40] Yang Jingzhi 杨敬之, Tang-Dynastie.

[41] Im Chinesischen werden mit dem Ausdruck „zehntausend Li" große Entfernungen bezeichnet.

Richtung beschossen hatten. Seine Frau erzählte mir, zum Zeitpunkt der Explosion sei ihr Mann gerade, gebeugt über die Tischplatte, in seine Tocharisch-Lektüre vertieft gewesen. Sämtliche Fensterscheiben waren zerbrochen. Überall auf seinem Tisch lagen Scherben. Aber ihm war nichts passiert. Als ich das hörte, bekam ich nachträglich Angst. Für Herrn Sieg war die Forschung wichtiger als sein Leben. Mein Respekt für ihn schlug so hohe Wellen wie in einem Ozean. Sieg war ein erfolgreicher Mann. Die deutschen Wissenschaftler verzeichneten überhaupt brillante Erfolge. Das musste ja irgendwo herkommen. Was können wir aus dieser kleinen Geschichte lernen?

Ich erinnere mich an den Verlauf meines Tocharisch-Studiums nur bruckstückhaft. Eigentlich war die Wahl ein Zufall. Ja, aber das stimmt auch nicht ganz. Mit dem Zufall einher ging auch eine Notwendigkeit. Können wir hier von Notwendigkeit sprechen? Egal, ich habe die Sprache gelernt und dieses Wissen nach China gebracht. Obwohl ich Tocharisch nicht als Hauptfach, sondern als Nebenfach studierte und aus unterschiedlichen Gründen später über dreißig Jahre nicht daran gearbeitet habe, nahm ich die Studien danach wieder auf. Immerhin haben diese Sprachforschungen in China Wurzeln geschlagen und sich erfolgreich etabliert. Wenn ich daran denke, erinnere ich mich dankbar an meinen großväterlichen Lehrer Sieg.

Professor Sieg ist inzwischen längst gestorben, ich selbst bin fast achtzig Jahre alt und die Zeit für meine Arbeit ist begrenzt, aber die Gedanken an ihn beflügeln meine Kräfte. Ich habe mein Wissen zurück nach China gebracht. Wir haben die chinesische Tocharisch-Forschung, oder besser gesagt, die chinesische Indologie, in China gegründet. Wir – das steht auch für eine Gruppe von tatkräftigen Sanskrit-Forschern mittleren Alters,

Schüler von Jin Kemu und mir, also Schüler der Schüler von Professor Sieg und Professor Waldschmidt. Sie tragen eine riesige Verantwortung auf ihren Schultern, davon bin ich überzeugt. Wenn ich das bedenke, kann ich eine neu aufkommende Lebensenergie nicht unterdrücken, obwohl ich bereits alt und verwirrt bin.

23. Meine Vermieterin

Ich habe sie schon einige Male erwähnt – meine Vermieterin Frau Oppel. Jetzt will ich mich auf sie konzentrieren und über sie sprechen. Wir haben zehn Jahre gemeinsam erlebt. Wir teilten Freud und Leid. Während der ganzen Zeit kümmerte sie sich um mich wie eine Mutter. Meine Erinnerung an sie ist ein schöner und süßer Traum.

Frau Oppel war eine ganz normale deutsche Frau, bei meiner Ankunft etwa fünfzig Jahre alt und damit rund fünfundzwanzig Jahre älter als ich. Nichts an ihr war ungewöhnlich. Ihre Kleidung war unauffällig, ihre Art zu sprechen und ihre Gewohnheiten waren es auch, also ein ganz normaler Mensch.

Doch je länger wir gemeinsam in einem Haus lebten, desto außergewöhnlicher fand ich sie. Sie war ehrlich, aufrichtig, gutmütig, freundlich. Sie gab nicht an, und sie konnte nicht lügen. Sie war ein bisschen voreingenommen und borniert, aber auch das war ganz normal und hielt sich in Grenzen. Es ergänzte ihre menschliche Wärme nur. Mit ihr konnte ich mich ungezwungen und vertraut unterhalten. Alles war

natürlich – wie in einem warmen Frühlingswind.
Ihr Leben verlief in geordneten Bahnen. Ihre Welt war die Familie. In China gibt es einen Satz: „Frauen sind an den Feuerherd gefesselt.“ In Deutschland gab es keinen solchen Herd, sondern Gaskocher und Elektrizität. Aber das Reich meiner Vermieterin war die Küche. Jeden Morgen machte sie Frühstück für ihren Mann und für mich. Danach wischte sie ohne Pause den Fußboden, die Treppe und den Gehweg vor der Haustür. Sie polierte den Fußboden und die Treppe mit Wachs, bis sie glatt waren. Der Gehweg vor der Haustür wurde nicht nur gefegt, sondern mit Scheuermitteln geschrubbt. Wer sich auf den Gehweg setzte, fand sicher kein Stäubchen an der Kleidung. Deutsche mögen es sauber, das ist weltbekannt. Es gibt ein Wort auf Deutsch, das heißt „Putzteufel“. Es bezeichnet Frauen, die putzsüchtig sind und den ganzen Tag wischen, fegen und schrubben. Teufel heißt auf Chinesisch „mogui“, putzen heißt „dasao“. Es gibt keinen entsprechenden Ausdruck in unserer Sprache. Meiner Einschätzung nach war meine Vermieterin, genau wie die meisten deutschen Frauen, ein hundertprozentiger Putzteufel.
Aber sie kümmerte sich um alles, was ich brauchte. Die Lebensgewohnheiten der Deutschen unterscheiden sich von denen der Chinesen. Nach dem Aufstehen frühstücken sie, dann gehen sie zur Arbeit. Um elf Uhr verspeisen sie Brote mit Wurst oder Käse, die sie von zu Hause mitnehmen. Um 13 Uhr gibt es Mittagessen: eine warme Suppe und andere Speisen. Das Hauptgericht besteht aus Kartoffeln. Um 16 Uhr trinken sie Tee und verzehren dazu süßes Gebäck. Um 19 Uhr nehmen sie das Abendessen zu sich, trinken Tee oder Kaffee und essen Wurst, Schinken oder trockenen Käse. Ich war ein junger armer Student und hatte weder die Zeit noch das Geld, diese Lebensgewohnheiten zu genießen. Ich hatte immer noch die chinesischen Gewohnheiten: drei

Mahlzeiten pro Tag. Zum Frühstück gab es zu Hause eine Kanne Tee und zwei Scheiben Brot. Mittags aß ich warm in einer Gaststätte oder in der Mensa. Abends aß ich zu Hause. Meine Vermieterin hatte für mich etwas vom Mittagessen zurückbehalten. Daher genoss ich auch ein warmes Abendessen, wie in China üblich. Und nachdem Frau Oppel sich mit den chinesischen Essgewohnheiten auskannte, bereitete sie mir sorgfältig das Abendessen zu. Ich freute mich sehr, nach der täglichen Arbeit im Institut zu Hause ein warmes Essen zu bekommen, und war meiner Vermieterin dafür herzlich dankbar.

Nach dem Abendessen arbeitete ich in meinem Zimmer. Um 22 Uhr erschien Frau Oppel, nahm das Bettzeug, legte es aufs Sofa und strich die Bettdecke glatt. Diese Arbeit war einfach. Ich hätte das auch tun können, aber das wollte sie nicht. Für ihren Sohn, der vorher dieses Zimmer bewohnte hatte, hatte sie das auch jeden Tag gemacht. Nach der Arbeit unterhielt sie sich mit mir. Sie berichtete mir haargenau alles, was sie den ganzen Tag gemacht hatte: wen sie gesehen, was sie gekauft, was sie erlebt hatte und wo sie gewesen war – sie erzählte eins nach dem anderen. Ihre Schilderungen waren anschaulich und freundlich. Ich konnte nichts dazu sagen und ihren Ausführungen nur wortlos zuhören, zunächst ganz einfach deshalb, weil kurz nach meiner Ankunft meine deutschen Sprachkenntnisse in Deutschland nicht ausreichten, und für meine Deutschkenntnisse war es hilfreich, ihr jeden Tag eine halbe Stunde zuzuhören. Frau Oppel wurde wirklich zu meiner Lehrerin. Ich brauchte sie nicht einmal zu bezahlen. Das sah sie als selbstverständlich an. Nach ihrem täglichen Bericht wünschten wir uns „Gute Nacht, schlafen Sie gut!" Dann ging sie in ihr Zimmer. Ich stellte meine Schuhe vor die Tür, die sie am nächsten Morgen putzte. Mein Tag ging zu Ende und ich legte mich schlafen.

Frau Oppel verrichtete auch alle anderen Arbeiten, wie Wäsche und Bettwäsche waschen oder Warmwasser für die Dusche vorbereiten. Das deutsche Oberbett war mit Entenfedern gefüllt. Diese Federn rutschten im Bezug hin und her. Sie waren nicht zu bändigen. Am Anfang konnte ich mich nicht daran gewöhnen, denn während ich schlief oder mich im Traum bewegte, wanderten die Entenfedern von einer Seite auf die andere. Da türmten sie sich auf zu einem Berg, die andere Seite war ganz flach. So konnte die Decke natürlich keine Kälte abhalten. Oft wachte ich auf vor Kälte. Als ich das meiner Vermieterin erzählte, lachte sie, bis ihr die Tränen runterliefen. Sie erklärte mir dann genau, wie ich das Federbett benutzten musste. Ich fühlte mich wie ein Kind. Es war schön, dass sie sich so fürsorglich um mich kümmerte.
Frau Oppel schien ein harmonisches Familienleben zu führen. Ihr Mann war ehrlich und tolerant. Der einzige Sohn lebte nicht zu Hause. Das Ehepaar liebte seinen Sohn wie eine glänzende Perle auf der Handfläche. Ich erinnere mich an eine Zeit, in der ihr Mann dem Sohn, der in Darmstadt studierte, jeden Monat Wurst und Brot per Post schickte. Ihr Mann hatte Beinprobleme und hinkte. Er konnte zwar an einem Stock gehen, aber nur mit viel Mühe. Trotzdem nahm er die Last auf sich und hinkte Monat für Monat zur Post. Während einer Urlaubsreise, auf der sie einmal ihren Sohn besuchten, fanden die beiden in seinem Zimmer im Studentenwohnheim jene Lebensmittel wieder, die der Vater trotz aller Strapazen regelmäßig zur Post getragen hatte. Wurst und Brot lagen verschimmelt und vertrocknet unter dem Schreibtisch. Zu Hause zurück, berichtete Frau Oppel mir darüber am Abend. Sie war erschüttert. Unverständlich, dass ihr Mann mit seinen kranken Beinen nach wie vor zur Post humpelte und seinem Sohn weiterhin Wurst und Brot schickte. Ich musste gleich an den chinesischen Satz eines Gedichtes denken:

„Schade, dass Kinder das Herz der Eltern wenig achten." Das war früher so wie heute, in Deutschland wie in China.
Aber wie die Kinder sich ihren Eltern gegenüber verhalten, ist im Osten und im Westen unterschiedlich. Der Vermieter von Frau Zhang beweist das. Ich meine nicht, dass die Kinder in jedem Fall gehorsam und pietätvoll sein sollten. Übertragen wir aber das auf zwischenmenschliche Beziehungen, da muss ich fragen: Ist der Sohn des Vermieters nicht zu weit gegangen?
Frau Oppel konnte auch böse werden.
Nachdem ihr Sohn geheiratet hatte, wohnte er mit Frau und Tochter außerhalb der Innenstadt. Die junge Familie besuchte die Eltern. Die Schwiegertochter sah sehr hübsch aus und kleidete sich modisch. Sie war jung und unbedacht. Meine Vermieterin behandelte sie wenig freundlich und verwöhnte ihre Enkelin auch nicht. Die Generationskluft war spürbar. Einmal hatte ihre Schwiegertochter zu viel Papier auf der Toilette benutzt, so dass diese verstopfte. Frau Oppel regte sich furchtbar auf und verbarg ihren Ärger nicht vor mir. Ihr Gesichtsausdruck zeigte Empörung, Geringschätzung, Unzufriedenheit und Abscheu. Natürlich redete sie mit ihrem Sohn nicht darüber, wahrscheinlich auch nicht mit ihrem Mann. Ich war der Einzige auf der ganzen Welt, mit dem sie darüber sprechen konnte.
Frau Oppel hatte Vorbehalte, wie das schon erwähnte Beispiel mit den Hüten zeigt. Ihre Vorurteile beschränkten sich aber nicht nur auf derartige Geringfügigkeiten. Besondere Vorurteile betrafen die Religion. Sie war Protestantin und hasste Katholiken. Religiöse Vorurteile gibt es überall auf der Welt und in allen Nationen. Dieses Vorurteil ist stärker als alle anderen. Zwischen den Katholiken und Protestanten waren sie in Europa besonders ausgeprägt. Frau Oppel hatte keine gehobene Bildung, daher

hielt sie an ihren Vorurteilen beharrlich fest. Es gab eine nette Katholikin, die für meine Vermieterin monatlich die Wäsche wusch. Diese Katholikin, eine alte Jungfer und älter als Frau Oppel, vielleicht um die sechzig Jahre, war arm, hatte keinen Beruf gelernt und bestritt ihren Lebensunterhalt als Haushaltshilfe. Sie war ehrlich und sprach nicht viel, war aber überzeugte Katholikin. Alles, was sie nicht für ihr außergewöhnlich schlichtes Leben benötigte, spendete sie der Kirche. Wahrscheinlich hoffte sie nach ihrem Tod auf einen Platz im Himmel. Meine Vermieterin sagte mir oft, dass Therese, so hieß die Katholikin, ihrem Glauben so treu sei wie Gold. Aber treu zu sein war eine Sache, Religion eine andere. Wenn sie darüber sprachen, gingen ihre Meinungen auseinander. Abends erzählte sie mir davon und konnte ihre Kritik nicht verhehlen.

Kurzum, meine Vermieterin war eine Person, die manchmal ungerecht und voreingenommen war und sich nicht um die großen Dinge in der Welt kümmerte. Ein ganz eigener, aber auch ein ganz normaler Mensch, nett, ehrlich und einfach.

Ihr Leben bestand nicht nur aus Sonnenschein, und natürlich hatte auch sie Enttäuschungen hinnehmen müssen. So erfuhr ich von ihr, dass vor dem Ersten Weltkrieg viele deutsche Familien Gold zu Hause hatten. Nach diesem Krieg gab es eine verheerende Inflation in Deutschland. Da war auch ihr bisschen Gold nichts mehr wert. Während des Zweiten Weltkrieges musste sie mit wenig Geld den Haushalt bestreiten. Frau Oppel interessierte sich nicht für Politik. Sie war weder für Hitler noch gegen ihn, aber sie schwamm mit dem Strom und schimpfte auf die Juden. Sie war nicht aktiv, sie war einfach eine Mitläuferin.

Sie hatte keine Beziehungen zu Menschen auf dem Lande. Daher fehlte es ihr genau wie mir an Lebensmitteln. Während des Krieges wurde ihr Mann immer dünner. Später ist er dann gestorben. Sie hatten die ganze

Zeit in Frieden und Eintracht gelebt. Nie gab es Streitigkeiten zwischen dem Ehepaar. Nach dem Tod ihres Mannes war sie einsam, und der Sohn besuchte sie selten. Die Wohnung war wie ausgestorben. Was in ihr vorging, wusste ich nicht. Es schien, dass sie nur mit mir, einem jungen Menschen aus einem fremden Land, zusammen im Haus leben konnte.
Als der Krieg zu Ende ging, wurde das Leben zunehmend härter. Es mangelte noch mehr an Lebensmitteln und Heizmaterial. Die Stadt Göttingen erlaubte ihren Einwohnern, Bäume im Wald zu fällen – wieder ein Beispiel dafür, wie sorgfältig und ordentlich die Deutschen die Versorgung organisierten und sich dabei streng an die Gesetze hielten. Die Beamten bezeichneten einen Ort und bestimmten, welche Bäume dort gefällt werden durften. Die mit einem roten Kreis markierten Bäume konnten geschlagen werden. Wer einen nicht markierten Baum gefällt hatte, musste ein Bußgeld bezahlen. Da es in der Familie meiner Vermieterin keine männliche Arbeitskraft gab, fühlte ich mich natürlich verpflichtet zu helfen. Das tat ich herzlich gern. Ich begleite sie zum Berg, fällte den ganzen Tag Bäume und transportierte sie zu einem Tischler. Der schnitt die Baumstämme mit einer Maschine in kleine Stücke. Danach brachten wir das Holz nach Hause und lagerten es im Keller als Heizvorrat. Der Tischler war nicht sehr freundlich. Ich musste mich mit ihm streiten. Später entschuldigte er sich, und ich konnte die Angelegenheit mit einem Lächeln erledigen.
Es gab damals noch eine deutsche Eigenschaft, die Frau Oppel mit den meisten ihrer Landsleute teilte: den Respekt vor Titeln. Die durften bei der Anrede nicht fehlen. Ein Professor wurde mit „Herr Professor" angeredet, ein Doktor mit „Herr Doktor". Wer das nicht tat, galt als unhöflich. Meine Vermieterin bildete da keine Ausnahme. Als ich meine mündliche Prüfung bestanden hatte und sie mir an demselben Abend

über ihren Tagesablauf berichtete, fragte sie plötzlich: „Soll ich ab heute ‚Herr Doktor' sagen?" Überrascht entgegnete ich ihr, dass sei wirklich nicht nötig. Damit war das Thema erledigt. Sie redete mich nach wie vor mit „Herr Ji" an und ich sie mit „Frau Oppel".

Zehn Jahre lebten wir von morgens bis abends unter einem Dach und hatten nie Probleme miteinander. Es gibt so viele wertvolle, gute Erinnerungen. Selbst schwierige Situationen sind in der Erinnerung noch süß.

Als ich Deutschland verließ und mich in der Schweiz aufhielt, schrieb ich ihr einige Briefe. Nach meiner Rückkehr in Beijing fand ich unter großen Mühen und Anstrengungen eine Dose amerikanischen Kaffee. Ich war hocherfreut, weil ich wusste, dass sie wie alle Deutschen Kaffee wie das eigene Leben liebte. Ich lief sofort zur Post und schickte ihr den Kaffee in der Hoffnung, dass er ihr über tausend Berge und zehntausend Flüsse hinweg Freude bereiten würde in ihrem einsamen Leben. Ich erinnere mich nicht, ob sie mir zurückgeschrieben hat. In den fünfziger Jahren waren Beziehungen zum Ausland gefährlich geworden. Ich hatte nicht mehr den Mut, ihr weitere Briefe zu schreiben. Danach war meine Hoffnung, einen Brief von Frau Oppel zu erhalten, so unerreichbar geworden wie die Wolken und der Himmel, wie in Du Fus Gedicht beschrieben: „Morgen liegen zwischen uns Berge und Flüsse und niemand weiß, wie es weitergeht."

Im Jahr 1980, fast vierzig Jahre nach meinem Abschied aus Deutschland, kehrte ich zu Besuch in meine zweite Heimat Göttingen zurück. Meine ehemalige Wohnung und das Haus fand ich genau so vor wie früher. Die vergangenen vierzig Jahre hatten keine Spuren hinterlassen. Ich ging in die zweite Etage. Der Namen auf dem Messingschild hatte sich geändert. Niemand vermochte mir zu sagen, wo meine frühere Vermieterin

geblieben war. Wahrscheinlich hatte sie diese Welt längst verlassen und lag mit ihrem Mann zusammen auf dem Friedhof. So war das Leben. Was konnte ich tun? Ich kann nur herzlich ihren Geistern im Himmel wünschen – wenn es sie gibt: Sie mögen in Frieden ruhen!

24. Menschen, die gegen Hitler waren

Vor meiner Einreise ins Ausland hatte mich mein Lehrer von der Qinghua Universität darauf aufmerksam gemacht, dass Deutschland unter faschistischer Herrschaft stehe, und mich vor unbedachten Äußerungen und Verhaltensweisen gewarnt. Über Politik sollte ich nicht sprechen.

Diese wichtigen und gut gemeinten Worte habe ich stets beherzigt.

Nach meiner Ankunft in Deutschland war die Ausweisung der Juden wohl fast beendet. Es sah aus, als hätten die meisten Leute Hitler dabei unterstützt. Ich hatte nicht den Eindruck, als fühlten sich die Menschen unterdrückt. Natürlich sprachen die Medien mit einer Stimme und zogen am gleichen Strang. Sie wurden wohl von der Regierung gesteuert. Einige Leute unterstützten aktiv die Politik der Nazis, andere sahen tatenlos zu. Ich habe schon erwähnt, dass ich ein deutsches Mädchen kannte, das ein Kind von Hitler haben wollte. Das war sicher ungewöhnlich, aber das

Mädchen hatte es ernst gemeint.

Was Hitler innen- und außenpolitisch machte, darüber sahen wir chinesische Studenten hinweg. Seine Rassentheorie aber konnten wir nicht akzeptieren. Sie beleidigte uns Chinesen. Er behauptete, dass nur die sogenannte „nordische Rasse" die Kultur der Menschheit geschaffen habe, Chinesen und alle anderen Rassen dagegen kulturlos seien. Diese absurde Behauptung hat die hier studierenden Chinesen zornig gemacht. Doch wir lebten unter einem fremden Dach und hatten nur den Mut zu zürnen, aber nicht den Mut zu kämpfen.

Unter den Deutschen, die ich kannte, gab es einige, die wirklich gegen Hitler waren. Meistens aber schwiegen sie, um ihr eigenes Leben nicht zu gefährden. Wenn ich deutsche Freunde traf, egal wie gut wir uns kannten, hielt ich mich streng an mein Motto: Nicht über Politik sprechen! Nach einiger Zeit fiel das natürlich meinen Freunden auf. Sie äußerten sich offen über Hitler, zunächst noch ruhig, dann aber immer wütender. Am Ende schimpften sie ganz heftig über ihn. Es gab einen Richter im Ruhestand, mehr als doppelt so alt wie ich, der mich tief beeindruckte. Kennen gelernt hatte ich ihn durch einen chinesischen Studenten mit geheimnisvoller Herkunft, der großen Respekt vor Hitler hatte. Wahrscheinlich gehörte er früher der ehemaligen chinesischen Geheimdienstorganisation der Nanjing-Regierung, den „Blauen Kleidern", an. Keiner von uns wollte etwas mit ihm zu tun haben. Sein Vorgesetzter hatte großen Respekt vor Hitler. Ausgerechnet dieser Student hatte einen Richter als Freund, der gegen Hitler war. Aus chinesischer Sicht galt er deshalb als ungehorsamer Schüler. Egal, über ihn hatte ich jenen Richter kennengelernt. Der wetterte gegen alles, was Hitler tat. Ich war nie bei

ihm zu Hause. Wahrscheinlich war er ein einsamer alter Mann. Nur mit uns konnte er offen sprechen und schimpfen. Das machte ihm Freude.

Einen anderen deutschen Freund, ein Medizin-Student, der gegen Hitler Widerstand leistete, lernte ich durch Long Piyan kennen. Er war noch jung, etwa zwanzig Jahre alt, also ungefähr so alt wie ich. Anders als der Richter verhielt er sich freundlich. Er sprühte vor Energie, hatte schwarze Haare und Augenbrauen. Seine Geistesgegenwart und Intelligenz waren offensichtlich. Ich wusste nichts über seine Herkunft und auch nicht, warum er Hitler ablehnte. Die gemeinsame Einstellung hat uns indessen zusammengeschweißt.[42] Wir hatten das gleiche Schicksal. Das verband uns, auch wenn wir uns noch nicht lange kannten.

Es gab sicherlich einige Deutsche an der Universität, die Hitler ablehnten. Doch überwiegend zeigten sich die Deutschen gegenüber seiner Politik gleichgültig. Gut, dass ich die beiden Leute, die Hitler ablehnten, kennen gelernt hatte. Das beruhigte mich. Am Wochenende verabredeten wir uns manchmal zu einem Spaziergang im Wald. Nach dem Motto „Einem Trunkenbold geht es nicht um den Wein“ ging es uns dabei natürlich auch nicht nur um den Spaziergang. Ich erinnere mich an einen Spaziergang im Frühling. Die Luft war lau und der Himmel blau, der Wald zeigte frisches Grün, die Vögel zwitscherten und die Blumen dufteten. Es war ruhig. Wir waren allein, saßen auf einer Bank und schimpften über Hitler. Das waren die kleinen Freuden des damaligen Lebens. Wir befanden uns im tiefen Wald, und nur selten kamen Leute vorbei. Angst belauscht zu werden hatten wir nicht. Wir konnten laut diskutieren und unserem Hass freien Lauf lassen. In solchen Momenten hatten wir für die schöne Landschaft

[42] Anspielung auf die „Pipa-Reise“（《琵琶行》）von Bai Juyi (s. Anm. 8).

keine Augen.
Inzwischen ist der Richter sicher gestorben, der Medizin-Student lebt vielleicht noch. Nach meinem Abschied von Göttingen ist der Kontakt abgebrochen. Manchmal erinnere ich mich an ihn. Schade, dass uns das Leben auseinander geführt hat. Wir werden uns wohl nicht mehr begegnen.

25. Familie Boehncke

Wenn ich über Menschen schreibe, die Widerstand gegen Hitler leisteten, darf ich die Familie Boehncke nicht vergessen.

Eigentlich gab es nur Mutter und Tochter. Zunächst lernte ich die Tochter kennen. Wir waren Kommilitonen. Sie war einige Jahre älter als ich und studierte am Seminar für Slawische Philologie, das sich im Gauß-Weber-Gebäude auf derselben Etage wie das Institut für Sanskrit befand. Gegenüber der Haupttür in der zweiten Etage lag das Institut für Iranistik, links davon das Institut für Sanskrit und rechts das Institut für Slawistik. Ich ging jeden Tag ins Institut, Fräulein Boehncke mehrmals in der Woche. Wir lernten zusammen Russisch bei Doktor von Grimm. Manchmal lud sie mich zum Tee ein. Durch mich hatte sie auch Zhang Wei und Lu Shijia kennen gelernt. Ihr Vater lebte nicht mehr, ihr blieb nur die Mutter. Der Vater hatte als Professor zur guten Gesellschaft gehört. An Geld fehlte es Mutter und Tochter deshalb nicht. Beide bewohnten allein eine ganze Etage, die mit prunkvollen Antiquitäten eingerichtet war. Ihr Vater war nur zu einem Viertel oder einem Sechstel jüdischer

Abstammung, daher konnte er der Verfolgung entkommen und bis zu seinem Tod ein friedliches Leben führen. Dennoch hegten sie einen besonders starken Widerwillen gegen Hitler. Ein Grund, weshalb wir uns gut verstanden.

Fräulein Boehncke war eine Elitestudentin und sprach viele Sprachen. Von den slawischen Sprachen beherrschte sie Russisch, Tschechisch und Serbisch. Aber da diese Sprachen zu ihrem Hauptfach gehörten, überraschte mich das nicht. Ihre Nebenfächer kannte ich nicht. Sie hatte einige Semester vor mir mit dem Studium begonnen, und ihre Leistungen waren ausgezeichnet. Als Frau wurde sie natürlich nicht in die Armee eingezogen.

Obwohl sie für ihr Studium also ausreichend Zeit und hervorragende Fähigkeiten besaß, studierte sie immer noch, als ich mein Rigorosum bereits bestanden hatte. Die Gründe dafür kannte ich nicht.

Fräulein Boehnke war nicht besonders hübsch und ein bisschen eingebildet. Deshalb hatte sie wahrscheinlich nur wenige Freunde gewinnen können. Sie war viel älter als fünfzehn,[43] hatte aber noch keinen Freund gehabt. Für sie stellte das keinen Makel dar, denn Mutter und Tochter lebten zusammen wie ein Körper und sein Schatten. Ihre Beziehung war sehr eng. Ich erinnere mich, dass ich die beiden einmal bei einem Spaziergang im Wald gesehen hatte. Sie gingen Schulter an Schulter und Arm in Arm spazieren, rechts die Mutter und links die Tochter. Sie hielten Gleichschritt, wie auf Kommando in der Kaserne. Ihr Tempo entsprach eher einer sportlichen Disziplin. Im ruhigen Wald hörte man ihre Schritte blitzschnell im tiefen Wald verschwinden. Unter einem Spaziergang verstehen wir Chinesen langsam, entspannt und bequem zu

[43] Aus früherer chinesischer Sicht sollte ein Mädchen mit fünfzehn verheiratet sein.

gehen.
Gelegentlich lud Fräulein Boehncke das Ehepaar Zhang Wei und mich zum Tee oder zum Essen zu sich nach Hause ein. Ihre Mutter war klein, hatte ein freundliches Gesicht und eine vornehme Art zu sprechen. Ihr Auftreten wirkte würdevoll. Sie schien hochgebildet zu sein. Frau Boehncke kannte sich in europäischer klassischer Kultur sehr gut aus, sowohl in der Musik, in der Literatur, in der Kunst als auch in der Malerei. Sie konnte uns mit ihren schönen Worten fesseln. Wir unterhielten uns gern mit ihr und wurden dabei nicht müde. Frau Boehncke konnte auch gut kochen. Ihre Tochter half ihr dabei. Sie reichte Teller an oder wusch ab. Wie bereits geschildert, waren Lebensmittel damals knapp. Deshalb brachten wir unsere Lebensmittelmarken mit, denn auch die tüchtigste Hausfrau kann keine Mahlzeit ohne „Zutaten" bereiten. Selbst mit unseren Marken mussten sie für das Essen noch einige Tage sparen. Das vorzügliche Essen ließ uns die schlimmen Zeiten, in denen alle hungerten, für einen Augenblick vergessen. In der Küche war Frau Boehncke eine Zauberkünstlerin. Wir fühlten uns wie im Märchen, wenn sie die Delikatessen auf den Tisch stellte. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie wir verhungerten Geister das Essen vertilgten. Ich werde diese Begegnungen nie vergessen.
Ebenso begeistert waren wir von der Tatsache, dass wir frank und frei über Hitler und die Faschisten schimpfen konnten. Mutter und Tochter hassten sie zutiefst. Anderswo mussten sie ihren Zorn hinunterschlucken und im Herzen verschließen. Mit uns konnten sie offen sprechen. Im Grunde ging es Zhang Wei, Lu Shijia und mir nicht anders. Wir ertrugen das gleiche Schicksal wie die Deutschen. Aber uns quälte zusätzlich noch das Heimweh. Wir lebten in einem fremden Land und wussten am Morgen nicht, ob wir am Abend noch lebten. Wir wussten nicht, wann

die Bomben der britischen und amerikanischen Flugzeuge abgeworfen wurden. Würden sie uns treffen, kämen wir sicherlich ums Leben und träfen Gott oder den König des Totenreiches, den Herrn, der über Leben und Tod entscheidet. Unsere Bäuche waren leer und das Leben unsicher. Wir haben zwar nicht rund um die Uhr geweint, hatten aber keine Freude am Leben. Nur bei den Boehnckes konnte ich vorübergehend meine Sorgen vergessen. Sie waren wie eine Oase in dem Wüste, eine sichere Insel, eine Märchenwelt und ein Ort, an dem man sich geborgen fühlte wie vor der Verfolgung der Qin-Soldaten.[44] Wir achteten dann nicht auf den Fliegeralarm, unterhielten uns bis tief in die Nacht und vergaßen die Zeit. Wenn wir nach Hause gingen, war es bereits dunkel und still. Kein Lichtstrahl zeigte sich, als ob wir allein auf der Welt wären. Ich war Buddha geworden und glaubte, alle Katastrophen der Welt ertragen zu können.

Nachdem ich Deutschland verlassen hatte, schrieb ich Mutter und Tochter Boehncke einen Brief aus der Schweiz. Es kam keine Antwort. Zhang Wei teilte mir später mit, dass er noch oft Kontakt mit den beiden gehabt hatte. Fräulein Boehncke hatte einen Schweden geheiratet und war mit ihrer Mutter nach Nordeuropa gezogen. Ihre Mutter starb im Alter von 90 Jahren. Die Tochter lebt noch in Schweden. Werde ich sie wiedersehen? Die Hoffnung ist gering. Schade!

[44] In der Qin-Dynastie (221-206 v. Chr.) wurde Liu Bang 刘邦, der Erste Kaiser der Han – Dynastie, von Qin-Soldaten verfolgt. Der Kaiser flüchtete auf einen grossen Berg, wo er vor den Qin-Soldaten sicher war. Bis heute benutzt man diese Begebenheit als Synomyn für einen sicheren Ort der Ruhe.

26. Familie Meyer

Die Familie Meyer lebte in derselben Straße wie ich, nicht weit entfernt von mir. Ich glaube, ich habe sie über Tian Dewang kennen gelernt, der bei dieser Familie wohnte. Ihn und andere Chinesen, die später dort einzogen, besuchte ich öfters.
Familie Meyer – das war ein altes Ehepaar mit zwei Töchtern, die so hübsch waren wie Blumen und Jade. Der alte Mann ähnelte meinem Vermieter. Auch er war ehrlich, nicht redegewandt und redefaul. Auch er wurde im Laufe der Zeit immer dünner. Unter vielen Menschen saß er einfach da und sagte kein Wort. Herr Meyer lächelte immer. Man sah ihm an, dass er weder lügen noch betrügen konnte. Herr Meyer war ein Angestellter, der täglich seiner Arbeit nachgegangen war. Nun im Ruhestand blieb er den ganzen Tag zu Hause und ging selten aus. In der Familie hatte seine Frau das Sagen. Sie war ungefähr so alt wie meine Vermieterin, doch im Wesen unterschieden sich die beiden Frauen. Frau Meyer war sehr aktiv und hatte eine gewandte Zunge. Sie konnte gut mit anderen Leuten umgehen, war kommunikativ und, soweit ich weiß, immer

sehr freundlich zu den chinesischen Studenten. Die Chinesen, die in ihrem Haus wohnten, kamen ausgezeichnet mit ihr aus. Auch sie war eine typische deutsche Frau, die alle Hausarbeiten erledigte. Sie umsorgte die chinesischen Studenten genau so aufmerksam, wie meine Vermieterin das tat. Stets war sie drinnen oder draußen mit Hausarbeiten beschäftigt. Sie lachte viel. Nie sah ich ein besorgtes Gesicht oder Falten auf ihrer Stirn – ein schönes, freundliches Zuhause.

Ich hatte mit ihrer Familie viel Kontakt. Dafür gab es auch einen besonderen Grund. Ich musste meine Doktorarbeit mit der Schreibmaschine schreiben, bevor ich sie bei meinem Doktorvater ablieferte. Das Problem dabei: Ich hatte keine Schreibmaschine und konnte auch nicht gut tippen. Und weil ich den Text oft korrigieren musste, dauerte die Schreibarbeit sehr lange. Glücklicherweise konnte ihre große Tochter Irmgard tippen. Sie besaß auch eine Schreibmaschine und wollte mir helfen. In dieser Zeit besuchte ich sie jeden Abend. Irmgard hatte es nicht leicht: Der Originaltext war wegen der vielen Korrekturen sehr unübersichtlich und der Inhalt unverständlich. Meine Handschrift war für sie ein Buch mit sieben Siegeln. Deshalb musste ich beim Tippen dabei sein. Irmgard und ich arbeiteten oft bis spät in die Nacht. Ich ging dann im Dunkeln nach Hause.

Irmgard tippte nicht nur meine Doktorarbeit. Nach meinem Rigorosum half sie mir auch noch in den folgenden vier bis fünf Jahren bei meinen Aufsätzen. Daher besuchte ich Irmgard noch oft. Sie tippte meine Texte bis zum Jahre 1945, als ich Deutschland verließ. Wenn sie zu Hause feierte oder Gäste mit Gebäck, Kuchen oder Tee empfing, gehörte ich dazu. Auch zu ihren Geburtstagen lud sie mich selbstverständlich ein. Ihre Mutter ließ uns dann nebeneinander sitzen. Zu dieser Zeit gab es immer weniger Chinesen in Göttingen. Einige Freunde, die ich früher sonntags

auf der Schillerwiese getroffen hatte, waren aus Göttingen weggegangen. Ich fühlte mich allein und war oft einsam. Wie schön war es da, die Freundschaft der Familie Meyer zu genießen und mitten im Krieg etwas Ruhe finden zu können. Das war etwas Kostbares. Bis heute erinnere ich mich daran, als sei es gestern gewesen.

Schließlich verließ ich die Familie Meyer und Irmgard. Was ich dabei empfand, kann man sich vorstellen. Am 24. September 1945 schrieb ich in mein Tagebuch:

Nach dem Abendessen um 7.30 Uhr ging ich zur Familie Meyer, zu Irmgard, zum Tippen. Sie versuchte mich zu überreden, Deutschland nicht zu verlassen. Heute Abend empfand ich sie als besonders liebenswert. Ich konnte mich nur schwer von ihr trennen. Aber was soll ich tun? Ein verheirateter Mann wie ich darf sich nicht in eine so schöne Frau wie sie verlieben!

Am 2. Oktober 1945, vier Tage vor meiner Abreise, notierte ich in meinem Tagebuch:

Ich ging nach Hause. Nach dem Mittagessen überprüfte ich meinen Text. Um drei Uhr war ich bei Familie Meyer und tippte den Text ein. Irmgard wollte sich nicht trennen. Ich weiß nicht, was ich machen soll.

Meine Erinnerungen unterscheiden sich etwas von meinen damaligen Tagebuchaufzeichnungen. Aus der Schweiz hatte ich ihr noch einige Briefe geschrieben. Zurück in China verloren wir den Kontakt. Wenn ich sage, dass ich sie nicht vermisste, stimmt das nicht. Im Jahr 1980 war ich wieder in Göttingen. Ich erkundigte mich nach ihr, aber sie war verschollen, für immer. Wenn sie noch lebt, muss sie fast siebzig Jahre alt sein. Jetzt bin ich ein hochbetagter Mann. Es gibt sicher nicht mehr viele Menschen auf der Welt, die sich noch an Irmgard erinnern. Nach meinem Tod wird es wahrscheinlich niemanden mehr auf der ganzen Welt geben, der sie noch vermisst.

27. Das Ende der Nazis – die Ankunft amerikanischer Soldaten in der Stadt

Mit der Schilderung meiner Beziehungen zur Familie Meyer und zu ihrer Tochter Irmgard bin ich den Ereignissen ein wenig vorausgeeilt. Kehren wir zurück zum Zeitpunkt der Ankunft amerikanischer Soldaten in Göttingen.

Zum Frühlingsende 1945 hatte sich die Kriegslage vollkommen geändert. Auf deutscher Seite war keine Rede mehr von Verteidigung. An Angriff war erst recht nicht zu denken. Rund um die Uhr gab es Alarm. Viele Bürger behaupteten, dass die Flugzeuge der Engländer und der Amerikaner keine Bomben mehr geladen hätten. Sie konnten jederzeit unbehelligt hin und her fliegen. Ab und zu schossen sie doch noch. Es gab Gerüchte, dass ein Viehwagen beschossen worden und dabei eine Kuh ums Leben gekommen war. Was auch geschah, Göttingens Bürger schienen nicht in Panik zu geraten und Ruhe zu bewahren. Die Menschen machten einen abgestumpften Eindruck.

Die deutsche Nation ist sehr fleißig und intelligent. Sie ist wegen ihrer absoluten Gewissenhaftigkeit bei der Arbeit und in der Forschung überall auf der Welt bekannt. Sie hat die Welt in den vergangenen Jahrhunderten mit einer Vielzahl erfolgreicher kultureller Entwicklungen überrascht, nur in der Politik befand sie sich nicht auf so hohem Niveau. Bei meiner Ankunft in Deutschland schien die Nation nicht mehr zu wissen, was sie einmal gewesen war. Die Menschen hatten ihre Zukunft rosarot gesehen, aber dann kam der Krieg. Mal waren sie völlig begeistert, mal sehr depressiv. Als die amerikanischen und britischen Soldaten von Westen und die sowjetischen Truppen aus dem Osten herannahten, hatte sich ihre Lage verschlechtert, aber allgemein blieben sie noch immer ruhig. Sie jubelten bloß nicht mehr so wie noch vor einigen Jahren, wenn der Rundfunk in „Sonderberichten" große Siege verkündete. Die Begeisterung von früher war verschwunden.



Britische Soldaten am Gänseliesel

Im Stillen schienen sie auf etwas zu warten.

Ihre Erwartung erfüllte sich. Die Welt wurde auf den Kopf gestellt. Um die damalige Situation zu beschreiben und meine Gedanken aus jener Zeit zu offenbaren, zitiere ich wörtlich aus meinem Tagebuch. Meine dreitägigen Erlebnisse sind ein Tropfen im Meer der Ereignisse, aber sie zeigen uns, was damals in Deutschland geschah. Der Leser kann sich selbst ein Bild machen:

6. April 1945:

Gestern Abend ging ich in einen Keller. Die hierher geflüchteten Deutschen waren eingeschlafen. Ich konnte nicht einschlafen, weil es sehr kalt war und man nur sitzen konnte, ohne sich anzulehnen. Nach einiger Zeit gab es Entwarnung. Trotzdem blieben die Leute noch da. Daher blieb ich auch. Meine Beine waren kalt wie Eis. Man denkt an alles Mögliche, aber man kann weder weinen noch lachen. Der Alarm war sehr merkwürdig, ein paar Male nur ganz kurz. Die Leute konnten nur vermuten, was passiert war. Einige behaupteten, es sei Alarm, andere behaupteten das Gegenteil. Aber wenn man sich konzentrierte, hörte man draußen Flugzeuge. Wir warteten bis kurz nach 4 Uhr, danach gingen wir zu Dritt nach Hause. Als ich aufwachte, war es schon 9 Uhr. Während des Frühstücks hörten wir wieder die Geräusche von Flugzeugen und großen Bombern. Gleich würde es Voralarm geben, schließlich Alarm. Wir gerieten wieder in Panik, nahmen unsere Sachen und flüchteten nach draußen. Der Lärm der Flugzeuge erschütterte die Erde. Als wir kurz vor dem Kellereingang standen, hörten wir erneut Flugzeuge. Alle Leute versuchten in den Keller zu kommen. Wir hatten ihn gerade betreten, da hörten wir Bombeneinschläge in der Stadt. Ich dachte, jetzt trifft es uns. Die Bombeneinschläge waren wie Blitzeinschläge, die sogar die Holzstühle erschütterten. Einige Leute knieten sich auf den Boden, andere weinten.

Glücklicherweise war nach zwei Einschlägen wieder Ruhe. Um 11 Uhr erinnerte ich mich an das Wasser, das in der Küche kochte. Ich ging vorzeitig nach Hause. Kurz danach gab es Vorentwarnung. Nachdem ich gefrühstückt hatte, zündete

ich den Ofen an. Zhang Wei kam kurz vorbei. Nach dem Mittagessen legte ich mich aufs Bett, konnte aber nicht einschlafen. Wieder gab es Voralarm. Um 5 Uhr wollte ich das Radio anmachen, da hörte ich den Flugzeuglärm und dann den Alarm. Ich lief sofort zum Luftschutzbunker und stand eine Weile davor. Nach der Entwarnung kam ich zurück. Nach dem Abendessen gab es Voralarm um 10 Uhr. Ich wollte nicht nach draußen gehen. Drei Stunden lang flogen die Flugzeuge ständig hin und her. Meine Nerven wollten explodieren. Das ist wie eine Todesstrafe, bei der man nach tausend Messerstichen noch nicht tot ist. Gegen 2 Uhr gab es Entwarnung.

7. April 1945:

Frühmorgens ging ich nach dem Frühstück in die Stadt, um ein Brot zu kaufen. Ich betrat einige Bäckereien, aber es gab kein Brot. Endlich fand ich eins in einem Laden, der jedoch sehr voll war. Anschließend besuchte ich Herrn Storck in der Klinik, in der die verletzten Soldaten untergebracht waren. Wir unterhielten uns noch kurz, schließlich ging ich nach Hause. Englisch-amerikanische Aufklärungsflugzeuge kreisten am Himmel. Nach dem Mittagessen gab es wieder Alarm. Ich lief in den Pilzkeller. Zum Glück war es nicht so schlimm, bald kam die Vorentwarnung. Eine Weile saß ich in der Sonne, traute mich aber nicht nach Hause. Ich wartete bis 5 Uhr, und als nichts passierte, kehrte ich langsam heim. Gerade hatte ich mich hingesetzt, da hörte ich die Flugzeuge und lief nach unten. Draußen explodierten bereits die Bomben, dann gab es Alarm. Am Himmel sah ich ein Flugzeuggeschwader. Zwischen den einzelnen Bombenabwürfen lief ich zu einem Schutzkeller, danach rannte ich weiter zum Pilzkeller. Nacheinander wurden weitere Bomben abgeworfen. Anschließend begann der Großangriff, vor dem wir uns so gefürchtet hatten. Dann wurde es wieder ruhig. Wieder draußen, sahen wir ein großes Feuer aus Richtung Bahnhof im Westen der Stadt und starken Qualm am Himmel. Die Munitions- und Benzinwaggons waren getroffen. In den Flammen hörte ich überall Explosionen. Es war eine gewaltige

Szene. Kurz vor 8 Uhr war ich wieder zu Hause. Nach dem Abendessen saß ich einige Zeit in der Dunkelheit und war so aufgeregt wie eine Ameise auf einer heißen Herdplatte. Schließlich nahm ich einige Sachen und ging zurück in den Pilzkeller.

8. April 1945:

Im Keller war es sehr kalt. Ich wickelte mich in eine Decke, setzte mich hin, konnte aber nicht schlafen. Ich verstand nicht, warum es hier so viele Leute gab und immer noch mehr kamen. Später erfuhr ich, dass die Partei bekannt gegeben hatte, dass Frauen und Kinder Göttingen verlassen müssten. Mir blieb das Herz stehen, und an Schlaf war nicht mehr zu denken. Ich konnte nur auf die Morgendämmerung warten. Dann eilte ich nach Hause, aß etwas, brachte einige Bücher in den Keller und ging zurück in den Bunker. Weit entfernt war starker Geschützdonner zu hören. Die Leute im Keller waren in Panik. Einige behaupteten, die deutsche Armee würde Göttingen verteidigen, andere behaupteten, die Stadt Göttingen sei bereit zu kapitulieren. Plötzlich heulten die Sirenen fünf Minuten lang. Das bedeutet das baldige Herannahen der Feinde. Mir blieb wieder das Herz stehen. Mein Schicksal und das Schicksal der Stadt Göttingen würden sich bald entscheiden. Die Einschläge kamen näher. Vor dem Keller flohen deutsche Truppen in alle Richtungen. Nach einiger Zeit trat plötzliche Ruhe ein. Einige Leute stiegen nach draußen und sahen amerikanische Panzer. Im Keller herrschte völliges Chaos. Aus Angst vor den Schüssen der amerikanischen Soldaten wollte niemand mehr rausgehen. Ich verließ den Bunker mit einer deutschen Frau, suchte einen amerikanischen Soldaten und schilderte ihm die Situation im Bunker. Danach informierten wir die anderen. Sie kamen nacheinander nach draußen. Ich war so außer mir vor Freude, dass ich nicht mehr wusste, was ich tun sollte. Ich lief zu einem Panzer und sprach mit einem amerikanischen Soldaten. Ich hatte total vergessen, dass wir uns noch immer im Krieg befanden und mir gegenüber Kanonen standen. Es war 3 Uhr morgens, als ich nach Hause kam. Plötzlich fiel mir das Ehepaar Shixin ein. Waren sie verletzt? Dort, wo sie wohnten, hatte es starke Einschläge gegeben, und ich hatte lange nichts von ihnen

gehört. Ich konnte nichts mehr essen. Kurze Zeit später brachte Yigang seine Frau und seine Kinder zu mir. Ihr Haus war von amerikanischen Soldaten besetzt. Wir unterhielten uns. Ich war ganz durcheinander, aber ich freute mich und war aufgeregt. Nach dem Abendessen unterhielt ich mich weiter mit Yigang bis spät in die Nacht. Dann schlief ich ein.
Die Stadt Göttingen ist befreit.
Das sind meine Aufzeichnungen von den entscheidenden drei Tagen – schlicht und einfach.
Die Stadt Göttingen ist ein Teil von Deutschland, der Pilzbunker auf dem Berg ein Teil der Stadt Göttingen und ich ein kleiner Teil des Pilzbunkers. Was in diesem Pilzbunker geschah, lässt sich auf die Situation in ganz Deutschland übertragen, nicht wahr?
Auf jeden Fall war hier ein historischer Umbruch geschehen. Danach begann für die Stadt Göttingen, wie auch für die anderen Städte in Deutschland, ein neues Kapitel in der Geschichte. Der Faschismus hatte ein Ende. Die Faschisten hatten die Menschen tyrannisiert, skrupellose Taten begangen und sich äußerst arrogant benommen. Wo waren sie jetzt?! Die Deutschen sprachen sehr selten darüber. Sie schienen wie vor den Kopf geschlagen. Unklar, was in ihnen vorging, doch sie wirkten nachdenklich. War die Geschichte für sie wichtig? Auf mich machten die Bürger folgenden Eindruck: ahnungslos, betäubt, wirr, sprachlos. Eine ungeheuer begabte Nation war über Nacht überraschend und, für mich unbegreiflich, zu einem besiegten Land geworden, zu einem Volk, mit dem die Sieger machen konnten, was sie wollten. Gleich, wie die Deutschen darüber dachten, ich war ein Ausländer, der zehn Jahre in Deutschland gelebt hatte und die Deutschen sehr liebte. Ich wollte weinen, aber ich hatte keine Tränen mehr.
Es erschien unfassbar, dass der grausamste Krieg in der menschlichen

Geschichte jetzt einfach vorbei war. Als ich den Beginn des Zweiten Weltkrieges erwähnte, hatte ich behauptet, nie und nimmer hätte ich mir vorstellen können, dass der größte und in seinem Ausmaß bis dahin beispiellose Krieg in der Menschheit so unspektakulär anfangen würde. Jetzt war der Weltkrieg zu Ende, aber der Schluss ist genauso wenig spektakulär. Nach Meinung nachfolgender Generationen gab es in der Geschichte viele Ereignisse, die die Welt erschütterten und die Geister weinen ließen. War deren Anfang und Ende immer so unspektakulär?

Obwohl der verlorene Krieg auf die Göttinger wie betäubend wirkte, war er für einige Leute so schmerzhaft, als hätte man ihnen Teile ihres Körpers abgeschnitten. In der Geschichte gibt es zahlreiche Beispiele, die uns zeigen, dass die Sieger alle Bewohner eines besiegten Gebietes umbrachten. Für China lassen sich einige Beispiele anführen. Doch die Amerikaner haben nach ihrer Ankunft in der Stadt keinen Einwohner getötet. Sie schienen sogar sehr zivilisiert. Ich habe nie erlebt, dass ein Amerikaner einen Deutschen auf der Straße beleidigt hat. Die Beziehung zwischen Siegern und Besiegten schien sogar harmonisch. Ich habe auch nicht registriert, dass ein Deutscher die amerikanischen Soldaten als Feind behandelt hat. Die Deutschen betrieben auch keine Sabotage. Ich habe gesehen, wie einige deutsche Mädchen amerikanische Soldaten ansprachen. Das erweckte den Anschein einer freundlichen Atmosphäre.

Doch dieser Schein trügte. Die amerikanischen Soldaten hatten sich auf eine Abrechnung vorbereitet. Sie besaßen eine für uns unbekannte Nazi-Liste, auf der alle führenden Köpfe verschiedener NS-Gruppen standen. Mit Hilfe dieser Liste suchten sie nach diesen Leuten. So tauchten sie auch eines Tages bei meinem Nachbarn, Herrn Schmidt, auf. Dessen Tochter war Leiterin der NS-Frauengruppe eines Gaues. Herr Schmidt war nicht zu Hause, wohl aber seine etwas korpulente Frau, die fassungslos und

erschrocken reagierte. Sie klopfte an meine Tür und bat um Hilfe. Ich ging zu den Amerikanern, die mich überrascht fragten, was ich hier mache. Ich stellte mich als Chinese vor und behauptete, zu den Alliierten zu gehören und Frau Schmidt als Übersetzer zu helfen. Weitere Fragen an mich hatten sie nicht. Also begann ich mit der Übersetzung. Die Vernehmung dauerte nicht sehr lange, ihr Verhalten erlebte ich als fair und angenehm. Sie benahmen sich weder böse noch heimtückisch. Allerdings hatte die Tochter bereits das Weite gesucht und ihre Mutter behauptete, ihren Aufenthaltsort nicht zu kennen. Damit war die Vernehmung beendet. Danach ließen sich die amerikanischen Soldaten nicht mehr blicken.

Das US-Militär besetzte außerdem einige Göttinger Privathäuser. Es hatte eine Entfernung von mehr als zehntausend Kilometern mit dem Schiff zurückgelegt, und als es jetzt die Stadt besetzt hatte, da fehlte es ihnen an geeigneten Unterkünften. So konfiszierten die Soldaten die Häuser der deutschen Bewohner. Sie quartierten sich nur in alleinstehenden Häusern mit Garten ein. Mein Lehrer, Professor Waldschmidt, besass ein solches Haus. Dieses neue Haus befand sich außerhalb der Stadt am Fuße des Berges. Deshalb konnte er eine Besetzung nicht verhindern. Wohin das Ehepaar vertrieben worden war, habe ich nicht erfahren. Eine Gruppe amerikanischer Soldaten hatte sich erhobenen Hauptes in ihrem Heim eingenistet. Sie blieben dort zwar nur einige Tage, weil sie dann noch an einem anderen Ort ihrem Dienst nachgehen mussten, aber dennoch hatten Stücke der prunkvollen Antiquitäten schwer gelitten. Vor allem ein paar alte Stühle, die das Ehepaar besonders schätzte. Diese Stühle hatten sie immer sehr vorsichtig behandelt. Jetzt aber waren einige Stuhlbeine kaputt. Nach dem Auszug der amerikanischen Soldaten besuchte ich das Ehepaar. Professor Waldschmidt zeigte mir die Schäden fassungslos und mit bitterer Miene. Sein Zorn war verständlich. Seine Frau konnte sich

gar nicht beruhigen. Sie behauptete, dass die amerikanischen Soldaten die ganze Nacht über getrunken, getanzt und derart stark auf den Fußboden gestampft hätten, dass es die Geister im Himmel hätten hören müssen. Da mussten natürlich die kunstvollen und zierlichen Stuhlbeine zerbrechen. Das Ehepaar behielt aber weitgehend die Fassung – ein Zeichen für seine hohe Bildung. Sie erlebten nun die Willkür einer fremden Macht. Darauf waren sie nicht vorbereitet.

Natürlich war nicht nur ihr Haus besetzt worden. Während dieser schlimmen Zeit sah ich in den offenen Fenstern der schönen Häuser rechts und links der Hauptstraße zahlreiche Sohlen von Lederstiefeln ordentlich nebeneinander in den Fensterbänken. Die Stiefel standen nicht, sondern lagen auf den Fensterbänken. Das bedeutete nicht, dass sie in der Sonne trocknen sollten. Wenn man der Sache auf den Grund ging, entdeckte man Folgendes: Zu den Schuhsohlen gehörten Stiefel, und in den Stiefeln steckten Füße. Zu den Füßen gehörten Ober- und Unterschenkel und zu den Schenkeln ein Körper. Schließlich gab es noch irgendwo einen Kopf. Zu sehen waren allerdings nur die Schuhsohlen. Als ich den Grund erkannt hatte, musste ich lachen.

Diese amerikanischen Soldaten hatten zur Entspannung ihre Füße auf die Fensterbänke gelegt. Die Soldaten waren jung, groß, schlank und gut aussehend. Aber sie hinterließen einen lässig-schludrigen Eindruck. Sie grüßten ihre Offiziere bei weitem nicht so zackig, wie deutsche Soldaten es taten. Man hatte immer den Eindruck, dass sie sich frech und nachlässig benahmen. Vermutlich waren ihre Vorschriften nicht so streng. Unteroffiziere salutierten nur den Stabsoffizieren oder noch höheren Rängen. Gleichrangige grüßten nicht, auch nicht die Mannschaften untereinander, egal welchen Rang sie hatten. Das war bei den Deutschen anders. Überdies war es entsetzlich, wie sehr die

Gewohnheiten der amerikanischen Soldaten den Gewohnheiten von verwöhnten Erstgeborenen glichen, die alles verschwenden. Sie ernährten sich hauptsächlich aus Konservendosen. Egal, ob diese Hühner-, Fisch- oder Entenfleisch enthielten – sie aßen weniger als die Hälfte und warfen den Rest weg. Wenn sie mit einem vollen Benzinkanister ihre Fahrzeuge auftankten, leerten sie ihn oft nicht einmal zur Hälfte aus und traten ihn dann gedankenlos zur Seite. Das Benzin floss heraus und schimmerte weiß und hell. Noch erstaunlicher war ihre Art, Telefondrähte zu verlegen, als sie nach ihrer Ankunft in der Stadt ein Kommunikationsnetz aufbauten. Um ihre Kräfte zu schonen, errichteten sie keine Masten, sondern hängten die Leitungen einfach in die Bäume an den Straßen. Am Anfang gab es nur wenige Telefonleitungen. Doch mit der Zeit zogen immer mehr Dienststellen nach Göttingen, und die brauchten immer mehr Leitungen. An manchen Ästen hingen so zehn oder mehr Drähte. Sie legten eine Leitung nach der anderen, und wenn wenig später einige Einheiten abzogen und das Telefonnetz verkleinert wurde, entfernten sie nicht die Leitungen aus den Ästen. Sie packten sie auch nicht zum Abtransport ein, um sie in einer anderen Stadt wiederverwenden zu können. Zu meiner Überraschung schnitten sie die Drähte direkt von den Bäumen ab. Sie wollten sie nicht den Deutschen überlassen, sie wollten sich aber auch nicht anstrengen. Am Ende boten die vielen abgeschnittenen Leitungen in den Bäumen einen irrealen Anblick. Telefonleitungen, Konservendosen und Benzin waren aus den USA sehr weit mit dem Schiff oder Flugzeug nach Deutschland transportiert worden. Das schien die Amerikaner wenig zu beeindrucken. Sie waren wie Sieger und ihre Soldaten wie Erstgeborene, die gedankenlos alles verschwendeten. Sparsamkeit gab es für sie nicht. Das war das Gegenteil unserer traditionellen Erziehung in China. Ich war sprachlos.

Soweit meine Schilderung vom Zusammenbruch des Naziregimes und der Ankunft der US-Soldaten in Göttingen. Ich verehrte die großartige deutsche Nation nach wie vor, gleichzeitig hasste ich die Nazis, die das Land ins Verderben geführt hatten. Nie hätte ich geglaubt, in den zehn Jahren meines Aufenthaltes in Deutschland das Ende der Nazis persönlich mitzuerleben. Darüber war ich über und über glücklich. Andererseits war ich traurig über die Erniedrigung der deutschen Bevölkerung. Zu der Zeit, als die Deutschen mit den Franzosen Krieg führten, gewannen die Deutschen die Oberhand. Der großartige französische Dichter Alphonse Daudet schrieb die berühmte Erzählung „Die letzte Schulstunde", ein weltbekanntes literarisches Werk, das den Patriotismus propagiert. Jetzt sprachen die Sterne eine andere Sprache. Die Deutschen hatten eine Niederlage erlitten. Wo früher hohe See war, erstreckten sich heute Ackerflächen. Große Veränderungen waren unfassbar schnell vor sich gegangen. Es gab aber keinen deutschen Dichter, der einen zweiten Band von Daudets Werk hätte schreiben können. Die Zeit war zu knapp. Oder gab es andere Gründe?

28. Die Alliierten

Wir Chinesen in Deutschland hatten guten Grund zu feiern. Wir waren von ehemals Staatenlosen – das heißt Rechtlosen – zu Genossen der Alliierten aufgestiegen. Dieser neue Status bedeutete einen himmelweiten Unterschied. Im alten China sprach man in einer solchen Situation von „Gefangenen", die zu „bevorzugten Gästen" aufgestiegen waren. Die Deutschen hatten uns zwar niemals wie „Gefangene" behandelt, aber jetzt zählte ich wirklich zu den „bevorzugten Gästen".

Einige Zeit nach der Ankunft amerikanischer Truppen suchte ich mit Zhang Wei einen Vorgesetzten der amerikanischen Soldaten auf. Der Mann war wahrscheinlich ein Stabsoffizier. Wir schilderten ihm unsere Lage. Er hatte uns zuvor noch nie gesehen, war aber sehr nett zu uns, obwohl wir weder einen gültigen Ausweis besaßen noch unsere Identität nachweisen konnten. Er stellte uns nur einige Fragen, dann nahm er ein Stück Papier und stellte uns eine Bescheinigung als so genannte „displaced persons" aus. „Displaced persons" sind Personen, die aufgrund eines Krieges ihr Land verlassen mussten oder als politisch Verfolgte gelten.

Natürlich entsprach das nicht der Wahrheit. Wir hatten ihm mitgeteilt, dass wir ausländische Studenten waren. Nun hatten wir aufgrund seiner Bescheinigung diesen Status erlangt. Wie er uns tatsächlich einordnete, war uns nicht klar, aber wir stritten auch nicht mit ihm darüber. Er wies uns an, mit dieser Bescheinigung den Vorgesetzten der französischen Kriegsgefangenen aufzusuchen. Der Sinn dieser Aufforderung blieb uns zwar verschlossen, dennoch besuchten wir das Lager der französischen Kriegsgefangenen. Bislang hatte ich nur russische und polnische Kriegsgefangene auf der Straße gesehen, die verschlissene Uniformen trugen – die einzige Bekleidung, die sie besaßen. Nun tauchten zu unserer Überraschung plötzlich viele französische Soldaten auf. Keine Ahnung, woher sie kamen. Mit Händen und Füßen machte uns ihr Vorgesetzter klar, dass wir ab sofort täglich eine Portion Rindfleisch bei ihm erhalten könnten. Unvorstellbar! Welch ein Glück! Konfuzius hörte einmal im Staate Qi Musik und hatte drei Monate lang vergessen, wie Fleisch schmeckt. Ich hatte in Deutschland lediglich den Lärm der Bomber gehört und drei Jahre vergessen, wie Fleisch schmeckt. Heute fiel frisches Rindfleisch wie vom Himmel. Ich konnte so viel essen, wie ich wollte!

Auf meinen täglichen Wegen ins französische Lager spielten sich kleine Episoden ab. Ein Soldat, der die Fleischrationen austeilte, erklärte mir eines Tages: „Demain deux jours." Ich hatte seit längerer Zeit kein Französisch gehört und verstand ihn ebenso wenig wie der buddhistische große Mönch, dessen Kopf man nicht erreichen kann.[45] Ich konnte ihn nur mit großen Augen anschauen. Er wiederholte seine drei Wörter mit lebhaften Gesten. Plötzlich begriff ich. Morgen gibt es Fleisch für zwei Tage! Daher wiederholte ich die drei Wörter auf Französisch: „Demain

[45] Ein buddhistischer Mönch, dessen Kopf man nicht erreichen kann, steht im übertragenen Sinne für jemanden, der von einer bestimmten Sache keine Ahnung hat.

deux jours." Der französische Soldat lachte. Als ich mich von ihm verabschiedete, sagte er „Au revoir." Wir waren in bester Stimmung.
Frisches Rindfleisch war damals für die Deutschen eine große Kostbarkeit, natürlich auch für Frau Oppel. Mein Leben lang habe ich mein Essen immer mit anderen geteilt. Das galt selbstverständlich auch für meine Vermieterin, die für mich wie eine Mutter war. Jeden Tag holte ich Rindfleisch. Sie kochte, und wir genossen die Mahlzeiten gemeinsam. So verbrachten wir eine sehr schöne Zeit. Ich erinnere mich, dass Zhang Wei und ich die Bescheinigung auch einer Göttinger Behörde vorlegten. Sie erteilte uns daraufhin eine Sondergenehmigung für Reis als Zugeständnis an unsere chinesischen Essgewohnheiten. Wir waren wirklich „bevorzugte Gäste" geworden.

29. Aufzeichnungen eines Gestärkten[46]

Die Tage vergingen ohne besondere Ereignisse. Mit einem Zitat aus der „Biographie des A Q“ von Lu Xun konnte man aber sagen: Wir, Zhang Wei und ich, waren ebenso wie dieser aus einer Situation gestärkt hervorgegangen.
Für die deutsche Bevölkerung dagegen war eine schwere Zeit angebrochen. Die Geschäfte waren so leer wie die Mägen. Gerüchte, dass irgendwo in der Stadt etwas Essbares aufzutreiben sei, machten sofort die Runde wie ein Lauffeuer. So hörten wir von einem Lager der deutschen Wehrmacht neben dem Bahnhof, das unversehrt und mit Rindfleischkonserven und Zucker gefüllt sein sollte. Französische Soldaten hatten es geöffnet. Zhang Wei und ich gingen hin. Zahlreiche Göttinger Bürger standen bereits davor, Frauen und Männer, Jung und

[46] Anspielung auf eine Geschichte von Lu Xun (s. Anm.28). Darin wird die Person AQ geschildert. Sie ist sozial schwach und wird von allen missachtet. Trotzdem fühlt AQ sich geistig stark.



Göttinger Bahnhof

Alt. Die Lagertür stand offen. Sie wurde von französischen Soldaten bewacht. Keiner der Deutschen hatte den Mut, in das Lager einzudringen. Sie standen da und schauten tatenlos zu, wie auf einem Jahrmarkt.
Auch für Zhang Wei und für mich blieb der vordere Eingang verschlossen, aber nicht der hintere, den niemand bewachte. Er lag hinter einer niedrigen Mauer, die wir rasch überwunden hatten. Im Innenhof standen eine Reihe Garagen mit Flachdächern. Überall lag Reis und Zucker auf dem Boden. Wie es hieß, hatten russische und polnische Gefangene das Lager beim Einmarsch der amerikanischen Truppen bereits ausgeraubt und wahllos Lebensmittel auf dem Boden verstreut. Nun mussten die Franzosen auf Geheiß ihrer amerikanischen Verbündeten für Ordnung sorgen und die noch vorhandenen Lebensmittel vor Diebstahl schützen. Im Hof trafen wir einen Soldaten, der uns nach oben führte. Auf der Treppe lag überall silbrig schimmerndes Zeug. Das konnte Zucker oder Salz sein. In einem Raum türmten sich Rindfleischkonserven zu einem Berg auf. Wir waren begeistert. Doch als wir gerade die Dosen in unsere

Taschen packen wollten, tauchte unerwartet ein französischer Soldat in einer schmutzigen Uniform auf. Er war wenig freundlich und verlangte Auskunft über den Grund unserer Anwesenheit. Ich zeigte ihm eilig meinen mitgebrachten Pass. Er blätterte darin bis zu einer Seite mit französischer Schrift. Sofort bemerkte er, dass ich auf dieser Seite nicht unterschrieben hatte. Mit großen Augen verhörte er mich. Ich fühlte mich wie ein Ertrinkender, der nach einem Strohhalm greift. Ich zeigte ihm die englische Seite mit meiner Unterschrift. Die konnte er wahrscheinlich nicht lesen, aber er war zufrieden, gab mir meinen Pass zurück und wurde freundlich. Wir durften uns soviel Konserven nehmen, wie wir tragen konnten. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich packte die Taschen voll, nahm noch einige Konserven in die Arme, sprang über die Mauer und ging nach Hause. Es war heiß, der Weg weit, die Taschen schwer, die Konservendosen in den Armen rollten hin und her, mal nach links und mal rechts. Als ich zu Hause ankam, war ich völlig verschwitzt.
Hier konnte ich mir einen Überblick über meine Ausbeute verschaffen. Insgesamt hatte ich etwa zwanzig Dosen mitgenommen. Die meisten



Göttinger Bahnhof

enthielten Rindfleisch, aber auch einige Zuckerdosen waren darunter. Natürlich stellten die Rindfleischdosen den größten Schatz dar, aber auch die Zuckerdosen waren für hungrige Menschen von großem Wert. Uns erschienen sie wie ein von Göttern geschicktes Lebenselixier, ein „köstliches Süppchen“, besonders weil sie so unerwartet kamen. Ich teilte die Beute auf und gab davon natürlich meiner Vermieterin einiges ab. Auch meinen Lehrern und sehr guten Freunden brachte ich einen Teil. In der damaligen Situation war das ein noch besseres Geschenk als Holz zu schenken, wenn Schnee fiel. Alle freuten sich natürlich.
Wenn ich mich hinterher daran erinnerte, packte mich furchtbare Angst. Es waren so gefährliche Zeiten, es gab keine funktionsfähige Verwaltung, keine gesetzliche Kontrolle und keine Moral. Ahnungslos und naiv sind wir in das Lager eingedrungen, standen bewaffneten Soldaten gegenüber. Sie hätten uns erschießen können.
Das sind meine Aufzeichnungen eines Gestärkten. Hoffentlich die einzigen dieser Art in meinem Leben!

30. Chinesen in Deutschland

Der Krieg war vorbei, wir waren „bevorzugte Gäste“ geworden, das bittere Leben und die schweren Zeiten hatten ein Ende. Eine Rückkehr in die Heimat schien auf einmal möglich. Unverhofft, wie Sonnenstrahlen, die aus einem verdunkelten Himmel hervorblitzen.

Nun suchten wir nach einem Weg, nach China zurückzukehren. Als einzige Möglichkeit bot sich für uns eine Reise über die Schweiz an.

Göttingen ist eine kleine Stadt, in der nur wenige Chinesen lebten. Einige Zeit schien es, als lebte ich als einziger Chinese unter den Deutschen und ich hatte fast meine Hautfarbe vergessen. Als der Krieg und später die Bombardierungen begannen, waren einige Chinesen nach Göttingen geflüchtet, um der Gefahr zu entgehen. Sie studierten verschiedene Fachrichtungen und hatten unterschiedliche Hobbys. Manche hockten gerne zusammen und besuchten sich gegenseitig. Andere lebten allein für sich und kümmerten sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten. Unter den Chinesen verstand ich mich sehr gut mit Zhang Wei, dem Ehepaar Lu Shijia, dem Ehepaar Liu Xianzhi und Teng Wanjun. Wir hatten den

meisten Kontakt untereinander und auch gemeinsam die Reise in die Schweiz ins Auge gefasst.
Die anderen Chinesen kannte ich weniger gut. Da gab es die beiden Physik studierenden Brüder mit dem Familiennamen Huang, den so genannten Laobiao[47] aus Jiangxi und zwei Brüder mit dem Familiennamen Cheng, die wahrscheinlich aus Sichuan kamen und Naturwissenschaften studierten. Und da war noch der bereits erwähnte geheimnisvolle Zhang. Er ging nie zur Universität, wir besuchten ihn auch nicht. Wir wussten nicht, womit er seine Zeit vertrödelte. Warum sich diese Leute noch in Göttingen aufhielten, wollten wir auch nicht wissen. Jeder hat eben seine eigenen Vorstellungen und Ideen. Das musste uns als Unbeteiligte auch nicht weiter kümmern. Wir jedenfalls wollten gehen. Ich ließ den älteren der Brüder Huang meinen Lehrauftrag übernehmen. Danach brach der Kontakt mit den Göttinger Chinesen ab. „Morgen liegen zwischen uns Berge und Flüsse, und niemand weiß, wie es weitergeht.“[48]
Ich erinnere mich aber auch noch an Chinesen, die außerhalb von Göttingen lebten. Einige von ihnen waren kleine Händler und keine Studenten, die so genannten Qingtian-Händler. Der Name deutete darauf hin, dass sie aus Qingtian in Zhejiang stammten. Auf welchem Weg sie nach Europa, nach Deutschland gekommen waren, kann ich nicht sagen. Ich kannte ihre Geschichte nicht, hatte aber von den harten Erlebnissen gehört, die sie hinter sich hatten. Sie kamen aus derselben Gegend wie Liu Bowen[49], jener vor Geist sprühende Mann, der alles wusste und vorhersehen konnte, der aber keine Ahnung hatte, wie schlimm das

[47] Die aus der Provinz Jiangxi stammenden Chinesen werden auch als Laobiao bezeichnet.

[48] aus: „Gedicht für Weiba“ （《赠卫八处士》） von Du Fu (s. Anm.9).

[49] Liu Bowen 刘伯温 (1311 – 1375), Ming-Dynastie, Schrifftsteller und einer der bekanntesten Stabsoffiziere in der chinesischen Geschichte.

Fengshui in Qingtian war. In der Gesellschaft vor 1949 lebten die Leute aus Qingtian so entbehrungsreich wie in tiefem Wasser und in heißer Flamme. Von den Früchten des Bodens konnten sie nicht leben. Um nicht zu verhungern, mussten sie ihre Heimat verlassen. Auf dem Rücken trugen sie einen aus dem Qingtian-Stein herausgehauenen Brocken, den sie auf ihrem Weg zum Kauf anpriesen. Einige reisten sogar über Zentralasien Richtung Westen bis nach Europa. Die Reise erstreckte sich über mehr als zehntausend Kilometer und ging durch zahlreiche Staaten. Die auf diesem Weg hierher gereisten Chinesen benötigten wegen ihres Dialektes zur Verständigung eine zweisprachige Übersetzung. Es ist unbeschreiblich, welches Leid und wie viel schreckliche Erlebnisse meine Landsleute aus Qingtian hinter sich hatten. Es war unvorstellbar. Einige waren mit dem Schiff gekommen. Um einen Teil der Fahrtkosten zu sparen, mussten sie andere Händler bestechen. Die verfrachteten sie in einen Container, der während der langen Reise nur heimlich in der Nacht kurz geöffnet wurde. In dieser Zeit wurden sie mit Wasser und Lebensmitteln versorgt und durften schnell zur Toilette gehen. Danach wurden die Container wieder verschlossen. Nach der Ankunft ihres Schiffes in Marseille oder in einem anderen europäischen Hafen lagen in dem Container bereits viele Leichen. Die Menschen hatten eine unvorstellbar furchtbare Situation durchlitten. Nur wenige Überlebende erreichten ihr Ziel. In Europa lebten sie vom Verkauf von kleinen Artikeln wie Krawatten, die sie als echte chinesische Seidenware anpriesen. Sie wollten vom guten Ruf unserer Vorfahren profitieren. Dabei konnte ein aufmerksamer Käufer schon am Etikett erkennen, dass die Krawatten in Europa hergestellt waren. Die Chinesen aus Qingtian hatten weder einen Reisepass noch jemanden, der ihre Interessen wahrte. So trieben sie sich in verschiedenen europäischen Staaten herum. Ihre Namen

wählten sie nach den Pässen aus, die sie gerade besaßen. Daher hießen sie heute Zhang und morgen Wang. Sie hatten keine feste Unterkunft und keinen festen Namen. Wenn jemand starb oder fortging, wurde der Pass vererbt. Staatsgrenzen überschritten sie nicht durch den Zoll, sondern über heimliche Wege. Einige sollen dabei von der Grenzschutzpolizei erschossen worden sein. Ihr hartes und genügsames Leben ermöglichte es ihnen, ein bisschen Geld zu sparen, das sie auf allen möglichen Wegen nach Qingtian schickten, denn trotz aller Leiden und Entbehrungen hatten sie ihre Heimat nicht vergessen.
Ich hatte noch keinen Qingtian-Händler kennengelernt, nur hier und da etwas über sie gehört – bis ich vom Amtsgericht in Kassel, einer relativ großen Stadt in der Nähe von Göttingen, eine Vorladung erhielt. Ich sollte als Dolmetscher zu einem Termin erscheinen. Bei Nichterscheinen drohte mir ein Bußgeld von einhundert Reichsmark. Das Honorar sollte fünfzig Reichsmark betragen. Es war merkwürdig, aber da ich wusste, dass die Deutschen ihre Rechtsvorschriften sehr streng einhielten, erschien ich natürlich pünktlich. Vor Gericht erfuhr ich dann, dass es sich bei dem Beklagten um einen Qingtian-Händler handelte. Die Verhandlung musste über zwei Sprachen gedolmetscht werden, denn der Beklagte konnte weder Deutsch noch Hochchinesisch. Das Gericht machte noch einen weiteren Übersetzer ausfindig, der Hochchinesisch und den Dialekt der Qingtian-Händler beherrschte. Damit konnte die mündliche Verhandlung zügig durchgeführt werden. Eigentlich war es keine großartige Sache. Der Beklagte hatte auf der Straße Waren angeboten und dabei gegen deutsche Gesetze verstoßen. Die Qualität war mangelhaft und der Preis nicht angemessen. Daher hatten ein paar deutsche Frauen eine Klage beim Amtsgericht Kassel eingereicht. Einige der Klägerinnen waren bei der mündlichen Verhandlung anwesend und gaben die genaue Zeit und den

Ort des Kaufs an. Sie identifizierten einstimmig den Beklagten. Der wies das sofort zurück und behauptete, in den Augen der Deutschen sähen alle Chinesen gleich aus. Wie konnten sie behaupten, er sei es gewesen. Die Richter waren ratlos und beendeten schließlich die Verhandlung. Ein Polizist erzählte mir: „Ihre Landsleute sind schwierig für uns. Wir sind machtlos gegen sie. Normalerweise drücken wir ein Auge zu, wenn wir mit ihnen zu tun haben. Es gibt aber auch keine nennenswerten Probleme." Ich schlug ihm vor, beide Augen zuzudrücken. Er lachte laut über meinen Vorschlag, und wir verabschiedeten uns mit einem Händedruck.

Ich steckte die fünfzig Reichsmark ein und folgte den Qingtian-Händlern in ihre Wohnung, in die sie mich eingeladen hatten. In der großen Wohnung lebten sieben oder acht Chinesen. Sie schliefen auf dem Fußboden. Es gab kaum Möbel, auch keine sanitären Anlagen. Ein hartes Leben.

Die in Deutschland lebenden chinesischen Studenten verachteten ihre Landsleute. In den Augen der Qingtian-Händler galt ein Gericht ebenso wie eine Botschaft als Behörde, die sie nur im äußersten Notfall aufsuchten. Nun kam plötzlich ein chinesischer Student, der gleichzeitig Privatdozent einer Universität war, zu ihnen nach Hause! Sie behandelten mich wie einen Goldphönix und luden mich zum Essen ein. Ich versuchte mehrmals ihre Einladung abzulehnen und mich von ihnen zu verabschieden. Doch am Ende war ich gerührt von ihrer Herzlichkeit und blieb. Sie tischten mir Brot, Wein und nach chinesischer Art zubereitete gekochte Schweinefüße auf. Es roch sehr gut. Woher hatten sie bloß die Schweinefüße bekommen? Seit Monaten hatte ich kein Fleisch gegessen. Jetzt aß ich mich satt. Über das Verfahren am Gericht verloren sie kein Wort. Als ich beiläufig danach fragte, meinten sie, das sei für sie alltäglich und nur eine Kleinigkeit. „Hätten wir den Deutschen die Wahrheit

sagen sollen?“ Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Diese Qingtian-Händler hatten ihre Heimat und ihr Zuhause verlassen müssen, mussten sich in fremden Ländern durchschlagen und unvorstellbare Gefahren und Härten auf sich nehmen. Wie mühsam hatten sie etwas Geld zusammengespart, um es nach Hause zu schicken. Viele sahen ihre Heimat erst nach Jahren wieder, manche starben in der Fremde. Die meisten von ihnen waren Analphabeten. Wir konnten uns nicht wirklich verständigen, aber ich sah ihre Freude und ihre Ahnungslosigkeit. Traurig. So sah mein Treffen mit den Qingtian-Händlern aus. Für mich war es eine Zufallsbekanntschaft. Sie dagegen betrachteten mich als wirklichen Freund.

Nachdem ich wieder nach Göttingen zurückgefahren war, sandten sie mir ständig Geschenke. Einmal schickten sie mir kurz vor Weihnachten aus Hamburg fünfzig Krawatten. Ein willkommenes Geschenk, um meinen Lehrern und Freunden eine Freude zu bereiten. In einem anderen Jahr schickten sie mir ebenfalls kurz vor Weihnachten aus Hamburg einen Eimer Doufu. Die Chinesen stellten Doufu in Deutschland nur in Hamburg her. Für Europäer war dieser Sojabohnenquark fremd. Diejenigen, die Doufu mochten, schätzten es als beste Delikatesse überhaupt, anderen erschien Doufu nur merkwürdig. Ich bekam so viel Doufu, dass ich es beim besten Willen nicht allein essen konnte. Und kochen konnte ich auch kaum. Wenn ich jemandem Dofu schenken wollte, musste ich lange und überzeugende Erklärungen abgeben, damit er es annahm. Natürlich war ich den Qingtian-Freunden trotzdem sehr dankbar. Sie waren einfach und gutmütig, wenn auch ein wenig naiv.

Ich habe schon erwähnt, dass ich die Namen der Händler nicht kannte und nicht wusste, welche ich kennen gelernt hatte. Ihre Namen richteten sich nach den Pässen, die sie gerade besaßen. Nun wollte ich Deutschland

verlassen und damit auch sie. Es gab viele Lehrer und Freunde, an die ich denken musste. Mir schwirrte der Kopf davon. Ich wusste nicht, warum mir gerade in dieser Situation gerade diese Chinesen, die sich in der Fremde mühsam durchschlugen und deren Namen ich nicht einmal kannte, in den Sinn kamen. Wie hatten sie wohl den Zweiten Weltkrieg überstanden? Wo trieben sie sich jetzt herum? Wahrscheinlich würde ich in meinem Leben nichts mehr von ihnen hören. Ich schaute in die Ferne, und mein Herz begann schneller zu schlagen.

31. Leb wohl, Göttingen!

Nun würde ich gehen.

Nun würde ich Deutschland verlassen.

Nun würde ich Göttingen verlassen.

Die Stadt, in der ich zehn Jahre lang gelebt hatte.

Ein altes chinesisches Sprichwort sagt: „Egal wieviel tausend Li das Sonnendach auch lang sein mag, das Festessen ist begrenzt.“ Alles hat einmal ein Ende. Buddha mahnt seine Gläubigen, nicht mehr als dreimal unter einem Maulbeerbaum zu übernachten. Das hätte Nachteile für ihr weiteres Leben. Ich aber wohnte in Göttingen nicht drei Nächte, sondern 1200 mal drei Nächte. Das verband mich natürlich mit diesem Ort. Zum Glück war ich kein Buddhist. Ich wollte auch niemals einer werden. Der Buddhismus war nicht meine Sache, ich hatte meine eigenen Wurzeln. Hätte mir bei meiner Ankunft in Göttingen jemand gesagt, ich müsse fünf Jahre bleiben, wäre ich sicher in die Luft gegangen. Wie hätte ich fünf Jahre ertragen können! Fünf Jahre sind mehr als 1800 Tage! Jetzt

aber lebte ich nicht nur seit fünf Jahren, sondern seit zweimal fünf Jahren in Göttingen. Und es hatte mir gut gefallen! Es waren zehn Jahre, die, so habe ich am Anfang des Buches geschrieben, wie ein unwirklicher Frühlingstraum verflogen sind. Wenn mir zu jenem Zeitpunkt jemand gesagt hätte, ich müsse weitere zehn Jahre bleiben, wäre ich nicht in die Luft gegangen. Ich hätte mich gefreut.

Aber es war Zeit für mich zu gehen. Ich hatte meine Heimat, meine Familie, meine Verwandten und meine Frau. Das linderte meinen Abschiedsschmerz.

Die einzige Möglichkeit, von Deutschland nach China zu kommen, bot damals der Weg über die Schweiz. Dort unterhielt die Guomindang-Regierung eine Botschaft. Zhang Wei und ich informierten uns überall, wie wir in die Schweiz fahren könnten. Wir erfuhren von der Existenz einer Schweizer Familie in Göttingen und besuchten sie. Eine Frau mittleren Alters, eine Hausfrau, empfing uns sehr freundlich, konnte uns aber nicht weiterhelfen. Wir mussten ein Visum in Hannover beantragen. Also fuhren Zhang Wei und ich über 100 Kilometer mit einem Bus in die Landeshauptstadt.

Hannover war die größte und älteste Stadt in der Nähe von Göttingen. Aber war das wirklich noch eine Stadt? Aus der Ferne hatte ich noch die Silhouette zahlreicher Hochhäuser erblickt, aber aus der Nähe war nur noch ein Trümmerfeld zu sehen. Die zum Teil eingestürzten Gebäude erinnerten an die Reste einer römischen Arena. Es gab Straßen, auf denen tatsächlich wieder ein paar Autos fuhren, aber sie waren voll von kleinen und großen Bombentrichtern. Die Bürgersteige erregten unsere Aufmerksamkeit. Die Bauweise der Hochhäuser ähnelte derjenigen in vielen größeren deutschen Städten. Gleich, wie hoch sie empor ragten, sie hatten auf jeden Fall einen Keller. Der durfte aber nicht bewohnt



Göttinger Wall

werden. Jeder Familie wurden ein oder zwei Kellerräume zugeordnet, um dort alltägliche Lebensmittel wie Kartoffeln, Äpfel, Erdbeermarmelade, Eierbriketts oder Holz und ähnliche Dinge zu lagern. Dass es für diese Räume einmal noch andere Nutzungsmöglichkeiten geben würde, hätte früher wohl niemand gedacht. Als der Krieg ausbrach, glaubten die Deutschen an die Lüge ihrer faschistischen Führung, dass die amerikanischen und englischen Flugzeuge harmlos wie aus Pappe seien und die deutsche Grenze nicht überfliegen könnten. In großen Städten waren viel zu wenig Luftschutzbunker gebaut worden. Dann kam die Ernüchterung. Die angeblich aus Pappe hergestellten Flugzeuge der Feinde waren zu Stahl geworden. Die Lüge der Nazis zerplatzte wie eine Seifenblase. Die Menschen konnten nur in die Keller flüchten, um sich vor den Einschlägen zu retten. Doch sie fanden keinen Schutz. Die Bomben durchdrangen ihre Häuser und legten sie in Schutt und Asche. Sie explodierten im Innern der Gebäude, die dann einstürzten und die Keller verschütteten. Die Menschen da unten waren hilflos.

Riefen sie die Geister im Himmel, bekamen sie keine Antwort. Riefen sie die Geister unter der Erde, bekamen sie auch keine. Wie es wirklich war, kann wohl nur der schildern, der es tatsächlich erlebt hat. Allein der Gedanke daran lässt jeden vor Angst schaudern. Am Anfang gab es vielleicht noch Verwandte, die mit letzter Kraft die Leichen der Opfer bergen und begraben konnten. Doch es gab immer mehr Luftangriffe und irgendwann keine hilfreichen Verwandten mehr, die nicht selbst verschüttet waren. Dann mussten fremde Helfer die Leichen ausgraben. Wenn Überlebende die Gräber ihrer Angehörigen besuchen wollten, standen sie nur noch vor Trümmern. Blumenkränze lagen überall auf den Straßen und nicht auf den Friedhöfen. Solche Bilder gab es in Göttingen nicht. Ich war vollkommen entsetzt und traurig. Angeblich lebten in den Kellern Ratten von einer Größe von mehr als einem Chi[50], die sich von den Leichen ernährten. Deutschland, dieses großartige Land, musste derart Schreckliches erleben. Mein Herz fühlte sauer, süß, bitter und scharf. Ich suchte einen Ort, an dem ich in Ruhe trauern konnte.

Hannovers Zerstörung war natürlich das Ergebnis der Flächen-Bombardements. Hier und da gab es unversehrte Häuser, in denen noch Menschen arbeiten konnten. Sie wohnten auf dem Land und kamen tagsüber in die Stadt. Auch die diplomatische Vertretung der Schweiz in Hannover war verschont geblieben. Wir gingen durch riesige Trümmerhaufen zu diesem Büro. Die Reise war indessen vergeblich: Weil ich keine Einladung aus der Schweiz vorweisen konnte, wurde mir das Einreisevisum verweigert. Eine Erfahrung habe ich allerdings gemacht. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, was große Luftangriffe anrichten konnten. Göttingen war da vergleichsweise glimpflich davongekommen.

[50] Chi, ein chinesisches Längenmaß, entspricht 1/3 Meter.

Und jetzt konnte ich mir auch vorstellen, wie es in noch größeren Städten wie zum Beispiel Berlin aussehen musste. Später hörte ich von einem Berliner Gebäude, dessen Trümmer den Keller vollkommen verschüttet hatten. Die eingeschlossenen Menschen hatten mit bloßen Händen ein Loch durch die Wand zum unversehrten Nachbarkeller gegraben. So entkamen sie dem Tod, hatten aber dabei die Hälfte ihrer Finger verloren. Andere hatten weniger Glück, sie konnten sich nicht befreien. Sie schrien und schrien, aber die Menschen, die sie draußen hörten, vermochten nicht, den riesigen Trümmerberg abzutragen. Hilflos mussten sie die Schreie ertragen. Diese wurden immer schwächer und waren nach einigen Tagen verstummt. Wer das überlebt hatte, kam entweder in die Irrenanstalt oder in ein Krankenhaus. Der Mensch, die Krone der Schöpfung, hatte dieses Grauen mit eigenen Händen geschaffen! Bei einem Besuch in Berlin drei Jahre vorher sah alles noch ganz anders aus. Damals herrschte zwar auch schon Krieg. Es gab auch bereits Luftangriffe, aber die waren nicht so verheerend. Die Geschäfte hatten geöffnet, auf den Straßen liefen viele Menschen. Aber nun war alles anders. Die Situation hatte sich so unvorstellbar verschlechtert, so dass ich nicht in der Lage bin, sie zu beschreiben. Ich bin nicht der legendäre große Literat Jianglang.



Bismarckturm

Meine Künste sind begrenzt. Aber nach langem Überlegen habe ich doch einen Ausweg gefunden, um das Schicksal der Stadt Berlin zu erfassen.
Ich möchte dazu zwei Abschnitte aus den Werken alter chinesischer Dichter zitieren, zwei unterschiedliche Abschnitte, die das frühere und das Berlin zu Kriegsende beschreiben können. Sie wurden vor zweitausend Jahren mehr als zehntausend Li entfernt geschrieben. Natürlich war die Situation damals eine andere, aber die Atmosphäre war gleich. Die schönen Schilderungen der alten Chinesen drücken meine Empfindungen von den Veränderungen aus. Ich bin selbst zufrieden, dass ich diesen Weg gefunden habe, und weiß nicht, welcher Geist ihn mir gewiesen hat. Dafür möchte ich mich auf Knien bei ihm bedanken. Werde ich nun als Kopierer verdächtigt? Nein, sicher nicht. Ich habe auch lange suchen müssen, um die Zitate zu finden.
Ich zitiere den Abschnitt eines Fu-Gedichtes über Chengdu von Zuo Taichong[51]:
Im Westen von Chengdu liegt eine neue kleine Stadt. Die meisten Einwohner leben hier. Es ist auch ein Wohnsitz für Händler. Überall sind zahlreiche wertvolle Waren ausgestellt. Viele mannigfaltige kostbare Dinge türmen sich auf zu Bergen.
Männer und Frauen sind gut gekleidet. Ein Markt mit Raritäten und Überraschungen.
Diese kurze Beschreibung stellt eine lebendige Stadt wie das frühere Berlin dar.
Nun zitiere ich noch einen Absatz aus dem Fu-Gedicht über die Stadt Wu von Bao Mingyuan[52]:
Betrachtet man die solide Stadtmauer und den Stadtgraben, ist man fest überzeugt,

[51] Zuo Taichong 左太冲 (ca. 250 – 305), Westliche Jin-Dynastie, Schriftsteller.
[52] Bao Mingyuan 鲍明远 (414 – 466), genannt Bao Zhao 鲍照, Schriftsteller, Südliche und Nördliche Dynastien.

dass diese Anlage zehntausend Jahre hätte überstehen müssen. Niemand hätte gedacht, dass sie schon nach einigen Dynastien fünfhundert Jahre später einfach völlig zerstört würde. Moose wachsen an den Brunnen und Unkraut auf den Wegen. Überall im Hof gibt es giftige Schlangen und Füchse.

Vor den Treppen kämpfen Wasserrehe mit Ratten. Der Stadtgraben ist zugeschüttet und der große Eckturm eingestürzt. Man kann Tausende von Li weit schauen und sieht nichts als Staub. Es herrscht Totenstille. Wie traurig!

Soweit die Schilderung der Stadt Wu, deren Andenken Bao Zhao bewahren wollte. Das total zerstörte Berlin schien das Schicksal der Stadt Wu zu teilen. Faschistische Führer wollten die alleinigen Herrscher der Welt sein. Aber was war ihr Ende? Die Siegermächte haben das Dritte Reich zerschlagen und unter sich aufgeteilt. „Man kann Tausende von Li weit schauen und sieht nichts als Staub", schrieb Baozhao. Meine deutschen Freunde meinten, dass es allein fünfzig Jahre dauern würde, die Trümmerfelder zu beseitigen. An den Wiederaufbau dachte niemand. Das deutsche Volk musste erst einmal in Ruhe nachdenken. Ihre Herzen waren verletzt. Ich wohnte so viele Jahre in Deutschland, hatte diese Situation mit ihnen erlebt und fühlte mit ihnen.

Aber jetzt war es Zeit für mich zu gehen.

Zeit, Deutschland zu verlassen.

Zeit, Göttingen zu verlassen.

Meine Heimat ruft mich, den Mann in der Fremde.

Der Gedanke an den Abschied von einer Stadt, die meine zweite Heimat geworden war, tat weh. Ich hatte hier zehn Jahre gewohnt. Viel länger hatte ich auch nicht in Peking und in Ji'nan gelebt. Jedes Haus, jede Straße, jede Pflanze und jeder Baum waren schicksalhaft mit mir verbunden. Wir hatten gemeinsam beinahe 4.000 Tage verbracht. Ich hing an ihnen. Jetzt, wo der Zeitpunkt des Abschieds gekommen war, wurden meine Gefühle



Göttinger Wald mit Bismarckturm

für sie noch stärker. Göttingen war mir so vertraut geworden, als wäre ich über jeden Stein gegangen. Die vielen Läden, die ich besucht hatte, konnte ich nicht mehr zählen. Viele Menschen auf den Straßen kannte ich. Ich kannte die großen Eichen auf dem Wall, den weichen grünen Rasen auf der Schillerwiese, den in die Wolken aufragenden Bismarckturm, die Rehe im Wald, die Schneeglöckchen, die am Frühlingsanfang aus dem Schnee herauslugten, und die roten Blätter an den Bäumen oben auf dem Berg. Es fiel mir schwer, mich von der berühmten alten Universität und meinen Lehrern zu trennen, die ich sehr verehrte. Und es tat weh, meiner Vermieterin Lebewohl zu sagen. Zehn Jahre – wie viele Morgenwinde und Abendmonde, wie viele unvergessliche Ereignisse hatten wir gemeinsam erlebt.

Aber ich musste gehen.

Meine Heimat rief mich.

Ich erinnerte mich an das Gedicht „Reise nach Norden“ von Liu Zao[53] aus der Tang-Zeit:

Als Gast wohnte ich einige Jahrzehnte in Bingzhou,
Tag und Nacht hatte ich Heimweh nach Xianyang.
Als ich den Sangan-Fluss überquerte,
betrachtete ich Bingzhou als meine zweite Heimat.

Auf Wiedersehen Göttingen, meine zweite Heimat.
Auf Wiedersehen Deutschland.
Wann werde ich Euch wiedersehen?

[53] Liu Zao 刘皂 (genaue Lebensdaten sind unbekannt), Dichter, Tang-Dynastie.

32. Die Fahrt in die Schweiz

Am 6. Oktober 1945 verließ ich Göttingen und reiste mit einem Jeep in die Schweiz.

Woher wir den Wagen bekommen hatten, muss ich erzählen. Wie bereits mehrmals erwähnt, war der Verkehr in Deutschland völlig zusammengebrochen. Um aber in die Schweiz zu gelangen, benötigten wir ein Auto. Deshalb wandten Zhang Wei und ich uns erneut an die Alliierten. Es gab nur noch wenige amerikanische Soldaten, die sich in Göttingen aufhielten, denn die Stadtverwaltung war schon auf die Engländer übergegangen. Bei der so genannten Militärregierung suchten wir einen höflichen englischen Hauptmann mit Namen Watkins auf, der uns Hilfe versprach. Wir vereinbarten, am 6. Oktober abzureisen. Im Wagen saßen der Fahrer, ein Franzose, dazu ein amerikanischer Major, der die Gelegenheit nutzen wollte, um die Schweiz zu besuchen. Amerikanische Soldaten durften nur nach einer bestimmten Anzahl von Dienstjahren in die Schweiz reisen. Die Möglichkeit gab es nicht oft, und diese Chance wollte er sich nicht entgehen lassen.

Wir waren insgesamt sechs Chinesen, die Göttingen verließen. Die dreiköpfige Familie von Zhang Wei, Herr und Frau Liu und ich.
Nach aufgeregten Abschiedsszenen stiegen wir in den Wagen und fuhren auf die weltbekannte Reichsautobahn. Als ich auf Göttingen zurückblickte, ging mir ein Tang-Gedicht über die Lippen: „Im Rückblick war der ehemals fremde Ort zur Heimat geworden."
Die Göttinger Luft war klar und frisch. Der Wagen fuhr immer schneller, und die Stadt wurde zu einem Schatten, bis sie völlig verschwand.
Meinem Abschiedsschmerz konnte ich mich nicht lange hingeben. Grüne Berge und Flüsse links und rechts von der Autobahn zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Überall wuchsen dichte Wälder, die unter dem Krieg kaum gelitten hatten. Es war gerade die goldene Herbstzeit, die Bäume standen in voller Pracht. Die farbigen Bilder, die ich erblickte, sahen genau so aus wie im dichten Herbstwald von Göttingen, wie ich es jedes Jahr erlebt hatte. Die Farben veränderten sich während der Fahrt und verursachten in meinem Innern ein wohliges Gefühl. Aber sobald wir durch größere Städte fuhren, sahen wir wieder Trümmerfelder – ein trauriger Anblick. Es war ein Wechselbad der Gefühle. Dazu fiel mir ein kleines zweizeiliges Gedicht ein:

Die Bäume auf den Feldern sind herzlos,
nach wie vor färbt die Abendröte den Herbsthimmel.

Da es schon fast Mittag war, als wir Göttingen verließen, erreichten wir Frankfurt so spät, dass wir dort übernachten mussten. Das war sicher ganz im Sinne des amerikanischen Majors, denn in Frankfurt befand sich das Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte in Deutschland. Da gab es für ihn natürlich günstige Verpflegung und Übernachtungsmöglichkeiten. Wir schliefen in einem eigens für amerikanische Offiziere reservierten Hotel mit dem Namen „Vier Jahreszeiten". Der amerikanische Verwalter

des Hotels bot uns freundlicherweise ein schönes, reichhaltiges Abendessen an, wie wir es seit langer Zeit nicht mehr genossen hatten. Dabei gehörten wir zur Gruppe derer, die mittellos waren. Amerikanisches Geld besaßen wir nicht, und die deutsche Währung war wahrscheinlich nichts mehr wert. Wir hatten keinen Pfennig in der Tasche und wurden dennoch so bevorzugt empfangen. Dafür bedankten wir uns herzlich. Die Amerikaner waren rastlos, lebhaft und stets zu Späßen aufgelegt. Auch im Hotel ging es munter zu, aber wir fühlten uns sehr wohl und verbrachten eine angenehme Nacht.

Frühmorgens am nächsten Tag setzten wir die Reise fort. Ich zitiere aus meinem Tagebuch vom 7. Oktober 1945:

Kurz nach 8 Uhr fuhren wir Richtung Süden weiter auf der Reichsautobahn. Da diese Autobahn überwiegend geradeaus verlief, kamen wir nur selten an Städten und Dörfern vorbei. In Mannheim verfuhren wir uns. Hier sah man nur noch Trümmerhaufen. Als wir an Heidelberg vorbeifuhren, erblickte ich nur grüne Berge in der Ferne. In den französischen Besatzungsgebieten fiel uns zunächst auf, dass die Wagen auf der Straße immer weniger wurden. Es gab nur selten französische Soldaten, die tatsächlich Franzosen waren. Über die Hälfte waren Schwarze und es gab einige Asiaten. In der Abenddämmerung erreichten wir die deutsch-schweizerische Grenze. Nach der französischen Kontrolle dachte ich, dass alles glatt gehen würde. Aber wir bekamen trotz langer Verhandlungen keine Einreisegenehmigung und fuhren wieder zurück ins deutsche Lönach. Dort übernachteten wir in einem für französische Offiziere reservierten Hotel.

Mein letzter Tag in Deutschland! Eigentlich hatte ich gedacht, dass alles glatt gehen würde. Aber nichts ging glatt. An der Grenze saßen wir fest. Es ging nicht vor und nicht zurück. Wir konnten nicht einreisen, wollten aber auch nicht zurück. Man kann sich unsere Nervosität vorstellen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages standen wir erneut vor der

Schweizer Grenze. Bis hierher hatten wir es geschafft. Jetzt durften wir keine halben Sachen machen. Zwar hatte uns niemand die Kessel oder die Schiffe zerstört, um uns an der Rückkehr zu hindern,[54] aber wir wollten um jeden Preis kämpfen. Wir telefonierten mit der chinesischen Botschaft in der Schweiz und mit meinem Schulfreund Zhang Tianlin – mit Erfolg. Endlich kam die Nachricht: Wir durften einreisen. Wir Chinesen waren begeistert. Der amerikanische Major und der französische Fahrer erhielten keine Genehmigung. Helfen konnten wir ihnen nicht. Aber wir versuchten, sie wenigstens mit kleinen chinesischen Geschenken und netten Worten zu trösten – als Andenken und um nicht in Vergessenheit zu geraten, obwohl das irgendwann wahrscheinlich doch der Fall sein würde. Wir hatten uns zufällig getroffen, wie eine Wasserlinse das fließende Wasser. Nur zwei Tage hatten wir miteinander verbracht, aber ihr Bild taucht noch heute oft in meiner Erinnerung auf.
Schließlich verließen wir Deutschland und reisten in die Schweiz ein.

[54] Anspielung auf den Krieg während des Übergangs von der Qin-Dynastie zur Han-Dynastie. Xiangyu befahl seinen Soldaten, die eigenen Schiffe zu zerstören, um die Rückkehr unmöglich zu machen.

33. In Fribourg

Die Schweiz war mir seit langer Zeit gut bekannt. Als Kind hatte ich zahlreiche Fotos und Bilder von schweizerischen Landschaften gesehen. Besonders überrascht war ich von den schönen Farben der Berge und Seen. Blaugrün und Purpur wechselten miteinander ab. Ein farbenprächtiges Bild, wie in einer Märchenwelt. Früher wusste ich nicht, ob solche Bilder nur den Fantasien der Künstler zu verdanken waren oder ob sie wirklich existierten. Ich hatte es nicht für möglich gehalten, dass so unglaublich schöne Landschaften tatsächlich existieren.

Jetzt reiste ich mit dem Zug durch die Schweiz und konnte mir selbst ein Bild von der Umgebung draußen machen. Was ich erblickte, war noch viel schöner als alle Bilder, die ich vorher gesehen hatte. Die Landschaft war fantastisch, zauberhaft und abwechslungsreich. Die weit entfernt liegenden Berge erschienen wie Augenbrauen, der Schnee auf den Gipfeln wie Silber. Ihre Spiegelbilder in den Seen und der Dunst, der sich violett mit der Luft über dem Wasser und der grünen Umgebung mischte, schufen eine wundersame Märchenlandschaft. Ein halbes Leben

lang hatte ich Sprachen gelernt, so viele Gespräche geführt und etliche chinesische und ausländische Meisterwerke gelesen. Jetzt aber fehlten mir die Worte, um diese Landschaft, die mir vor Augen stand, zu beschreiben. Ich konnte nur hilfesuchend eine Person aus den „Kommentaren über die Geschichte“[55] befragen. Diese Bilder vor meinen Augen waren weder künstlerische Erfindungen noch Fantasien. Sie gingen darüber hinaus. Ein altes chinesisches Gedicht sagt: „Man kann keine abstrakte Vision malen. Es war vergeblich, den Hofmaler Mao Yanshou[56] zu töten.“ Irdische Künstler können den Anblick der Schweizer Berge und Seen nicht wiedergeben. Das soll aber keine Kritik an ihnen sein!

Meine größte Angst bei der Abreise aus Göttingen war zu verhungern. Wer einmal von einer Schlange gebissen wurde, hat drei Jahre lang Angst vor Strohseilen. Deshalb hatte ich vor der Abfahrt in Göttingen Schwarzbrot aufgehoben, um unterwegs im Notfall gewappnet zu sein. Obwohl wir inzwischen zwei Tage unterwegs waren, hatten wir das Brot noch nicht angerührt. Nun im Zug hatte es seine Aufgabe erfüllt. Wir brauchten es nicht mehr. Ich wollte also die Brote nach alter chinesischer Methode aus dem Fenster werfen, um die Schweizer Ameisen zu füttern – ohne zu wissen, ob sie so etwas überhaupt fressen würden. Während ich mich am Fenster an der Landschaft erfreute, suchte ich nach einem geeigneten Ort, um meine Brote zu entsorgen. Ich suchte und suchte und fand von der Grenze bis zur Hauptstadt Bern nicht einen Ort, an dem bereits Abfälle oder Papier lagen. Überrascht und „enttäuscht“ stieg ich mit dem Schwarzbrot in den Händen aus dem Zug.

---

[55] „Kommentare über die Geschichte von der Östlichen Han-Dynastie bis zur Südlichen Song-Zeit“ (《世说新语》); Herausgeber: Liu Yiqing 刘义庆 (403-444). Darin wird eine Person geschildert, die fast alle Fragen nur mit der Gegenfrage „Wie kann ich das beschreiben?“ beantwortet.

[56] Mao Yanshou 毛延寿 war ein berühmter Maler in der Han-Dynastie. Er wurde im Jahr 33 v. Chr. getötet, weil seine Bilder den Anforderungen des damaligen Kaisers nicht genügten.

Am Bahnhof nahmen uns meine alten Freunde Zhang Tianlin, Niu Xiyuan, ihr jüngster Sohn und ein Vertreter der Botschaft in Empfang. Nach einer kurzen Erholungspause bei der Familie Zhang gesellte sich später der Botschaftsrat für Politik, Dr. Wang Jiahong, zu uns. Er hatte ebenfalls in Deutschland studiert. Daher verlief das Gespräch einträchtig und harmonisch. Dr. Wang gab uns finanzielle Unterstützung für den Monat Oktober und informierte uns über die inneren Angelegenheiten in China. Er wirkte ähnlich geheimnisvoll und undurchsichtig wie Herr Zhang. Die Guomindang-Regierung hatte die Chinesische Botschaft in der Schweiz angewiesen, alle in Europa lebenden Chinesen mit aller Kraft zu unterstützen. Ihre Ziele waren so offensichtlich wie die Aufzeichnungen von Sima Zhao.[57] Wir wollten das aber nicht hinterfragen und bedankten uns. Um bei den Kosten unserer Unterbringung Geld zu sparen, brachte uns die Botschaft in einer katholischen Wohnstätte in Fribourg, eine Stadt in der Nähe von Bern, unter. Wir waren froh eine Unterkunft zu haben. Dort quartierten wir uns im Sankt Josef-Stift ein, in dem bereits seit geraumer Zeit einige Chinesen wohnten, darunter vier Katholiken und ein katholischer Priester. Die anderen gehörten keiner Glaubensgemeinschaft an. Sie alle hatten uns am Bahnhof in Empfang genommen. In diesem Heim blieb ich mehrere Monate.

Fribourg war eine sehr kleine Stadt mit nur wenigen zehntausend Einwohnern. Sie beherbergte eine bekannte katholische Universität, deren Bibliothek einen umfangreichen Buchbestand besaß. Fribourg war durchaus eine Kulturstadt. Die Schweiz ist ein gebirgiges Land, Fribourg ein gebirgiger Ort in diesem Land. In dem Ort selbst war es eben, aber ringsherum ragten steile Felswände von beachtlicher Höhe

[57] Sima Zhao 司马昭 (211 – 265), Politiker und militärischer Führer, Jin-Dynastie.

empor. Dazwischen spannten sich Eisenkettenbrücken, über die Autos rollten und Menschen gingen. Wenn Fußgänger eine solche Brücke betraten, geriet sie ins Wanken. Fuhr ein Auto darüber, erschütterte es die ganze Brücke, als würde die Erde beben. Wer von der Brücke hinunter schaute, hatte den Eindruck, aus einem Flugzeug zu blicken. Ihm wurde schwindelig, er war wie geblendet.

Die meisten Einwohner von Fribourg sprachen Französisch. Doch auf dem Land entdeckte ich einige alte Gebäude, deren Balken und Fensterrahmen deutsche Inschriften trugen. Ich vermute, dass die frühere Bevölkerung ursprünglich Deutsch gesprochen hat. Aus mir unbekannten Gründen waren sie verzogen, und ihnen waren Menschen aus dem französischen Sprachraum gefolgt. Die Schweiz ist ein Staat mit vielen Nationalitäten. Amtssprachen sind Deutsch, Französisch und Italienisch. Deshalb beherrschen mehr als die Hälfte der Schweizer Bürger mehrere Sprachen. Und weil die Schweiz ein landschaftliches Juwel ist, reisten auch zur damaligen Zeit viele Touristen dorthin. Deswegen wurde auch viel Englisch gesprochen. Selbst eine alte Blumenverkäuferin auf einer Straße in Bern beherrschte mehrere Sprachen.

Mein Wohnheim in Fribourg beherbergte mehrere Nationalitäten. Pater Charriere, der Leiter des Hauses, sprach Französisch, der Hausverwalter, ein österreichischer Priester, dagegen Deutsch. Der Mann war sehr groß und hatte Sinn für Humor. Als ich ihn das erste Mal traf, erklärte er mir: „Ich habe bei meinem Wachstum nicht gut aufgepasst und vergessen ‚Stop' zu sagen. Daher bin ich so groß geworden." Katholische Priester haben viele Freiheiten. Sie dürfen zwar nicht heiraten, können aber alle Speisen dieser Welt genießen, sich vergnügen und vor allem Wein trinken. In Europa gibt es viele katholische Klöster, die beste Weine herstellen. Nonnen dagegen haben erheblich weniger Freiheiten.

In dem Wohnheim lernte ich überdies die Lebensgewohnheiten der Katholiken kennen. Vor dem Essen wurde gebetet. Nun war ich kein Katholik, aber essen musste ich auch. Die Heimbewohner standen um den Tisch und sprachen einige Worte, die ich zwar nicht verstand, bei denen ich ihnen aber Gesellschaft leistete. Zum Glück dauerte das nicht lange. Nachdem sie Gott gedankt hatten, konnte auch ich als Nichtkatholik endlich schlingen wie ein Wolf und schlucken wie ein Tiger.
Pater Charriere war ein ausgesprochen aktiver Mann. Einige Zeit nach meiner Ankunft wurde er vom Vatikan zum Erzbischof für drei Kantone in der Schweiz ernannt. Hierzu zitiere ich etwas aus meinem Tagebuch:
21. November1945:
Nach dem Frühstück ging ich in die Stadt. Heute trat Erzbischof Charriere sein Amt an. Ich stand einige Zeit vor der erzbischöflichen Residenz und sah die rot gekleideten Bischöfe in Autos einsteigen. Danach kaufte ich einen kleinen Lederkoffer. Zu Hause unterhielt ich mich kurz mit Herrn Feng und Herrn Huang. Um 11 Uhr gingen wir gemeinsam in die Stadt, um den Umzug anzuschauen. Um 12 Uhr hörten wir Musik in der Ferne, und kurz danach sahen wir Soldaten, Polizei und dahinter Studenten in Reihen gehen. Nach einer Weile folgten dann Priester, Politiker und Bischöfe, am Ende Vertreter des Papstes und der Erzbischof Charriere selbst. Sie waren außergewöhnlich farbig gekleidet, wie tanzende Lamas in Beijing, die versuchen Geister zu fangen. Gegen 13 Uhr war die Feier beendet.
Etwa einen Monat später, am 25. Dezember 1945, besuchte ich die erste große Messe, die Erzbischof Charriere zelebrierte. Ich zitiere aus meinem Tagebuch:
Heute leitete Erzbischof Charriere seine erste große Messe. Bei unserer Ankunft an der St. Nicolas Kirche hatten sich schon viele Menschen versammelt. Kurz danach begann das feierliche Programm. Eine Gruppe Priester holte Erzbischof Charriere ab, Musik spielte, es wurde gesungen und gebetet. Danach stieg Erzbischof Charriere vom Altar

herunter, ging auf die Kanzel und predigte. Anschließend kehrte er zum Altar zurück. Während der großen Messe verbeugten sich alle, sangen und beteten bis halb 12.

So sah meine konkrete Erinnerung aus, und das war mein Eindruck als Unbeteiligter vom Schweizer Katholizismus. Ein Mitbewohner im Sankt-Josef-Stift, Priester Tian, führte mit mir einige lange Gespräche über Religion und Glauben. Wahrscheinlich wollte er mich bekehren. Doch leider besitze ich überhaupt keine Stammzellen für Religion und bin wahrscheinlich ein ganz normaler Mensch ohne ein Bedürfnis nach Religion. Seine Bemühungen waren jedenfalls vergeblich. Weder früher noch später nahm ich irgendwelche Kontakte mit dem Katholizismus auf. Später traf ich Priester Tian in Beijing wieder. Er hatte sein Priestergewand abgelegt und eine Familie gegründet. Wir haben uns nur kurz unterhalten. Ich fragte ihn nicht, was passiert war, um nicht unhöflich zu sein. Wie groß doch die Veränderungen im Leben sind!

In Fribourg lernte ich auch einige deutsche und österreichische Wissenschaftler kennen, die natürlich alle Deutsch sprachen. Zunächst erwähne ich Fritz Kern, einen Professor für Geschichte an der Universität Bonn. Er war ein Gegner der Nazis und vor ihnen in die Schweiz geflüchtet. Da er keinen Lehrstuhl an einer Schweizer Universität bekam, und weil hier Reis so teuer war wie Perlen und Brennholz so teuer wie chinesischer Zimt, arbeitete seine Frau als Haushälterin bei einer Pfarrers-Familie auf dem Land. Der Pfarrer war stets schlechter Laune und sehr aufbrausend. Die Einwohner des Dorfes hatten ihm den Namen „Unwetter" gegeben. Wie die Arbeit in einer solchen Familie aussah, lässt sich leicht vorstellen. Professorenfrauen arbeiteten in Deutschland üblicherweise nicht. Aber jetzt lebten sie in der Schweiz unter einem fremden Dach und mussten ihren Lebensunterhalt unter anderen Bedingungen verdienen. Da konnten sie nur den Kopf senken

und diese Erniedrigung ertragen. Der Professor war über fünfzig, voller Tatkraft und ein typischer deutscher Charakter. Wir lernten uns zufällig kennen, wie Wasserlinsen das Wasser, und fühlten uns schon bei der ersten Begegnung wie alte Bekannte. Eine Zeitlang trafen wir uns täglich und übersetzten zusammen „Die Gespräche" des Konfuzius und „Die Goldene Mitte".

Professor Kern hatte ein großartiges Werk geplant, eine „Historia Mundi" mit mehr als zehn Bänden. Darin sollten Geschichte und Kultur verschiedener Länder weltweit verglichen werden. Forschungen zu chinesischen Meisterwerken passten gut in seinen Plan. Sein Arbeitsstil erinnerte mich an einige Universalgenies in der deutschen Geschichte. Gelegentlich sagte ich ihm scherzhaft, er habe zu viel Fantasie. Dann lachte er und antwortete, dass ich manchmal zu kritisch sei – ein Zeichen unserer harmonischen Beziehung. Das Ehepaar Kern sorgte auch für mein Wohlergehen. In all den zehn Jahren in Deutschland hatte ich kein Geld, um einen guten neuen Mantel zu kaufen. In jenem Winter trug ich immer noch meinen dünnen und kaputten Mantel, den ich vor elf Jahren in Peking gekauft hatte. Sie bezeichneten ihn als „Mäntelchen". Frau Kern hat ihn einige Male geflickt und ausgebessert. Sie strickte mir auch einen Pullover. Wie das auf einen Fremden, der seine Heimat verlassen hatte, wirkte, kann man sich vorstellen. Am 20. November 1945 notierte ich in meinem Tagebuch:

Professor Kern hat versucht, mich zum Bleiben zu überreden. Wir kennen uns erst seit kurzem, aber zwischen uns gibt es ein stärkeres Gefühl als zwischen einem Lehrer und seinem Schüler. Wir wollen uns nicht voneinander trennen. Ich bin traurig. Warum hat der Himmel mich so gemacht?

Das Ehepaar blieb mir mein Leben lang unvergesslich. Nach meiner Rückkehr in China schrieben wir uns noch einige Briefe. Später hörte

ich nichts mehr von ihnen. Bis heute denke ich an sie mit einem Gefühl von Bewegtheit, Freude und Trauer, süß und sauer, bitter und scharf gleichzeitig. Unbeschreiblich!
Schließlich erinnere ich mich auch an die beiden österreichischen Wissenschaftler W. Schmidt und Koppers. Sie waren katholische Priester und Anthropologen, die die so genannte Wiener Richtung anführten. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach und Österreich Teil des Nazi-Reiches war, hatten sie die Schweiz als neue Heimat gewählt. Ein Dorf in der Nähe von Fribourg mit Namen Froideville wurde zu ihrer neuen Wirkungsstätte. Hier gab es eine Bibliothek mit umfangreichem Buchbestand, viele wichtige in- und ausländische Wissenschaftler forschten hier. Ich hatte Professor Kern bei einem Empfang von Direktor Neuwirth kennen gelernt und traf ihn zweimal in diesem Institut in Froideville. Beide Male war Professor Koppers dabei. Ich traf dort auch Professor W. Schmidt und den japanischen Gelehrten Numazawa. Professor Schmidt hatte an der Fu-Ren-Universität in Beijing gelehrt. Er schien auch ein Kopf der Wiener Richtung zu sein. Seine Werke entsprachen, aufeinander gestapelt, seiner Körpergröße. Er vertrat eine eigene Theorie über Sprachverwandtschaften und war in seinen Kreisen sehr berühmt. Ich war tief beeindruckt, dass diese Menschen Priester waren, aber nicht wie Gott auftraten. Anderen Religionen standen sie in ihrer Forschung objektiv gegenüber.
Über Professor Kern lernte ich auch den Schweizer Bankier und Wissenschaftler Sarasin kennen. Sarasin war Millionär und ein passionierter Forscher. Er interessierte sich besonders für Indologie, und in seinem Haus besaß er eine ziemlich umfangreiche Indologie-Bibliothek. Mitbenutzer hieß er herzlich willkommen. Vermutlich aus diesem Grund hatte Professor Kern mir den Besuch vorgeschlagen. Sarasin wohnte in

Basel, eine lange Zugfahrt entfernt, auf der ich häufig umsteigen musste. Professor Kern wartete dort auf mich. Wir besuchten Sarasin gemeinsam und besichtigten seine Büchersammlung. Die Schweiz, ein Garten der Welt, war ein Ort für Indologie. Das war erstaunlich. Sarasin bot uns Tee und Kuchen an. Danach besuchten wir noch einen Priester namens Gelzer, der viele Jahre in China gelebt hatte. Er lud uns zum Abendessen ein. Zu später Uhrzeit verließen wir sein Haus. Am Bahnhof erfuhr ich, dass es keinen direkten Zug mehr nach Fribourg gab. Ich war fassungslos und stieg einfach in irgendeinen Zug ein. Schließlich war die Schweiz ein kleines Land, und jeder Zug würde früher oder später mein Ziel erreichen. Mir war überhaupt nicht klar, in welche Richtung ich fuhr. Draußen wurde es dunkel. Ich wusste, dass dort eine Märchenwelt von Bergen, Wäldern, Seen und Teichen existierte, die nachts wahrscheinlich noch schöner war als tagsüber, nur jetzt nicht sichtbar. Im Zug dagegen strahlte helles Licht. Die Fahrgäste plauderten und lachten. Ich fühlte mich wie Alice im Wunderland und nicht mehr auf dieser Welt. Zufällig setzte sich ein Mann mittleren Alters neben mich, der Deutsch sprach. Ohne seinen Namen zu kennen – ich fragte auch nicht danach – unterhielten wir uns angeregt. Nach wenigen Sätzen hatten wir uns angefreundet. Als ich die Ernennung des Priesters Charriere zum Erzbischof erwähnte, reagierte er wie von der Tarantel gestochen. Der Mann war Protestant. Er beschimpfte den Katholizismus auf das Übelste und derart laut, dass das Zugdach bebte. Ich gehörte ja weder dem Katholizismus noch dem Protestantismus an und hielt deshalb den Mund. Die Tatsache, dass ich ihm nicht widersprach, versetzte ihn in helle Begeisterung. Der Zug rollte durch die Schweiz und erreichte nach Mitternacht tatsächlich Fribourg. Mein neuer Bekannter und ich gingen gemeinsam in ein Hotel, und er lud mich auf ein Glas Wein ein. Alkohol konnte ich zwar überhaupt nicht

vertragen, aber seine freundliche Einladung auch schlecht abschlagen. Nach einigen Gläsern war ich betrunken. Wie ich in mein Zimmer gekommen war, wusste ich später nicht mehr. Ich schlief sofort ein, und als ich aufwachte, war die Morgenröte der aufgehenden Sonne zu sehen und mein Bekannter verschwunden. Wie ein schnell vorbeifliegender Drache, der fort ist, bevor man ihn richtig wahrgenommen hat. Später im Sankt-Josef-Stift dachte ich an das Erlebnis in der Nacht. Hatte ich das wirklich erlebt? Oder war das nur ein Traum?

34. Der Kampf mit der Botschaft

Die Nanjing-Regierung Chiang Kai-sheks hatte, wie schon berichtet, eine Botschaft in der Schweiz errichtet. Sie war damals die höchste chinesische Instanz im Ausland. Weil sich die Schweiz im Herzen Europas befindet und nicht in den Krieg einbezogen war, stellte diese Botschaft die einzige Vertretung der Nanjing-Regierung in Europa dar. Da sie sich um die Rückkehr der in Europa studierenden Chinesen bemühte, war die Schweiz zu einem wichtigen Treffpunkt für diese geworden. Die Regierung hatte auch höherrangige Diplomaten hierher geschickt. Der Militärattaché war einer der dreizehn Leibwächter von Chiang Kai-shek gewesen. Später wurde er in Taiwan Oberkommandierender der Marine.
In der Schweiz pflegten wir viel Kontakt mit dieser Botschaft.
Am ersten Tag nach unserer Ankunft in der Schweiz fuhren wir von Fribourg nach Bern und nahmen dort am Double Ten's Day-Fest am 10. Oktober teil, das die Botschaft organisiert hatte. Fast alle chinesischen Studenten aus verschiedenen Ländern Europas nahmen daran teil.

Wie Regen und Winde von allen Seiten trafen sie sich hier in der Mitte Europas wie in Zhong Zhou im Herzen Chinas. Zu dem Zeitpunkt war ich schon einige Jahre durch die Hölle des Hungers gegangen, und nun würden auf einmal viele vorzügliche chinesische Speisen vor mir stehen und ich hastig wie ein Wolf schlingen und wie ein Tiger schlucken. Ein deutscher Arzt hatte mir gesagt, wer lange Zeit gehungert hat und plötzlich zu viel isst, verliere das Sättigungsgefühl. Nach dem Ersten Weltkrieg hätten einige Menschen in Deutschland nach längerer Zeit des Hungerns zu viel gegessen und seien daran gestorben. Diese Worte hatte ich fest im Hinterkopf. Tatsächlich aß ich nicht so viel, wie in mich hineingepasst hätte. Mein Appetit auf gutes Essen wurde trotzdem einigermaßen befriedigt.

Später besuchte ich die Botschaft während meines Fribourger Aufenthaltes nur noch selten. Was sich in unserer Botschaft intern abspielte, erfuhr ich nach und nach von Studenten, die schon länger in der Schweiz lebten. Nach ihren Worten gab es unter den Mitarbeitern zwangsläufig Probleme, die durch die vielen Fraktionen innerhalb der Guomindang verursacht wurden. Die Gesandtschaft geriet auch mit den Studenten in Konflikt. Genaues wusste ich nicht. Es kam aber zu Ausschreitungen, die von den chinesischen Studenten ausgelöst worden waren. Dahinter steckten vermutlich finanzielle Probleme. Alle Telefonleitungen wurden gekappt, ein Beamter der Botschaft, wahrscheinlich ein Sekretär, rannte mit einer Pistole umher und rief nach der Schweizer Polizei. Aber nach Internationalem Recht galt die Botschaft als chinesisches Hoheitsgebiet, das die Schweizer Polizei nicht betreten durfte. Sie konnte daher nur zuschauen – eine Situation, wie sie oft in alten chinesischen Romanen geschildert wird. Der Ausgang der Ausschreitungen interessierte mich zwar nicht weiter, aber die Ereignisse blieben nicht ohne Auswirkungen.

Müssten wir im Notfall auch so handeln?
Das trat tatsächlich ein. Dabei ging es in der Tat auch um Finanzprobleme. Der Botschaftsrat, der in Deutschland studiert hatte und der bei unserer Ankunft sehr nett zu uns war, stand offensichtlich mit dem Botschafter auf Kriegsfuß. Er war nur darauf aus, die Botschaft in ein Chaos zu stürzen und hoffte, dass dem Botschafter dann Fehler unterlaufen würden. Heimlich erzählte er uns, die Nanjing-Regierung habe der Botschaft einige hunderttausend Dollar überwiesen, um die chinesischen Studenten in Europa zu unterstützen. Er überredete uns, zum Botschafter zu gehen und Geld zu verlangen. Wir waren jung und mutig und glaubten, mit vielen Dollars in der Tasche wären alle Probleme gelöst. Also marschierten wir zur Botschaft. Zunächst blieben wir sehr höflich und achteten auf unsere Worte. Als der Botschafter begriff, dass wir Geld von ihm wollten, verzog er sein Gesicht und gab nur ausweichende, zweideutige Antworten.
Am 17. November 1945 schrieb ich meine Eindrücke über ihn in mein Tagebuch:
Der Botschafter ist aalglatt. Huwen behauptet zwar, der Botschafter rede kopflos. Nach meiner Meinung aber kann man ihn nicht leicht aus der Fassung bringen. Er macht keinen guten Eindruck.
Der Diplomat suchte immer nur Ausflüchte. Gereizt machten wir ihm unmissverständlich klar, dass wir von dem Geld wussten. Vor lauter Aufregung änderte sich seine Gesichtsfarbe. Er schien zu schwitzen. Unbewusst zog er eine Schublade auf und warf einen Blick hinein. In der Schublade befanden sich vermutlich die Dollars oder das Rechnungsbuch. Endlich rückte er das Geld heraus, machte aber zur Bedingung, dass wir niemandem davon erzählen durften. Wir stimmten zu und verließen die Botschaft. Allerdings erzählten wir allen Chinesen, dass wir Geld

bekommen hatten. Über unsere psychische Verfassung dachte ich damals nicht weiter nach. Wir haben zwar nicht die Welt ins Chaos gestürzt, das wäre zu viel gesagt, aber die Botschaft. Eigentlich wollten wir uns nur einen kleinen Scherz erlauben.

Während meines Aufenthaltes in der Schweiz kursierten viele Geschichten und Gerüchte. Da gab es die Episode, dass der chinesische Botschafter zu einer Schweizer Veranstaltung eingeladen worden war, um dort eine Rede zu halten. Nach diplomatischen Regeln sollte er sie auf Chinesisch halten und den Dolmetscher ins Deutsche oder Französische übersetzen lassen. Beides waren Schweizer Amtssprachen. Aber unser Botschafter wollte endlich mal mit seinen guten Deutschkenntnissen glänzen. Hätte er die richtigen Worte gefunden, wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen. Doch er hatte sich nicht gut vorbereitet. Außerdem war sein Deutsch ziemlich schlecht, und so blamierte er sich ordentlich. Auffallend häufig stammelte er in seiner Rede: „Das, das, das..." Die Schweizer verstanden ihn nicht, und auch die Chinesen verstanden ihn anfangs ebenso wenig wie der große buddhistische Mönch, dessen Kopf man nicht berühren kann. Doch dann kam ihnen die Erleuchtung: Unser verehrter Botschafter überbrückte die kurzen Pausen in seiner Rede immer mit den Worten „das, das, das...," sozusagen wie mit dem chinesischen Pausenfüller „zhe ge, zhe ge, zhe ge ..." Diese plötzliche Erkenntnis erheiterte die Chinesen ungemein, aber die Europäer verstanden nichts.

Eine andere Geschichte kursierte von einem Botschaftsangehörigen, der einen typisch chinesischen Nasenrücken hatte. Bei einem Empfang wollte er es den Europäern gleichtun und elegant einen Kneifer tragen. Leider hat Gott den Chinesen aber nur einen flachen Nasenrücken gegeben, so dass der Kneifer nicht sitzen blieb und er die ganze Zeit seine Stirn runzeln musste, um ihn auf der Nase zu halten. Hätte er nicht aufgepasst

und auch nur einmal gelacht, wäre er hinunter gefallen. Es blieb dem Diplomaten nichts anderes übrig, als den ganzen Abend mit einer in Falten gelegten Stirn die Herren im Frack und die Damen mit ihren Perlen und Juwelen zu empfangen.

Es gab da noch eine weitere Episode bei diesem Empfang. Ein Militärattaché, wahrscheinlich ein Generalmajor, trug einen Orden an seiner Uniform, um Macht und Ansehen zu demonstrieren. Doch der Orden gehorchte ihm nicht. Er zeigte immer nur seine Rückseite. Das sollte einem Militärattaché nun wirklich nicht passieren. Den ganzen Abend drehte er seinen Orden immer wieder auf die Vorderseite. Schade, dass ich diese Belustigung nicht mit eigenen Augen sehen konnte.

Liebe Leser, schliessen Sie Ihre Augen und stellen Sie sich vor, dass ein Botschaftsangehöriger und ein Militärattaché als Gastgeber bei einem wichtigen diplomatischen Empfang den ganzen Abend ihre Stirn runzeln und ihren Orden ins rechte Licht rücken müssen. Müssen Sie da nicht auch lachen?

Das war also die Botschaft, mit der ich zu tun hatte. Sie hatte meinen Horizont wirklich erweitert und mir wertvolle Erfahrungen vermittelt. Wer mit dieser Botschaft Kontakt hatte, zeigte besser Stärke als Schwäche. Diese Einstellung half uns entscheidend bei den Verhandlungen über die Fahrtkosten und das Verkehrsmittel von der Schweiz nach Frankreich.

35. Von der Schweiz nach Marseille

Wir verlangten von der Botschaft eine Zugfahrt nach Marseille und außerdem einen Lastwagen für den Transport unseres Gepäcks. Trotz unserer wenigen Gepäckstücke wurde unsere Forderung erfüllt. Das Gepäck wurde auf einen großen Lastwagen geladen, einen Zehntonner. Es bedeckte nicht einmal den Boden des Lasters, und von weitem konnte man nicht ein Gepäckstück erkennen. So ein großer Lastwagen und so wenig Gepäck, das war eigentlich lächerlich.
Egal, unser Gepäck lag auf dem Laster, wir waren frei und fuhren mit dem Zug zunächst nach Genf, einige Tage später weiter nach Frankreich. Es war der 2. Februar 1946. An der Grenze herrschten sehr strenge Kontrollen, da viele Schweizer Uhren heimlich nach Frankreich geschmuggelt wurden – dunkle Geschäfte, mit denen viel Geld verdient wurde. Wir hatten zwar nur wenige Koffer dabei, doch wenn die alle durchsucht würden, dauerte das solange, bis der Gelbe Fluss in China rein gewaschen würde. Sollten wir hier eine Ewigkeit warten? Bis dahin würde

unser Zug schon abgefahren sein. Einer von uns geriet in Panik. Ihm fiel eine Schweizer Münze aus seiner Tasche, ein Schweizer Franken, nichts Wertvolles. Ich hatte entsetzliche Angst, dass der Kontrolleur aufbrausen würde. Da passierte etwas Erstaunliches. Der Beamte nahm die Münze und steckte sie in seine eigene Tasche. Danach kritzelte er etwas auf unsere Koffer. Wir hatten es geschafft.

Wir erreichten unser Ziel Marseille. Das erste Mal in Frankreich! Alles war neu für mich. Etwas fiel mir gleich auf der Straße auf, das ganz anders war als in der Schweiz: Die Rassendiskriminierung in Frankreich schien nicht so schlimm zu sein wie in Amerika und England. In den zehn Jahren in Deutschland habe ich niemals auf der Straße eine deutsche Frau Arm in Arm mit einem Schwarzen gesehen, unter der Herrschaft der Faschisten wäre das undenkbar gewesen. In der Schweiz gab es das auch nicht. In Marseille aber sah ich überall schwarz-weiße Paare Arm in Arm auf der Straße. Wenn man nicht genau hinschaute, sahen sie aus wie weiße Birnenblüten gepaart mit Holzkohle. In Frankreich schien das gang und gebe zu sein. Die Menschen machten einen frohen und zufriedenen Eindruck.

Hier erblickte ich zum ersten Mal in meinem Leben das Meer. Ich lachte über mich. Wahrscheinlich war ich der Einzige, der auf der Halbinsel Shandong geboren worden war, über zehn Jahre im Ausland gelebt und noch nie ein Meer gesehen hatte. Jetzt hatte ich endlich eine Gelegenheit, mich von dieser lächerlichen Tatsache zu befreien. Ich war begeistert von den grenzenlosen brausenden Wellen des Meeres. „Himmel und Erde spiegeln sich Tag und Nacht auf dem Dongting-See wider.“[58] Wahrscheinlich hatte auch dieser große Dichter nie ein Meer gesehen,

[58] aus: „Betreten des Yueyang – Gebäudes“ （《登岳阳楼》）von Du Fu (s.Anm. 9).

sonst hätte er seine schönen Gedichte dem Meer gewidmet.
Mit von den amerikanischen Soldaten in Göttingen ausgestellten Papieren suchten wir eine Behörde auf, die vor Ort zuständig war für Kriegsflüchtlinge. Zum Übernachten wies man uns ein in ein großes Lager. Es war schlicht und sauber, das Essen in Ordnung. Welche Freude, dort als Lagerverwalter auf deutsche Kriegsgefangene zu treffen. Da konnten solche Erlebnisse wie „Demain deux jours" nicht passieren.
Ganz zufrieden waren wir mit dem Lagerleben dennoch nicht. Auch in Marseille gab es eine diplomatische Vertretung der Nanjing-Regierung. Und Erfahrungen im Umgang mit dem chinesischen Personal besaßen wir auch: Besser Stärke als Schwäche zeigen. Diese Einstellung führte erneut zum Erfolg. Wir konnten das große Lager verlassen und in ein Hotel ziehen. Selbst unsere Forderung, auf dem Schiff in der ersten Klasse nach China zu reisen, wurde akzeptiert. In Marseille hielten wir uns vom 2. bis 8. Februar 1946 auf. Dann war alles erledigt und wir atmeten auf. Jeden Tag verbrachten wir am Strand, kauften Orangen auf der Straße und aßen im Restaurant – frei und froh wie die Götter.

36. Das Leben auf dem Schiff

Es war der Abend des 8. Februar, als wir endlich an Bord des 17 000-Tonnen-Schiffes „New Hellas“ gingen. Die „New Hellas“ war ein ziemlich großes Schiff, das die französische Armee nach unserer Kenntnis von England gechartert hatte, um Truppen in den Kampf gegen Aufständische in ihre damalige Kolonie Indochina zu schicken. Fast die gesamte Besatzung bestand aus Engländern, fast alle Passagiere waren französische Soldaten. Man sah kaum Reisende in ziviler Kleidung, meistens nur uns acht Chinesen. Wir wohnten in zwei Kabinen und waren sehr zufrieden mit dem Schiff. Die Einrichtung war zwar nicht luxuriös, aber sauber und komfortabel, und das reichliche Essen schmeckte lecker. Alles verlief zu unserer Zufriedenheit.
Aber natürlich ging auch nicht alles glatt. Als wir zum Beispiel einmal auf das Oberdeck stiegen, um das Meer anzuschauen, kam jemand von der Besatzung auf uns zu und erklärte, dieses Deck sei nur für die Passagiere der Ersten Klasse reserviert. Wir waren wie vor den Kopf geschlagen.

Der chinesische Generalkonsul in Marseille hatte uns doch persönlich ein Ticket Erster Klasse zugesagt. Es war kurz nach Kriegsende. Weil das Schiff nur Soldaten an Bord mitnahm, wurde die Klasse auf dem Ticket nicht vermerkt. Und wir hatten gedacht, in Marseille gesiegt zu haben. Doch der Generalkonsul, dieser alte Fuchs, hatte uns übers Ohr gehauen. Wir mussten selbst darüber lachen. Aus Fehlern sollte man lernen. Um unser Gesicht als Chinesen allerdings zu wahren, mussten wir auf das Oberdeck kommen. Selbst wenn wir dazu unser eigenes Geld für den Kauf eines Tickets der Ersten Klassen ausgeben mussten. Das war eine Frage der Ehre. Darüber verhandelten wir mit dem Kapitän. Und der hatte ein Einsehen und erlaubte uns, das Oberdeck zu betreten. Wir freuten uns, dass wir knapp einen Monat dort verbringen konnten.

Dann tauchte ein weiteres Problem auf. Die Briten sind eine redliche, konservative und ernsthafte Nation, die viel Wert auf Höflichkeit und Etikette legt. Sie erschienen im Frack zum Abendessen. Wir armen Studenten konnten das nicht. Unsere Kleider reichten gerade dazu aus, unsere Blöße zu bedecken. Woher sollten wir einen Frack nehmen? Der war nun aber mal Vorschrift, und die Vorschrift musste eingehalten werden. Was sollten wir machen? Also gingen wir wieder zum Kapitän. Wieder hatte dieser ein Einsehen und versicherte uns, dass es ein sauberer Anzug mit Krawatte und Lederschuhe auch tun würden. Damit könnten wir im Speisesaal essen. Wir bedanken uns herzlich für seine Unterstützung. Wir setzten das Menschenmögliche ein, um seine Worte zu befolgen, und zogen das Beste an, was wir hatten. Zu der Jahreszeit war es noch nicht so heiß. Ich trug einen geschniegelten und gebügelten Anzug. Von der Decke spürte ich den Luftzug des Ventilators. Ich saß gerade am Tisch, aß meine Suppe ohne zu schlürfen und ging vorsichtig mit Messer und Gabel um, so wie sich das hier gehörte. Nach dem Essen aber lief

mir der Schweiß in Strömen über den Rücken. Erschöpft erreichte ich meine Kabine und nahm eine Dusche. Das ertrugen wir einige Zeit, bis das Schiff in das Rote Meer einlief, wo es unvorstellbar heiß war. Selbst wer nur ein Hemd trug und sich nicht bewegte, schwitzte. Es schien, als sei selbst das „Menschenmögliche" nicht mehr genug, um dem Kapitän gegenüber Wort zu halten. Wir hatten große Angst vor dem Speisesaal und keine Lust mehr dort zu essen. Deshalb verhandelten wir mit dem Personal in der Küche und aßen dann in der Kabine. Das Problem war gelöst.

Es gab auch angenehme Situationen auf dem Schiff. Wir beobachteten gelassen die französischen Soldaten. Es mochten einige Tausende sein, Männer und Frauen, die allerdings deutlich in der Minderheit waren. Die Franzosen hatten eine gesellige Natur. Scheinbar trugen sie ihr Herz auf der Zunge und waren jederzeit bereit, sich mit jemandem anzufreunden. Der Kontakt zu ihnen ist leichter als zu Deutschen oder Briten. Nach einem ersten Treffen und nach wenigen Worten schienen sie schon alte Freunde geworden zu sein. Die französischen Soldaten auf dem Schiff verhielten sich jedenfalls so. Männer und Frauen waren herzlich und lebendig. Sie umarmten sich und waren ausgelassen. Niemand fand das außergewöhnlich. Nur abends konnte es schon mal unangenehm werden, wenn wir auf dem Deck spazieren gingen, um uns den Wind um die Ohren pusten zu lassen und das Meer zu genießen. Ein seltenes Glück! Dabei stolperten wir manchmal über einen Menschen – oder auch gleich über zwei, die sich in einer dunklen Ecke versteckt hatten, natürlich ein Mann und eine Frau. Uns machte das verlegen. Die Betroffenen selbst hatten damit kein Problem und blieben einfach liegen. Wir flüchteten in unsere hell erleuchteten Kabinen. Das Erlebnis an Deck war vorüber. Nur Bruchstücke von Erinnerungen blieben.

Ich lernte einen jungen französischen Offizier kennen, dessen militärischen Rang ich nicht kannte. Er war dünn und sah nett aus. Da er Englisch sprach, hatten wir eine gemeinsame Basis. Wir trafen uns häufig an Deck, unterhielten uns, gingen spazieren und redeten über Gott und die Welt. Er machte sich oft lustig über die französische Armee, in der es mehr Offiziere gebe als einfache Soldaten und mehr höherrangige Offiziere als Vertreter niedrigerer Ränge. Die abendlichen Verhältnisse an Deck tolerierte er. In den mehr als zwanzig Tagen hatten wir uns angefreundet und er hatte mir sein Vertrauen geschenkt. Das freute mich sehr.

Die Beziehungen zwischen den französischen Soldaten und den britischen Seeleuten schienen sehr harmonisch zu sein. Besonders die Boxkämpfe zwischen den englischen Matrosen und den französischen Soldaten haben mich tief beeindruckt. Sie fanden immer abends statt. Nach dem Abendessen wurde ein Kampfplatz auf dem vorderen Deck hergerichtet. Der Abstand zur Reling betrug nur ein bis zwei Meter. Ab da ging es zehn oder zwanzig Meter in die Tiefe, wo sich hohe Wellen auftürmten und an den Schiffsrumpf schlugen. Das Meer war jadegrün, so weit das Auge reichte. Darin hatten sich Fische, Drachen und Wassergeister versteckt. Sie hörten wahrscheinlich die Menschen oben an der Reling, sahen ihre Spiegelbilder auf dem Wasser und verschwanden erschrocken in die Tiefe. Auf dem hell erleuchteten Deck kämpften die kraftvollen jungen Männer aus England und Frankreich wie steigende Drachen und springende Tiger. Sie zeigten keine Schwäche. Das Schiff dampfte weiter und weiter, und wir waren wahrscheinlich schon viele hundert Kilometer vom Festland entfernt. Wir befanden uns mitten auf dem Meer wie in einer eigenen kleinen Welt, wie im Traum, wie in einem Märchen. Alles um mich herum hatte ich vergessen.

Unser Schiff fuhr weiter durch das Rote Meer. Warum heißt das Rote Meer Rotes Meer? Jetzt endlich fand ich eine Antwort auf die Frage.
Am 19. Februar schrieb ich in mein Tagebuch:
Heute war es sehr heiß, und ich schwitzte die ganze Zeit. Nach dem Mittagessen wollte ich mich ausruhen, aber es war so heiß, dass ich nicht schlafen konnte. Deshalb ging ich auf das Oberdeck. In der Ferne sah ich rote Wellen wie eine Blutlinie. Das Meer war dunkelgrün und bewegt, aber die Wellen konnten diese Linie nicht brechen. Sie blieb immer rot. Ob das Meer daher seinen Namen trägt? Heute sahen wir Fische aus dem Wasser auftauchen.
Es war ein Glück, diese Blutlinie mit eigenen Augen zu sehen. Auf der über tausend Kilometer langen Reise habe ich die einige Meter breite und undefinierbar lange Blutlinie gesehen. Dazu braucht man Glück. Wenn ich nicht zur richtigen Zeit an Deck gegangen wäre, hätte ich sie nicht gesehen. Vor lauter Glück geriet ich in einen Freudentaumel.
Es gab einen anderen Vorfall, den wir alle glücklich überstanden haben. In der Zeit kurz nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Seeminen noch nicht beseitigt. Auf der ganzen Strecke vom Mittelmeer durch das Rote Meer bis zum Indischen Ozean stellten sie eine ernste Bedrohung dar. Unser Schiff war eines der wenigen, die zu der Zeit von Europa nach Asien fuhren. Vor uns gab es einige Schiffe, die auf Seeminen gelaufen und gesunken waren. Zu Beginn der Reise wussten wir das nicht, aber wir hatten ein komisches Gefühl. Warum mussten wir uns bei Antritt der Reise an Deck versammeln und die Rettungsringe ausprobieren? Warum hatte ich in meinem Tagebuch vermerkt, dass ich täglich einen Wachdienst an Deck übernehmen musste? Dafür gab es bestimmt einen Grund. Nachdem wir die Straße von Malakka durchfahren hatten, teilte uns der Kapitän frühmorgens mit, dass er die ganze Nacht habe Wache halten müssen, weil es in diesem Gebiet Seeminen gab. Er hatte Angst, dass

etwas passieren würde. Jetzt läge das gefährliche Gebiet aber bereits hinter uns, und nun könne auch er ruhig schlafen. Als wir das hörten, bekamen wir nachträglich Angst. Wir waren der Gefahr entkommen, aber die Angst steckte uns in den Knochen.
Was hatten wir für ein Glück gehabt! Das war allen klar.
Glücklich erreichten wir unser Ziel – Saigon.

37. Zwei Monate in Saigon

Nach fast einem Monat auf dem Schiff erreichten wir am 7. März 1946 Saigon. Die Stadt lag nicht direkt am Meer. Die „New Hellas“ fuhr zunächst auf einem großen Fluss und machte nach einiger Zeit in Saigon fest. Der große Fluss war breit und erinnerte an die Worte von Zhuang Zi: „Wenn die Herbstzeit mit viel Wasser kam, bildete das Wasser einen Fluss. Das Flussbett war so breit, dass man von der einen Seite des Ufers auf der anderen Seite eine Kuh nicht von einem Pferd unterscheiden konnte.“ Wir hatten viele Tage auf dem Meer verbracht und kein Land gesehen. Das Schiff schien in der Luft zu schweben. Jetzt erblickten wir Schilf auf beiden Seiten des Flusses, der in unterschiedlichen Phasen blühte. Überall war es grün. Wir kamen endlich wieder an Land. Unsere Herzen wurden warm.

Aber an Land war durchaus nicht alles „warm“. Als wir ausstiegen, befanden wir uns in einem lauten Hafen voller Menschen. In dieser quirligen Umgebung erinnerte ich mich an den jungen französischen Offizier, den ich auf dem Schiff kennen gelernt hatte. Ich wollte von ihm

Abschied nehmen. Nach längerem Suchen unter den vielen Menschen fand ich ihn. Voller Freude lief ich auf ihn zu, um mich mit Handschlag zu verabschieden. Aber er drehte seinen Kopf zur Seite und übersah mich. Das war eine kalte Dusche. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, entsetzt, dann aber ruhig und gefasst. Aha! Jetzt waren die Franzosen in ihrer Kolonie, und er musste seine Rolle als Kolonialherr spielen. Damit hatte er sein Herz zurückgenommen, das er mir auf dem Schiff zugewandt hatte. Ich war ihm nicht böse, fand es jedoch interessant.

Saigon liegt in der tropischen Zone. Ich war noch nie in diesen heißen Breiten gewesen und lernte ihre Landschaft zum ersten Mal kennen. Zum Frühlingsende und Sommeranfang brannte die Sonne wie Feuer. Es gab viele Kokospalmen zu sehen, überall dichte dunkelgrüne Vegetation. Pflanzen und Tiere schienen ihre grenzenlose Lebenskraft direkt aus der Mitte der Erde zu bekommen. Als Chinese aus Nordchina überraschte mich besonders die Zahl der Geckos überall an den Wänden. Solche Bilder sah ich später in Xishuangbanna[59] wieder. Ich entdeckte auch eine Art Eidechse, die ich vorher noch nie gesehen hatte. Eine von ihnen kletterte auf einem Baum hin und her. Als ich sie mit einem Zweig berührte, wechselte sie sofort ihre Farbe von grau und gelb nach hellgrün. War das ein so genanntes Chamäleon?

Jetzt begann gerade die alljährliche Regenzeit. Es regnete jeden Tag, meistens nachmittags. Und jeden Tag setzte der Regenschauer zur gleichen Zeit ein – und zwar genau zu jener Stunde, zu der es am ersten Tag der Regenzeit gegossen hatte. Regnete es also am ersten Tag um 14 Uhr, dann regnete es jeden Tag um 14 Uhr. Vor dem heftigen Regenguss schien überall die Sonne. Niemand dachte an Regen. Dann zogen sich

[59] Stadt in der Provinz Yunnan.

blitzschnell dunkle Wolken zusammen. Der Himmel war grau und die Erde dunkel. Blitz, Donner und Regen wechselten sich ab, und zwar so gewaltig, dass es Himmel und Erde erschreckte und die Geister zum Weinen brachte. Auf der Straße spritzte überall Wasser auf und bildete Blumen aus Perlen. Kurz danach war es vorbei. Die dunklen Wolken hatten sich verzogen, der blaue Himmel schaute hervor, und überall schien wieder die Sonne.

Für das Wetter in der tropischen Zone gab es passende Kleidung, die vor allem bei den Damen zu sehen war. Die Vietnamesinnen trugen Kleider, die dem chinesischen Qipao ähnelten, hergestellt aus weißer Seide. Der einzige Unterschied bestand darin, dass der Schlitz bis zur Achselhöhle reichte. Die Hose darunter war aus schwarzer Seide. Oben weiß und unten schwarz, oder anders gesagt, innen schwarz und außen weiß. Weil der Schlitz so groß war, flatterten die weißen Qipaos und die schwarzen Hosen der jungen hübschen Frauen im Wind, wenn sie ihm entgegen gingen. Sie sahen wie aus schwarzem und weißem Marmor gemeißelte Göttinnen aus, die sich im Gegensatz zu diesen Frauen freilich nicht regen können. Ein wunderschöner Anblick. Ihre Ausstrahlung belebte das ganze Straßenbild – östliche Schönheiten eben, wie man sie in Europa nicht sieht. Außerhalb von Vietnam findet man sie so auch nicht in Ostasien.

In diesen tropischen Zonen wird jährlich drei- bis viermal Reis geerntet, weshalb er sehr billig war. Angeblich gab es hier keine Bettler. Der Reis war so preisgünstig, dass jeder sich leicht ernähren konnte. Jeder konnte ohne Mühe seinen Lebensunterhalt bestreiten und viel Zeit auf den Straßen verbringen. Die Menschen standen nicht unter Druck. Wenn es nicht regnete, hielten sie sich auf der Straße auf. Sie lagen unter Kokospalmen oder anderen Bäumen, rauchten, tranken Tee und unterhielten sich. Rundum herrschte Zufriedenheit. Es gibt einen Satz in

Europa: „Alle auf der Welt haben Angst vor der Zeit, aber die Zeit hat Angst vor dem Osten." Dieser Satz traf hier wirklich zu.
Unter den Einwohnern lebten viele ehemalige chinesische Staatsbürger, die vorwiegend am Hafen und in der Nähe der Innenstadt wohnten. Auf den Straßen und in den Läden in dieser Gegend sah man nur Chinesen, und auch die Inhaber der Geschäfte waren samt und sonders Chinesen, die Ladenschilder waren chinesisch beschriftet und die Kunden waren ebenfalls Chinesen. Chinesen betrieben viele kleine Fabriken, meistens Reisschälfabriken und einige Ziegeleien. Und das Essen war natürlich chinesisch. Sowohl in den großen Restaurants als auch in den kleinen Lokalen auf der Straße gab es typische Kanton-Spezialitäten. Die Regale hingen voll mit Würsten und geräuchertem Fleisch aus Kanton. Überall bot man teure Spezialitäten von jungen Schweinen an. Früher hieß es „Essen wie in Kanton". Es sollte besser heißen „Essen wie in Saigon".
In Saigon existierten viele chinesische Grund- und einige Mittelschulen, chinesische Zeitungen und chinesische Buchläden. Hier lebten chinesische Schriftsteller und Akademiker. Es gab auch chinesische Krankenhäuser mit chinesischen Ärzten und Patienten. Wahrscheinlich weil wir ebenfalls zu den Akademikern gehörten, machten wir schon kurz nach unserer Ankunft Bekanntschaft mit den einheimischen Akademikern. Sie hatten großen Respekt vor uns, weil wir uns durch das Auslandsstudium sozusagen „vergoldet" hatten. Sie luden uns zum Essen ein, baten uns Vorträge zu halten und Artikel für die Zeitungen zu schreiben. Wir bedankten uns für ihre Freundlichkeit.
Wahrscheinlich existierte noch ein weiterer Grund, warum sie uns respektierten. Die Nanjing-Regierung hatte einen Generalkonsul nach Saigon geschickt. Vorher gab es zwar schon einige Konsuln und Vizekonsuln. Nun aber hatten sie ein großes Generalkonsulat gegründet,

um die Angelegenheiten der Chinesen vor Ort zu regeln. Das Konsulat war eine klassische chinesische Behörde, die alle heimischen Eigenarten geerbt hatte. Früher gab es dazu zwei Sätze in China: 1.Mit dem chinesischen Schriftzeichen „acht“ bezeichnete Behörden öffnen schwer ihre Türen. 2. Wer nur mit dem Recht auf seiner Seite, aber ohne Geld kommt, hat ebenfalls schwer Zugang. Das traf auch auf diese Behörde zu. Genaue Informationen über das Generalkonsulat besaß ich nicht, aber ich hörte nach einiger Zeit von der schlechten Behandlung einiger Chinesen. Sie hatten keine Möglichkeit sich zu beschweren. Der Himmel war hoch, der Kaiser weit weg und Nanjing mehrere tausend Kilometer entfernt. So mussten sie es stumm ertragen. Als wir in Saigon eintrafen, vermuteten die Konsulatsangestellten und die dort ansässigen Chinesen, dass starke Hintermänner und einflussreiche Familien hinter uns stünden. Sonst hätten wir uns nicht im Ausland „vergolden“ lassen können. Daher behandelten uns einige Landsleute wie den „Großen Herrn der Gerechtigkeit und Hüter des blauen Himmels“. Sie beauftragten uns, mit dem Generalkonsulat zu verhandeln und in ihrem Interesse einige Dinge zu erledigen. Aber wir hatten keine einflussreichen Familien hinter uns und waren auch nicht berechtigt, uns in ihre persönlichen Angelegenheiten zu mischen. Das wollten wir auch nicht. Dennoch: Als wir eines Tages einen Beamten des Konsulats trafen, sprachen wir ihn auf einige Probleme an – mit dem Erfolg, dass uns die Chinesen in Saigon ihr Vertrauen und ihre Freundschaft schenkten. Sie suchten unseren Kontakt und baten um Hilfe. Das führte dazu, dass es vor unserer Hoteltür zuging wie auf einem Markt und wir jeden Tag zum Essen eingeladen wurden.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten kümmerte sich das Generalkonsulat sehr gut um uns. Schlau geworden durch unsere Erfahrungen mit der diplomatischen Vertretung in der Schweiz und in Marseille wandten wir

unsere Taktik auch in Saigon an: Stärke zeigen! Beim ersten Essen im Konsulat lagen Essstäbchen aus Bambus auf dem Tisch. Wir verlangten nach Stäbchen aus Elfenbein. Beim nächsten Essen bekamen wir sie. Das war provozierend.

Zwei Absätze dazu aus meinem Tagebuch:

13. März 1946:

Um 10 Uhr hatten wir einen Termin beim Generalkonsul Yin Fengzao. Um 11 Uhr kam er. Er war unfreundlich. Ich schäumte vor Wut und beschwerte mich. Daraufhin wurde er höflich. Was macht man mit solchen Bürokraten?

13. April 1946:

Frühmorgens um 6 Uhr standen wir auf. Nach dem Frühstück gingen Huwen, Shixin, Xiao und ich zum Generalkonsulat, um über einen Kabinenplatz auf dem Schiff „Reich der Mitte“ zu verhandeln. Yin wollte sich herausreden. Wir wurden unfreundlich – und er versprach uns den Platz.

Diese beiden Auszüge verdeutlichten die damalige Situation. Wir lernten sehr viel daraus.

In Saigon waren wir unserer Heimat viel näher als in Europa. Wir spürten die Nähe auch wirklich stärker. Die hier lebenden Chinesen schenkten dem Krieg in China sehr viel Aufmerksamkeit. Sie liebten China ebenso wie die Chinesen in anderen Ländern und nahmen regen Anteil am Schicksal ihrer Heimat. Inzwischen war der Krieg beendet, aber die Veränderungen, die er in den acht Jahren verursacht hatte, waren in ihren Herzen und Köpfen. Als ich zum Beispiel das erste Mal die chinesische Nationalhymne in Saigon hörte, packte mich, einen von weither gereisten Übersee-Chinesen, Rührung. Ich fühlte mich ermutigt, geehrt, begeistert und stolz. Ich konnte meinen Kopf wieder höher tragen. Einmal erwähnte ich in einer Mittelschule den Namen von Chiang Kai-shek. Da standen alle Leute plötzlich auf. Ich war erschrocken und verdutzt. Später

erfuhr ich, dass es damals überall so üblich war. Das kam aus China. Dort habe ich es später allerdings nicht erlebt – für mich ist es bis heute ein Rätsel. Von den Chinesen in Saigon lernte ich viele neue Wörter, wie zum Beispiel „shangnaojin = man hat Schwierigkeiten“ oder „gao = machen, tun“. Diese Wörter gab es bei meiner Abreise aus China noch nicht. Sie waren Produkte, die in der Zeit meiner Abwesenheit entstanden waren.
Sie zeigten mir eindeutig, dass ich nun nicht mehr weit von meiner Heimat entfernt war. Sie lag vor mir. Mein Herz wurde warm.

38. Von Saigon nach Hongkong

Am 19. April 1946 verließen wir Saigon und betraten das Schiff nach Hongkong.

Dieses Schiff war mit einer Wasserverdrängung von weniger als tausend Tonnen wesentlich kleiner als die „New Hellas“. Die Einrichtung in der Ersten Klasse war sehr schlicht und alles andere als luxuriös. Über die Zweite und Dritte Klasse oder das Zwischendeck will ich erst gar nicht reden.

Mit dem Wetter hatten wir kein Glück. Schon am zweiten Tag gab es einen Sturm. Ob es ein Taifun war, weiß ich nicht mehr. Der Wind heulte schrecklich. Das Schiff bewegte sich wie eine Wasserlinse im Meer, auf und ab, mal in den Himmel, mal in die Hölle. Einmal befanden wir uns in den höchsten Gefilden des Himmels, ein anderes Mal auf dem tiefsten Grund der Hölle. Die Wellen schienen den Himmel zu berühren und die Winde wie verrückt zu brüllen. In den Wellen bewegten sich Fische, Drachen und Wassergeister. Blitzschnell änderten sich die Situationen,

als hätte der Affenkönig Sun Wukong das Drachenschloss mit seiner Zauber-Nadel herumgedreht und damit das Meer erschüttert. Ich war seekrank und erbrach ständig das Essen. Auch als ich nichts mehr zu mir nehmen konnte, erbrach ich weiter, bis ich nur noch dunkelgrünes Wasser ausspuckte. So konnte ich auch nicht mehr in der Kabine bleiben. Ich legte mich oben auf das Deck mit dem Kopf an der Reling. Noch war ich bei Bewusstsein und sah die Schiffsmasten mal hoch über mir und mal tief im 90-Grad-Winkel neben mir. Das Wasser spritzte an Deck. Ich konnte nichts dagegen tun. Wie benommen lag ich mit halbgeschlossenen Augen da und konnte mich nicht mehr bewegen. Der Sturm dauerte zwei Tage. Später berichtete der Kapitän, sein Schiff sei eine ganze Nacht lang mit voller Kraft gegen die Wellen gefahren, ohne einen Meter vorwärts zu kommen. Es dampfte einen Meter voran und die Wellen schlugen es einen Meter zurück.

Auch nach dem Sturm konnte ich ganze zwei Tage kein Essen und kein Wasser anrühren. Als es mir wieder besser ging, wurde auf dem Schiff Hühnerbrühe angeboten. Sie schmeckte mir besonders lecker und viel besser als alle Schwalbennester und Haifischflossen, ein von Geistern geschicktes Lebenselixier, ein köstliches Süppchen. Es war die leckerste und schönste Brühe meines Lebens, die ich bis heute in Erinnerung habe. Jetzt klarte der Himmel auch wieder auf, und die schöne Sonne stand hoch am Firmament. Das Meer zeigte sich ruhig und flach wie ein Spiegel. Fische tauchten aus dem Wasser auf wie fliegende Vögel. In der Ferne lag verschwommen der Horizont, aber keine Insel war in Sicht. Wir entfernten uns immer weiter vom Festland. Ich schaute mich um und hätte am liebsten einen Freudentanz aufgeführt.

Am 25. April 1946 erreichten wir Hongkong. Hier gab es eine außerordentliche diplomatische Behörde der Nanjing-Regierung,

vergleichbar mit einer Botschaft in anderen Ländern. Diese Behörde hatte die Aufgabe, uns zu empfangen. Ihre Vertreter holten uns am Hafen ab und brachten uns zu einer Pension. Die Einrichtung der Pension war außergewöhnlich schlicht. Die Zimmer sahen aus wie Hühnerställe auf dem Festland. Wir zogen in zwei kleine Zimmer. Davor lag ein langer Flur von etwa zwanzig bis dreißig Quadratmetern, der wahrscheinlich auch als Auffangsraum genutzt wurde. Betten gab es auf diesem Flur nicht. Seine knapp dreißig Bewohner hausten auf dem Fußboden. Einige waren kleine Händler, andere wahrscheinlich arbeitslos. Diese Leute hatten keine Kultur und keine Moral. Sie sprachen laut, spuckten überall hin und rauchten schlechte Zigaretten. Alles ging drunter und drüber. In Hongkong lebten viele Menschen auf wenig Platz. Ein Stück Land war so teuer wie Gold. Es war hier auch nicht einfach, überhaupt eine Unterkunft zu finden. Wir warteten auf ein Schiff nach Shanghai. Solange mussten wir uns mit dieser Unterkunft begnügen.

Hongkong kannte ich vom Namen her sehr gut, war allerdings noch nie da gewesen. Gleich nach der Ankunft fiel mir einiges auf, das auf mich keinen guten Eindruck machte. Mehr als zehn Jahre hatte ich bereits in Europa gelebt. Ich hatte die große Welt in der Schweiz, Frankreich und in Deutschland kennen gelernt. Wer das heutige Hongkong mit dem Hongkong Mitte der vierziger Jahre vergleicht, sieht viele Unterschiede, aber manches hat sich auch bis heute nicht verändert. Es gibt immer noch viele Menschen und wenig Platz. Die Unterschiede zu unserer heutigen Zeit: Damals war Hongkong ländlich. Es fehlte das wissenschaftliche Leben. Es war sehr schwer, einen Buchladen zu finden. Auf den wenigen Straßen drängten sich Menschen Schulter an Schulter. In den Hochhäusern ging es zu wie in einem Taubenschlag. Wie einen donnernden Wasserfall hörte man überall die umfallenden Steine

der Leute beim Ma-Jiang-Spielen. Wie bei einem Sturm, der über eine große Fläche fegt. Kaum zu glauben, aber so sah die Wirklichkeit aus. Im damaligen Hongkong gab es die Natur, das Meer und die nächtliche Szenerie. Ähnlich wie in der Bergstadt Chongqing leuchteten überall in der Nacht viele tausend Lichter. Große und kleine, runde und eckige Lichter funkelten wie zahlreiche Sterne am Himmel – eine idyllische Welt.
Dennoch schienen auch hier Auseinandersetzungen unvermeidbar. Die diplomatische Vertretung entpuppte sich wie in der Schweiz, in Marseille und Saigon mal wieder als unser Gegner. Wir hatten uns mit dem außerordentlichen diplomatischen Vertreter Guo Dehua verabredet, um unsere Weiterfahrt nach Shanghai zu besprechen. Was ich zu hören bekam, kannte ich schon aus Saigon: „Die Abfahrt des Schiffes ist unbestimmt", hieß es. Also brauchten wir seine tatkräftige Unterstützung.
Guo Dehua hatte ein großes helles Büro. Er saß hinter einem riesigen Schreibtisch und gab sich sehr würdevoll. Die Bügel seiner Brille waren aus Schildpatt hergestellt. Er trug einen kleinen Bart, hatte ein Millionärsgesicht und machte sich wichtig. Gnädig winkte er uns heran. Sein Verhalten kam uns bekannt vor. Wie sagt doch ein Sprichwort: „Nur durch Kampf lernt man eine Sache richtig kennen." Das mussten wir ihm jetzt zeigen. Guo Dehua stand nicht auf, und wir setzten uns auch nicht auf den Platz, den er uns zugewiesen hatte. Stattdessen machten wir es uns geradewegs auf seinem Schreibtisch bequem. Das zeigte so schnell Wirkung, als hätte man einen Stab aufgestellt und schon einen Schatten bekommen. Er schnellte hoch, lächelte, und das Problem mit der Schiffsreise war erledigt.
Uns fiel ein Stein vom Herzen. Wir verbrachten noch einige Tage in Hongkong, besuchten einige Freunde und warteten auf die Abfahrt.

39. In den Armen der Heimat

Nachdem wir nun auch mit dem Diplomaten in Hongkong siegreich gekämpft und endlich das Ticket erhalten hatten, betraten wir am 13. Mai 1946 das Schiff nach Shanghai. Das war unsere letzte Fahrt auf dem Weg in die Heimat. Wie aufregend!
Das Schiff war wieder sehr klein, hatte eine Wasserverdrängung von weniger als tausend Tonnen und eine erschütternd miserable Einrichtung. An Bord befanden sich noch weitere Chinesen, die im Ausland studiert hatten und nun in die Heimat fuhren. Wir waren also nicht mehr so einsam. Überdies drängten sich noch mehrere hundert chinesische Passagiere auf dem Schiff. Für sie gab es keinen Schlafplatz. Normalerweise bietet das Zwischendeck die billigste und primitivste Unterkunft auf einem Schiff, aber hier existierte noch ein zusätzliches Deck. Überall lagen Gepäckstücke herum, aus denen es nach eingelegtem Fisch stank. Die Menschen drängten sich, jeder hatte nur einen notdürftigen Platz. Die Stärksten verschafften sich mehr Platz, ebenso

die Reisenden mit Geld. Überall gab es daher heftige Diskussionen und Streitereien. Die meisten Passagiere rauchten. Es ging drunter und drüber auf dem Zwischendeck. Luft und Lärm schufen ein vielstimmiges Lied, das sogar den Schiffslärm in den Schatten stellte.

Wir wohnten in der Ersten Klasse und bildeten mit den anderen chinesischen Studenten in der Zweiten Klasse eine privilegierte Gruppe. Wie laut und schmutzig es da draußen auch sein mochte, wir machten einfach die Tür zu. In unseren Kabinen war es ruhig und sauber. Manchmal brauchten wir allerdings auch frische Luft und mussten an Deck. Es lag nur einen Schritt entfernt, aber dieser eine Schritt gestaltete sich außerordentlich schwierig. Es war nicht einfach, sich einen Weg durch die Menschen zu bahnen. An Deck sah ich plötzlich unter den vielen Menschen eine Studentin, die mit uns gemeinsam an Bord gegangen war. Sie hatte in Belgien und Frankreich studiert. Ihre Augen waren geschlossen, sie aß und trank nichts. Sie bewegte sich auch nicht. Einige stiegen über ihren Körper. Als jemand über sie stolperte und Wasser auf ihr Gesicht schüttete, reagierte sie immer noch nicht, wie bewusstlos. Ihre Augenlider regten sich nicht. War sie eingeschlafen? War sie wach? Ich wusste es nicht. So lag sie einige Tage bis Shanghai. Erstaunlich! Die Studentin hatte Mathematik studiert und war eine überzeugte Katholikin. Ihrer Miene konnte ich nicht ansehen, ob sie Nonne war. Egal, sie hatte sicherlich ihren persönlichen Gott. Anders konnte ich mir ihr Gongfu-Verhalten auf dem Schiff nicht erklären.

Ich glaubte nicht an Gott und wollte auch nicht bewegungslos liegen. Ich wollte essen, trinken, mich bewegen und denken. Nun lag meine Heimat unmittelbar vor mir. Das elfjährige Leben im Ausland war beendet. Nacheinander tauchten die Erlebnisse aus diesem Leben vor meinen Augen auf. Tausend Gedanken entströmten meinem Herzen. Ich wollte

sie über meinem Heimatland ausschütten. Was sollte ich sagen? Vor elf Jahren war ich noch jung und hatte wenig Erfahrung. Mit meinem ganzen Herzen hatte ich mich entschieden, meine Heimat zu verlassen, um China zu retten und zu vergolden. Ursprünglich waren nur zwei Jahre geplant, die ich mit zusammengebissenen Zähnen überstehen wollte. Aber ich war nicht in der richtigen Zeit geboren. Der Krieg in Deutschland dauerte endlos. Aus zwei Jahren waren elf geworden. Was ich in der Zeit an Schwierigkeiten, Härten und Ungerechtigkeit erlebt und wie viel Rückschläge ich erlitten hatte, darüber wollte ich nicht mehr nachdenken. Alle Tage hatte ich gehungert und die Todesgefahr vor Augen gehabt. Die britischen und amerikanischen Flugzeuge flogen zu jeder Zeit über unseren Köpfen. Zwischen Leben und Tod lag nur eine Sekunde. Tausend Male hatte ich Glück gehabt und war dem Tod um Haaresbreite entkommen. Seit einigen Jahren gab es keine Nachricht von Zuhause. Meine nächsten Verwandten waren alt, meine Frau jung und die Kinder noch klein, meine Mutter begraben. Ihr Geist sorgte sich bestimmt um mich. Ich sehnte mich nach dem Tag, an dem ich meine Erlebnisse in meiner Heimat ausschütten konnte. Jetzt war sie vor meinen Augen, die Zeit war gekommen, aber was konnte ich ausschütten?

Ich konnte nicht bewegungslos daliegen wie die Katholikin. Ich lehnte mich an die Reling und konzentrierte mich auf die herumwälzenden Wellen im Meer. Mein Herz wälzte sich noch stärker herum, als es die Wellen taten. Während meiner Zeit in Europa hatte ich viele Male gedacht, wenn ich meine Heimat wiedersehen würde, müsste ich auf die Knie fallen und ihren Boden küssen, sie sanft streicheln und Tränen vergießen. Das fiel mir jetzt schwer. Ich hatte tief in meinem Herzen Probleme damit, und mein Blick war nicht mehr frei. In Saigon hatte ich von den dort lebenden Chinesen, die China liebten, ab und zu

Informationen über die Nanjing-Regierung erhalten. In Hongkong erfuhr ich mehr darüber. Nach dem Sieg im anti-japanischen Widerstandskrieg raubten und beschlagnahmten die hochrangigen, mittleren und kleinen Beamten, die über entsprechende Verwandtschaft, Hintermänner, Beziehungen und Freundschaften verfügten oder durch Bestechung in ihre Positionen gekommen waren, überall in China. Sie raubten und beschlagnahmten Wohnungen, Grundstücke, Dollar, Gold, Lebensmittel, Lager und sogar Frauen. Sie richteten überall ein wüstes Chaos an. Das Volk geriet in helle Empörung. Die Täter waren noch schmutziger als die in den Aufzeichnungen aus der Qing-Dynastie beschriebenen Beamten, die ihre wahre Natur zeigten.[60] Die so genannte Heimat bestand aus zwei Teilen: aus der Natur und aus den Menschen. Die Natur war immer noch schön, sie konnte ich uneingeschränkt lieben. Wie konnte ich aber solche Menschen lieben? Was konnte ich solchen Menschen sagen? Ein chinesisches Sprichwort lautet: „Kinder finden ihre Mutter niemals hässlich, Hunde ihr Zuhause niemals arm." Meine Heimat war überhaupt nicht hässlich. Durfte man behaupten, dass diese Räuber hässlich waren? Hätten Sie, verehrte Leser, gegen solche Menschen nicht auch eine Abneigung?

Mein Herz war aufgewühlt. So kamen wir in Shanghai an. Es war der 19. Mai 1946. In meinem Tagebuch hielt ich fest:

Shanghai, ist das wirklich eine chinesische Stadt? Ich verließ meine Heimat vor elf Jahren. Früher habe ich immer versucht mir vorzustellen, wie es sein würde, wenn ich die Heimat wiedersehe. Jetzt bin ich angekommen, aber ich empfinde sie als besonders fremd, mir fehlt jegliches warme Gefühl. Habe ich mich geändert oder die Heimat?"

Mit widersprüchlichen Gefühlen kam ich zurück, mit einem lachenden

[60] aus: „Die Aufzeichnung der wahren Natur der Beamten" (《官场现行记》) von Li Baojia 李宝嘉 (1867 – 1906), Schriftsteller, Qing-Dynastie.

und einem weinenden Auge. Ich fühlte mich wie ein alter umgestoßener irdener Sojamilchkrug, der nicht weiß, wie die Milch schmeckt.
Zehn Jahre in Europa waren wie ein Traum.
Zehntausend Fässer konnte ich mit Abschieden füllen.
Heimat, ich bin da! Der Reisende ist zurückgekehrt.

Nachklang: Verbleibende Töne

Zehn Jahre in Deutschland, mehr als ein halbes Jahr in der Schweiz, in Frankreich und in Saigon – damit habe ich meine Erinnerungen an das knapp elfjährige Leben beendet.
Solche Erinnerungen aufzuschreiben bereitet nicht immer Vergnügen. Insgesamt schrieb ich sie zweimal. Der erste Entwurf entstand in der Zeit vom 1. März 1988 bis zum 11. April 1988; das zweite Mal schrieb ich vom 13. Januar 1991 bis zum 11. Mai 1991. Die zweite Fassung unterscheidet sich völlig von der ersten, da ich beide unabhängig voneinander schrieb. Warum schrieb ich das Buch und warum schrieb ich drei Jahre später noch eine zweite druckreife Fassung? Das ist nicht so schnell zu erklären. Also lassen wir das.
Ich berichte nur über die Phase des Schreibens. Sie ist eigentlich eine Phase des Erinnerns mithilfe meiner Tagebücher. Und dabei war nicht nur mein Gedächtnis allein aktiv. Vielmehr erlebte ich das elfjährige Leben noch einmal, indem sich mir alle Menschen, die ich damals kennen lernte, erneut vor Augen stellten. Obwohl einige Freunde bereits gestorben sind, wurden sie vor meinen Augen wieder lebendig. Das Leben mit ihnen



Dr. Ji mit seinem Doktorvater Prof. Dr. Waldschmidt 1980
Institut für Indologie



Besuch von Dr. Ji Xianlin in Göttingen 1980
Institut für Indologie

zusammen war sauer, süß, bitter und scharf. Zweimal, einmal für vierzig Tage und das zweite Mal für vier Monate, erlebte ich das elfjährige Leben wieder neu. Dieses Gefühl war nicht immer schön. Aber ich biss die Zähne zusammen und überwand mich. Ich hoffe nur, dass ich mich in Zukunft nicht mehr an vergangenes Glück und vergangene Schmerzen zu erinnern brauche.

Soll das heißen, dass ich keine Erinnerungen mehr aufschreiben werde? So ungefähr. Nach meiner Einschätzung war mein Leben normal und es gab keine Heldentaten. Jeden Tag schrieb ich etwas beliebig auf, bis zu diesem Tage. Aber es ist wie mit einer trockenen Orangenschale: Egal, wie man sie bearbeitet, man kann keinen Saft mehr aus ihr herauspressen. So gibt es auch in meinem achtzigjährigen Leben nur zwei wertvolle Zeiträume, die es sich lohnt darzustellen: Der eine sind die zehn Jahre in Deutschland, der andere ist die Zeit der noch nie dagewesenen Katastrophe, worüber ich ebenfalls 1988 den Entwurf „Kuhstall-Erinnerungen" geschrieben habe. Letzterer hat eben denselben Umfang wie „Zehn Jahre in Deutschland". Wann die endgültige Fassung erscheint, kann ich noch nicht sagen. Vielleicht geht es sehr schnell, vielleicht bleibt es immer ein Entwurf. Wer weiß. Zusammenfassend kann ich aber sagen: Es gab keine anderen sich lohnenden Erinnerungen außerhalb dieser beiden Zeiträume.

Am Anfang des Buches schrieb ich einen Prolog, am Ende einen Nachklang unter der Überschrift „Verbleibende Töne". Zwar ich bin bereits achtzig Jahre alt, aber es sieht so aus, als verblieben mir noch einige Jahre. Es gibt noch viel zu tun und viel auszuprobieren: Süßes, Saures, Scharfes und Bittereres. Ich hoffe, dass die verbleibenden Töne noch lange nachklingen.

11. Mai 1991

Nachwort der Übersetzer

Nach seiner Rückkehr in China ist Dr. Ji Xianlin ein weltberühmter renommierter Sanskrit- und Tocharischforscher geworden. Durch zahlreiche Übersetzungen hat er einen herausragenden einzigartigen Beitrag für die Wissenschaft auf dem Gebiet der Indologie geleistet. Zwischen Deutschland und China hat er mit dem vorliegenden Buch eine Brücke gebaut, die bis heute chinesische Studenten, Wissenschaftler und Freunde der Literatur nach Göttingen bringt, um seinen Spuren zu folgen.

Anfang 1991 hat Dr. Ji Xianlin das Buch über seinen zehnjährigen Aufenthalt in Göttingen in China veröffentlicht. Es beruht auf eigenen Tagebucheinträgen (in der Übersetzung kursiv gedruckt) und seinen Erinnerungen.

Professor Li Kuiliu, Frau Roswitha Brinkmann und Herr Liu Daoqian haben das Buch jetzt in die deutsche Sprache übersetzt. Sämtliche Anmerkungen haben die Übersetzer zum tieferen Verständnis selbst hinzugefügt.

In der vorliegenden deutschen Übersetzung wurde die in der Volksrepublik China standardisierte Pinyin-Umschrift verwendet und nur in Ausnahmefällen die in Deutschland verbreiteten Versionen, z.B. Peking, Chiang Kai-shek etc.

Unser Dank gilt Wolfgang Lüdde für die redaktionelle Mitarbeit bei der Übersetzung.
Die historischen Fotos aus der Zeit von 1935-1945 stellte für dieses Buch das Stadtarchiv der Stadt Göttingen und die Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen bereit. Die beiden Fotos von dem späteren Besuch Dr. Ji Xianlins 1980 in Göttingen wurden vom Institut für Indologie der Universität Göttingen zur Verfügung gestellt.
Am 11. Juli 2009 ist Dr. Ji Xianlin in Peking verstorben. Er hat uns autorisiert sein Buch in die deutsche Sprache zu übersetzen. Wir werden ihm immer ein ehrendes Andenken bewahren. Das vorliegende Buch ist ihm gewidmet.

Die Übersetzer, September 2009